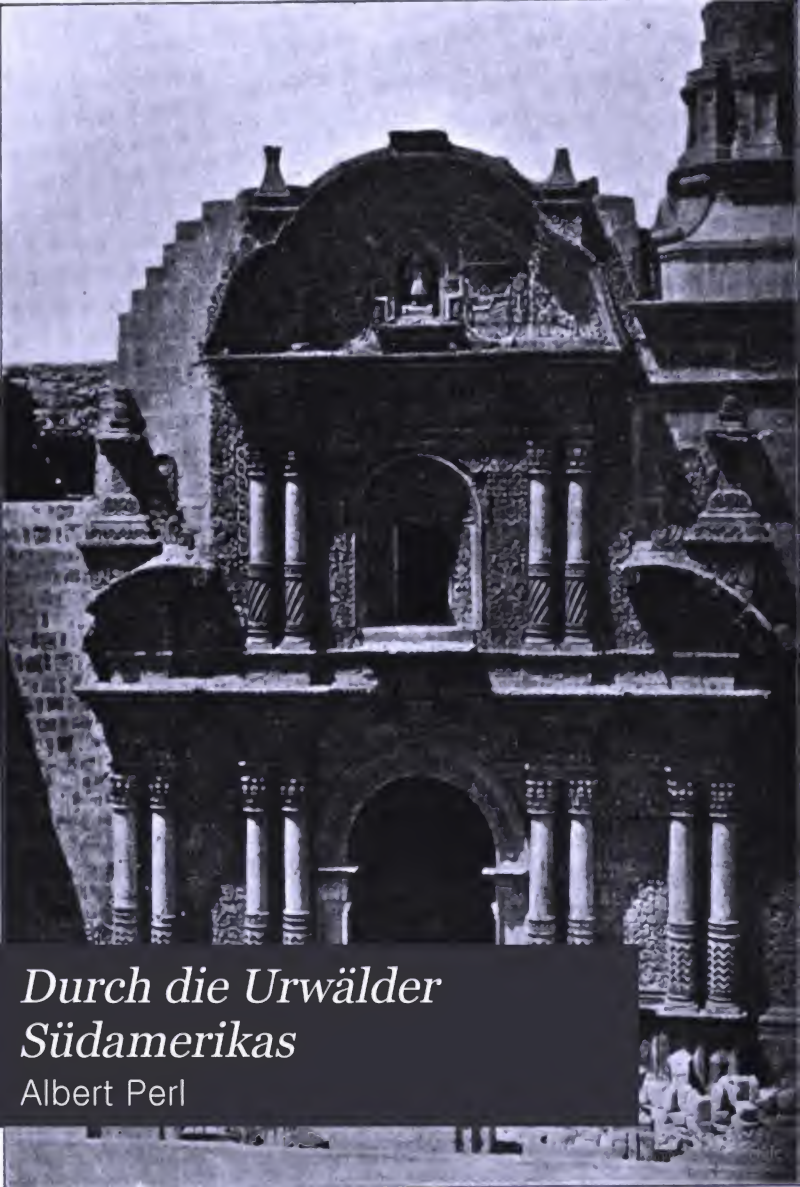


Durch die Urwälder Südamerikas

Albert Perl

SA 909.04.2

Harvard College Library

FROM THE FUND

FOR A

PROFESSORSHIP OF
LATIN-AMERICAN HISTORY AND
ECONOMICS

ESTABLISHED 1913

Digitized by Google

CAPT. ALBERT PERL

DURCH DIE URWÄLDER SÜDAMERIKAS

Digitized by Google

Der Verfasser in seiner Kabine auf dem »Albertc«.

Digitized by Google

DURCH DIE URWÄLDER SÜDAMERIKAS

VON

CAPT. ALBERT PERL

MIT SECHZIG ABBILDUNGEN UND EINER KARTE

BERLIN 1904
VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Digitized by Google

SF 209.04.2
✓

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Digitized by Google

SEINER KAISERL. UND KÖNIGL. HOHEIT

DEM

KRONPRINZEN DES DEUTSCHEN REICHES UND VON PREUSSEN

FRIEDRICH WILHELM

IN TIEFSTER EHRFURCHT ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER

Digitized by Google

INHALT.

Seite

I. KAPITEL. Abschied — Von Southampton nach Barbados, Jamaica, Colon . 1—5

II. KAPITEL. Der Isthmus von Panamá — An Bord der »Arequipa« — Guayaquil — Paita — Truxillo — Lima . . . . . 6—11

III. KAPITEL. Mollendo — Eisenbahnfahrt nach Arequipa — Arequipa — Behandlung von Pferden — Religiöse Verhältnisse — Gastfreundschaft . . 12—22

IV. KAPITEL. Von Arequipa nach Cochabamba — Die Bergkrankheit »Sorojche« — Der Titicaca — La Paz — Der Präsident Melgarejo — Militär — Oruro — Piña blanca — Die Zubereitung der Chicha — Von Oruro nach Cochabamba . . . . . 23—38

V. KAPITEL. Cochabamba — Polizeiwesen — Prozessionen — Beerdigung — Gastfreundschaft — Stiergefechte — Oeffentliche Vergnügungen — Eine Jagdpartie nach dem Tunari — Cliza — Reise nach Totora . . . . . 39—54

VI. KAPITEL. Nach Antofagasta durch die Wüste Atacama — Iquique — Salpeterfelder — Arica — Tacna . . . . . 55—60

VII. KAPITEL. Der Sorata — Bergpartie nach Tolapampa — Am Mapiri — Flossfahrt auf dem Mapiri — Fischfang — Der Beo — Ankunft in Ruenabaque — Reyes — Viehzucht — Insekten — Pflanzenweisheit — Das erste Krokodil — Sandflöhe — Reyes bei Nacht — Straussenrennen — Die Kamera — Nach Salinas — Wald- und Lagunen-Szenerie — Alligatoren in Salinas — Jagd auf Marimonos — Das Diner im Urwalde — Canoa-Fahrt — Am Rio Madidi — Alberto Mouton — Guarayos-Indianer — Mariguis — Ankunft in Riveralta . . . . . 61—94

VIII. KAPITEL. Der Gummihandel — Reise auf dem Madre de Dios — Gefährliche Fische — Jagd auf Krokodile, Wildschweine und Affen — Osterfest in der Baracke Esperanza . . . . . 95—107

IX. KAPITEL. Der Fluss Madeira — Fahrt über die Wasserfälle — Caripunas-Indianer — Parentintins — Santo Antonio — Manãos — Der Dampfer »Rio Tapajoz« — Auf dem Flusse Purus — Ankunft im Acre — Eine Bootreise — Ein portugiesisches Frühstück — Die Baracke Amelia — Brasilianische Neger — Bei den Pacaraguas-Indianern — Von Bella-Flor nach Camacho — Waldszenerie am Manuripi — Fieber . . . . . 108—127

Digitized by Google

Seite

X. KAPITEL. Reise mit dem Dampfer »Esperanza« — Der Madre de Dios — Bootreise im Flusse Manu — Gestörte Nachtruhe — Der Casbajal — Die Piros-Indianer — Mishagua — Reise nach Iquitos . . . . . 128—142

XI. KAPITEL. In San José de Parinari — Der Fluss Samiria — Der Chambira — Das Städtchen Yurimaguas am Huallaya — Ein zufriedenes Indianervölkchen — Indianische Ehrlichkeit . . . . . 143—147

XII. KAPITEL. Die Reise auf dem Dampfer »Adolfito« des Dr. Vaca-Diez — Der Untergang des »Adolfito« . . . . . 148—161

XIII. KAPITEL. Reise auf dem Dampfer »Cintra« . . . . . 162—169

XIV. KAPITEL. Eine Robinson-Reise . . . . . 170—175

XV. KAPITEL. Reise auf dem Dampfer »Bolivar« — Rückkehr nach Deutschland 176—179

XVI. KAPITEL. Die Gründung der Firma Perl & Leser in Hamburg — Ausreise — Brasilianische Schiffahrtsgesetze — Reise des Dampfers »Alberto« — Alligatoren — Malaria — Der obere Acre — Vom Rio Sinho bis Manáos — Manáos . . . . . 180—198

XVII. KAPITEL. Reise auf dem Aviso »Jutahy« — Der Ursprung der Grenzstreitigkeiten am Acre — Ankunft in Antimary . . . . . 199—211

XVIII. KAPITEL. Die Baracke Nova Empreza am oberen Acre — Aerztliche Tätigkeit — Reise in der »Alster« und »Havel« . . . . . 212—221

XIX. KAPITEL. Von Manáos nach Rio de Janeiro — Maranhão — Pernambuco — Bahia — Victoria — Ankunft in Rio — Der Corcovado — Tijuca — Petropolis — Copacabana — Das Deutschtum im Auslande — Schluss 222—235

Digitized by Google

Kapitän Albert Perl

I. KAPITEL.

Im ersten Viertel des Jahres 1890 war mein Wunsch, in der grossen englischen Hauptstadt zunächst meinen Gesichtskreis zu erweitern und mich gleichzeitig dem praktischen Studium der Landessprache widmen zu können, in Erfüllung gegangen. Ich wohnte im Norden Londons, Broadway 53, und verfolgte im Kontor eines Exportgeschäftes in der Friday-Street den einförmigen Gang des Lebens. Jedoch schon nach Verlauf weniger Monate sollte urplötzlich eine Wandlung in meinem Dasein geschaffen werden. Der bekannte, in England übliche »Knock« dröhnte durch das Haus, und in dem freudigen Gefühl, Nachricht aus der Heimat zu empfangen, die sich in dieser Weise anzukündigen pflegte, eilte ich, die Tür zu öffnen. — Aber statt der mir stets willkommenen Erscheinung des Postboten, stand ich einem jungen Manne gegenüber, der mich mit den Worten begrüsste: »Wohnt hier vielleicht Herr Perl?« — »Der bin ich selbst!« gab ich zur Antwort. — Dem kurzen Zwiegespräch folgte eine Aufforderung nach der Lime-Street, wo man mich zwecks Vorstellung für einen Posten nach Bolivien erwarte. Es bedurfte meinerseits keiner langen Ueberlegung, um dieser für mich so bedeutungsvollen Einladung zu folgen. Schon am nächsten Tage waren die Würfel gefallen und ein Telegramm: »Gehe nach Bolivien« an die nichts ahnenden Eltern unterwegs. In wenigen Stunden waren die Koffer reisefertig und ich begab mich an Bord eines Hamburger Dampfers, der mich zum Abschiednehmen nach Deutschland bringen sollte.

Digitized by Google

Zu Hause wollte man natürlich von einer Reise in die unbekannte Welt nichts wissen und der Kontrakt sollte durchaus rückgängig gemacht werden. Aber was half alles, Coopers Lederstrumpf und ähnliche Bücher hatten schon in frühester Jugend den Wunsch in mir geweckt, Süd-Amerika kennen zu lernen. Als Spross einer alten Waidmannsfamilie, floss viel zu reges Blut in meinen Adern, als dass ich diesen Plan hätte wieder aufgeben können. Mein früherer Aufenthalt in Hamburg hatte mir auch einen Einblick in den überseeischen Handel gewährt, wie oft war ich dort am Hafen gewesen und hatte mit sehnsüchtigem Herzen den dumpfen Abschieds-

Strasse in Kingston auf Jamaica

gruss eines Süd-Amerika- oder West-Indienfahrers vernommen. Nein, hier war nichts zu machen, fort musste ich, in die weite Welt.

Am 11. Juni 1890 war ich in Southampton und hatte mich auf der »Atrato« von der Royal-Mail-Steam Navigation Co. eingeschifft. Die »Atrato« war das neueste Schiff der West-Indien-Linie und, wenn auch einfach, so doch gediegen eingerichtet. Die mir zugewiesene Kabine teilte ich mit einem Peruaner aus Lima, einem überaus komischen alten Herrn, der mir Gelegenheit bot, meine spanischen Kenntnisse zu erweitern. Ausser mir befand sich nur noch ein deutscher Herr an Bord, sonst waren zum grössten Teile Engländer vertreten.

Endlich erreichten wir die Insel Barbados. Noch in der Koje liegend, erblickte ich durch das kleine runde Fensterchen zum ersten Male

Digitized by Google

ein kupferfarbenes, zum Teil auch schwarzes Volk. Im Nu hatte ich mich angekleidet und war an Deck geeilt, wo meiner ein Anblick wartete, der geradezu paradiesisch genannt werden konnte. Es war ein herrlicher Morgen, ganz dazu angetan, die Welt in ihrem schönsten Glanze erscheinen zu lassen. Neger und andere farbige Jungen produzierten sich in ihren bekannten Schwimmübungen, indem sie ins Meer geworfene Geldmünzen tauchend erhaschten, sogar für 1 Schilling unter dem Schiffsrumpf hinweg tauchten und für ½ Schilling von hoch oben herab in die See sprangen. Natürlich musste dem Wunsche, auch die fremde Erde zu betreten, sofortige Folge geleistet werden, und so schloss ich mich denn einer Gesellschaft von Engländern an, deren Führer, Mr. Bankard, es meisterhaft verstand, uns in das neue Leben und Treiben einzuführen. Wir durchwanderten die Strassen in Begleitung einiger Negerjungen, die sich uns als Wegweiser aufdrängten in der Hoffnung einige Pence dafür zu bekommen. Nach und nach ermüdeten wir jedoch von all dem Gesehenen und suchten den Rückweg nach dem Hafen. Bald nachdem ich wieder an Bord war, stellten sich bei mir infolge des Ausfluges unter der Tropensonne heftige Kopfschmerzen ein. Mein kleiner Filzhut war der Mittagsglut nicht gewachsen, und so hatte mir die Sonne das Genick tüchtig versengt, was ein heftiges Fieber mit fortwährendem Phantasieren nach sich zog und die eben gehabten Freuden in Bridge-Town etwas verbitterte. Schon einige Tage später lagen wir vor der Insel Hayti bezw. Jacmail im Hafen. Der Aufenthalt war nur sehr kurz, weshalb Passagiere nicht an Land gehen konnten. Die kleine Stadt liegt hübsch, die Insel selbst, die stellenweise steil zum Meere abfällt, ist dicht bewaldet.

Negerknabe

Unsere Reise war stets von dem prachtvollsten Wetter begünstigt. Täglich wurden Scharen von Delphinen begrüsst, welche die allgemeine Stimmung an Bord erheitern halfen. Fliegende Fische, welche über Deck flogen, zum Teil aber niederfielen, wurden im Triumph dem Koch übergeben.

Am nächsten Morgen kam der Dampfer vor der Stadt Kingston auf Jamaica an, wo er drei Tage liegen blieb, um Kohlen zu nehmen. Hier

1*

Digitized by Google

suchte ich mir zunächst einen andern Hut zu kaufen, der den Anforderungen des Klimas mehr entsprach. Mit dem Doktor, dessen nähere Bekanntschaft ich nun inzwischen gemacht hatte, nahm ich einen Wagen und machte eine Tour in die Umgegend. Einen Vorgeschmack südamerikanischer Tierquälerei bekam ich schon hier, denn der schwarze Kutscher schlug so unbarmherzig auf das nach und nach erschlaffende Pferd ein, dass wir mittels Trinkgelds Schonung für das arme Tier erkauften.

Zum Markte
Kingston auf Jamaica

Wir besuchten das in der Nähe gelegene Exerzierfeld eines in Kingston liegenden Regiments und sahen dort dem »Polo« zu, bei welchem sich die Offiziere vergnügten. Die aus ca. 40 Mann bestehende Musikkapelle spielte ausgezeichnet; besonders geeignet schienen mir diese farbigen Musiker mit ihren dicken Lippen als Tubabläser; sie erregten mit ihren unverfrorenen und dabei gleichgiltigen Gesichtern unsere unverhohlene Heiterkeit. Die kleidsame Zuavenuniform stand den Leuten vorzüglich, besonders der saubere Turban. — Da gerade Sonntag war, so hatten wir Gelegenheit, auch das weibliche Geschlecht im Feiertagsstaat zu bewundern. Es entfährt einem tatsächlich ein erstauntes »Donnerwetter,« wenn man an diese grossen schwarzen Augen noch nicht gewöhnt ist, mit denen ihre Besitzerinnen geschickt zu kokettieren wissen. Da sieht man eine Schöne stolz an der Seite ihres schmucken Infanteristen dahinschreiten, ihr sonst schwarzes Gesicht ist weiss gepudert, die eine Hälfte ihres billigen seidenen Kleides ist grün, die andere gelb oder zeigt irgend eine ähnliche absonderliche Farbenzusammenstellung.

Die von mir besuchten, mit Stroh gedeckten Lehmhütten der Eingeborenen waren, wenn auch elend, so doch immerhin sauber genug. Kinder, Hunde, Schweine und Hühner katzbalgten sich, wie die Natur sie geschaffen,

Digitized by Google

in freundschaftlichster Weise vor den Hütten; es kam aber auch vor, dass die zusammengewürfelten Spielgenossen sich gelegentlich sämtlich hinein verirrten und von einer zeternden alten Negermama unsanft wieder hinausbefördert wurden. Kinder wie die Orgelpfeifen fand ich in jeder Hütte, von deren Bewohnern wir übrigens stets sehr freundlich begrüsst wurden.

Wenn ich der an Bord der »Atrato« verlebten Zeit gedenke, so erinnere ich mich gern der allsonntäglich unter Leitung des Kapitäns abgehaltenen Andacht. Sämtliche Passagiere, sowie die Mannschaft, welche abkömmlich war, trat dann zur kirchlichen Feier im grossen Salon der »Atrato« zusammen. Es war recht feierlich auf dem sich hin und her wiegenden Dampfer; das Brausen der Wellen klang gleichmässig durch die geöffneten Fenster, und eine angenehme Seebrise zog kühlend über die durch die imponierende Macht der Natur im Innersten ergriffenen Beter. Lautlos wie jeder gekommen, so zog man sich auch wieder zurück, um oben an Deck nach dieser Feier die helle Sonne zu begrüssen, die ihre glitzernden Strahlen lebensfroh auf den schäumenden Wellen spielen liess.

Der südamerikanische Kontinent war nun erreicht, knarrende Taue hielten den Dampfer längsseits des Bollwerks von Colon, und die Reise auf der »Atrato« war beendigt.

Ein schauererregendes Schmutznest mit einer unerträglich aufdringlichen Bevölkerung harrte hier unser. Ein Gebrüll und Gedränge fand bei der Landung statt, dass einem übel wurde; ich beschloss, als einer der letzten den Dampfer zu verlassen. Endlich, aber ohne jede Aufforderung meinerseits, ergriffen drei der übelriechenden Schwarzen mein Gepäck und schleppten es nach dem nahe gelegenen Bahnhof, von wo aus binnen einiger Stunden die Reise über den Isthmus nach Panamá angetreten werden sollte. — Mit meinen Negern war nun allerdings kein leichtes Handeln, doch widerfuhr ihnen eine arge Enttäuschung, denn statt der von ihnen verlangten 16 M. erhielten sie nur 2, was ihnen auf dem Polizeiamte, wohin sie mich tobend begleiteten, klar gemacht wurde. Allerdings war der Weg nach dem Bahnhofe zurück nicht angenehm, da sie so bedrohlich wurden, dass ich zur Waffe greifen musste. Auf dem Bahnhof angekommen, bekam der Haupträdelsführer von einem Beamten, gegen einen Cognac, den ich ihm stiftete, eine gehörige Tracht Prügel, womit der Friede hergestellt war. Leider hat der schwarze Biedermann zum Schluss auch jene 2 Schilling noch verloren, da seine Hosentaschen undicht waren, was wiederum einen allgemeinen Jubel bei seinen Kameraden hervorrief. Wie ich bemerkte trugen die Bahnbeamten zum Teil kurze dicke Knüttel, welche wahrscheinlich öfter dem gleichen Zwecke dienen.

Digitized by Google

II. KAPITEL.

Die Reise über den Isthmus währte nur einige Stunden, sie führte uns durch Urwald, der teilweise von Sümpfen oder auch kleinen Niederlassungen von Negern unterbrochen wurde. Wie in Colon, so sind auch hier die dürftigen Hütten der Eingeborenen auf Pfähle gebaut. Unter dem Hause ist der Ort für Abfall und altes Gerümpel, was nicht wenig dazu beiträgt, die an und für sich schon ungesunde Luft zu verpesten. Die Bewohner, deren Hütten im allgemeinen von Zuckerrohr oder Bananenpflanzungen umgeben sind, tragen nur wenig Kleidung; die Kinder laufen ganz nackt umher und wälzen sich mit ihren vierfüssigen Kameraden vertraulich auf dem Boden. Ebenso entbehren Männer und Frauen ziemlich der Kleidung. Die übrigen Reisenden hatten mich vielleicht in übertriebener Weise vor der Fahrt über den Isthmus, des starken Fiebers wegen, gewarnt, weshalb ich unterwegs eine Flasche Rotwein mit Chinin trank. Die Furcht ist bei vielen, namentlich jüngeren Reisenden, so gross, dass sie allein schon aus diesem Grunde das Fieber bekommen. Ich habe immer gefunden, dass Neulinge, die in jene Gegenden kommen, diese unbefangen am besten passierten, während Reisende, denen vor dem Fieber Angst gemacht worden war, es sicher bekamen. Bei meinen späteren Reisen machte ich es mir zum Prinzip, meinen Leuten einzureden, dass sie, bei Befolgung meiner nur beiläufig erwähnten Mahnungen, an Fieber gar nicht zu denken hätten. Ich fuhr ganz gut dabei.

Panamá, welches wir sehr bald erreicht hatten, trägt ja nun allerdings in dieser Beziehung einen Weltruf, jedoch beschäftigte ich mich keineswegs mit dem Gedanken an Fieber, sondern sah mir während der vier Tage meines Aufenthaltes den Ort an. Die Plaza, an welcher das Hotel liegt, ist sehr sauber asphaltiert und mit hübscher Promenade und Beeten von prachtvollen Tropenpflanzen und Palmen versehen. Des Abends ist sie elektrisch erleuchtet und lässt einen glauben, dass man sich in einer Grossstadt befindet. Zweimal in der Woche ist Militär-

Digitized by Google

konzert auf dem Platze, zu welchem alt und jung und besonders der in allen Farben vorhandene Damenflor sichtbar wird. Dringt man freilich in die von dem sehr geschmackvoll angelegten Platze ausgehenden schmutzigen, winkligen Strassen ein, so wird man plötzlich ernüchtert und marschiert statt auf Asphalt, auf dem schrecklichsten Pflaster. Der Handel bezüglich der Ladengeschäfte befindet sich zum Teil in Händen von Chinesen, deren Ordnungsliebe in ihren Läden mir besonders auffiel.

Panamá

Unangenehm wurde mir auch hier die Aufdringlichkeit der Neger, die einen mit allerlei Angeboten verfolgen. Das übelste dabei ist der pestilenzialische Geruch, den diese Schwarzen von sich geben. Nachdem ich mich in meinem Zimmer, nach eben erfolgter Ankunft, umgesehen hatte, klopfte es plötzlich, und auf mein erstauntes »Herein« erschien im Spalt der wenig geöffneten Tür ein kugelrundes, wolliges, freundliches Negergesichtchen mit zwei Reihen perlartiger Zähne, neugierig in allen Ecken des Zimmers herumschauenden Augen und mit den Worten: »If you want a servant, call me Peter. Goodbye!« — Weg war er! — Das ganze Erscheinen war so plötzlich und drollig, dass ich es noch bis heute im Gedächtnis habe.

Digitized by Google

In Panamá, wo ich ausser den bekannten Kanalarbeiten nichts Bemerkenswertes vorfand, fuhlte ich nur eine furchtbare Tropenhitze, so dass ich bei Tag und Nacht wie gebadet und erfreut war, als ich mich endlich auf dem Dampfer »Arequipa« von der Pacific-Linie einschiffen konnte zur Weiterfahrt bis Mollendo. Der Dampfer lag draussen, und die Passagiere wurden auf einem Schlepper hinüber gebracht, um an Bord zu gehen. Im Hafen von Panamá gibt es viel Haifische, indes bekam ich keinen zu Gesicht. Endlich war alles klar, und die Reise nahm nun ihren Anfang auf dem Stillen Ozean, an mehreren reich bewachsenen Inseln vorbei, der offenen See zu. Dass die Gewohnheiten an Bord der »Arequipa« auf dem Grossen Ozean andere waren, als an Bord der »Atrato« auf dem Atlantischen Ozean, sollte ich bald erfahren. Gewohnheitsgemäss hatte ich abends zuvor meine Stiefel zum Putzen vor die Türe meiner Kabine gestellt. Der Steward brachte des Morgens den Tee und ordnete das Zimmer, aber meine Stiefel erschienen nicht. Zur Rede gestellt, erklärte er mir, dass jene Vertrauensseligkeit nur auf europäischen Dampfern Sitte sei und meine Stiefel wahrscheinlich auf Nimmerwiederschen verschwunden wären. Und so war es. Es wurde am ersten Morgen eine ganze Reihe von Diebstählen dem Kapitän gemeldet; einen Passagier III. Klasse hatte man sogar seines ganzen Vermögens, das nach seiner Angabe in 2000 Mk. bestand, beraubt. Ich stelle hiermit also eine Warnungstafel auf! —

An Bord der »Arequipa« sah es im Zwischendeck geradezu wild aus. Hier lagerten Gruppen von indischen Kulis, dort Chinesen, Neger und andere Farbige. Dazwischen krochen schmutzige Babys, Hunde, Papageien und Affen umher, die ein wahres Zetergeschrei erhoben. Auf dem Gesichte der Männer lagerte indes eine ernste Ruhe, jene Gleichgiltigkeit, die den Südländern eigen ist, während die Frauen bald hierhin bald dahin huschten oder ihren Säuglingen die Brust gaben. In einer andern Ecke hockten wiederum andere, die sich bei dem Wohlklang einer Ziehharmonika ergötzten und dem Spektakel so die Krone aufsetzten.

Der Salon und die Kabinen befanden sich auf dem Deck des Schiffes, so dass die Temperatur wenigstens des Nachts eine erträgliche war. Auch die erste Klasse war derart mit Passagieren überfüllt, dass fur die Nacht der Salon zu Hilfe genommen werden musste und, da die Polsterbänke nicht ausreichten, sogar die Tische als Ruhebetten benutzt wurden.

Wir fuhren fast immer angesichts der Küste, die dem Auge wenig bietet, sie ist kahl und felsig und hebt sich stellenweise steil empor; der mächtige Felskegel des Chimborazo wurde auf blauem Hintergrunde sichtbar und erweckte eine kleine Gedankenwelt aus der Schulzeit! Hin und wieder erfreute ein grüner Streifen. Im allgemeinen aber ist die Küste höchst eintönig und, wenn man an Land geht, geradezu erschlaffend lang-

Digitized by Google

weilig. Am vierten Tage der Fahrt fuhren wir vormittags in den Guayaquil-Fluss ein zum Hafen der gleichnamigen Stadt. Hier ging ich mit Mr. Bankard an Land und besah die Stadt. Wir wurden in den ersten Strassen, die wir zu passieren hatten, von einem furchtbaren Geruch empfangen, der auf die Reinlichkeit der Einwohner ein wenig günstiges Licht wirft. Man wagte kaum zu atmen. Es nimmt daher nicht wunder, wenn Fieberepidemien in diesem Ort so reichliche Opfer finden. Des Abends machte die Stadt vom Hafen aus, bei elektrischer Beleuchtung, den Eindruck einer Grossstadt, aber, wie gesagt, nur per Distanz. Wir waren froh, als sich der Kiel unseres Dampfers wieder dem Flusse zuwandte und durch den engen Wasserweg, der den Dampfer stellenweise kaum durchliess und dessen Ufer zu beiden Seiten mit Urwald bewachsen waren, die See erreichten. Der Fluss war an einigen Stellen so flach, dass der Dampfer nur eben darüber hinweg kam. Kaum befanden wir uns wieder auf dem Meer, so gewahrte ich Walfische, die in einiger Entfernung, Wasser durch die Nasenlöcher spritzend, dahin schossen. Langsam fuhr ein Fischerboot an uns vorüber, welches einen Wal von beträchtlicher Grösse im Schlepptau hatte. Guayaquil exportiert hauptsächlich Kakao und Kaffee, weshalb der Hafen ein lebendiges Bild bot und Schiffe aller Art vor Anker lagen.

Die nächste Station war Paita, ein überaus elendes Nest, dem aber die Natur einen grossartigen Hafen verliehen hat. Man fährt durch einen schmalen und kurzen Kanal in eine grosse, von allen Seiten geschützte Bucht hinein. Auch hier ging ich an Land, fand aber statt der in Guayaquil vorhandenen Häuser hier nur mit wenigen Ausnahmen elende Indianerhütten. In den Türen lagen alte, schmutzige Weiber und kläffende Köter. Der Ort liegt am Fusse ziemlich hoher Felsen und ist so versandet, dass man bei jedem Schritt bis an die Knöchel einsinkt. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich in dem Innern einer solchen Hütte, inmitten einer Anzahl von Heiligenbildern, ein grosses Bild von — Bismarck!

In dem nächsten Hafen oder besser Ort, den der Dampfer zu passieren hatte, blieb, der ungünstigen Küstenverhältnisse wegen, der Dampfer ziemlich weit in See liegen, um Rindvieh an Bord zu nehmen. Die Art der Ueberführung will ich ihrer Eigenart wegen wiedergeben. Zunächst wird eine Schute geladen mit soviel Stück Vieh, als sie tragen kann, ausserdem hängt zu beiden Längsseiten die nur mögliche Anzahl, mit den Hörnern angebunden, im Wasser. Die Tiere arbeiten natürlich unaufhörlich, bis ihnen die Kraft versagt und sie geduldig herunterhängen. Hierbei kommt es häufig vor, dass der eine oder andere von den kurz angebundenen Ochsen den Kopf so dreht, dass die breite Stirn gegen die Wand der Schute zu liegen kommt und das Tier, wenn nicht rechtzeitig Hilfe kommt, elendiglich ersäuft. Wie lange muss der erste Ochse im Wasser

Digitized by Google

hängen, bevor der letzte endlich angebunden ist, und wie lange all die Tiere, bevor der Dampfer überhaupt ankommt, denn alles muss vorher fertig sein, da der Dampfer weder warten kann noch soll. Endlich wird langsam die strampelnde Schute durch die Brandung gesteuert und herüber gepätzt. Gebrüllt wird hier, gebrüllt wird dort von Mensch und Tier, endlich ist man soweit und das Aufhissen geht los. Es wird dem Tiere einfach eine Schleife um die Hörner gelegt, und im nächsten Moment schwebt es, an den Hörnern hängend, zwischen Himmel und Wasser mit hervorquellenden Augen. Ein weiteres Kommando erschallt, die Winde wird gedreht und das Tier vollends hochgezogen, nun über Deck hängend, wobei es meistens heftig mit dem Nasenbein gegen den eisernen Sparren des Oberdecks geprellt wird. Schliesslich geht auf Kommando die Zugkette los, das erschöpfte Tier saust halb, oft ganz ertränkt nieder und wird, tritt der letztere Fall ein, schnell beiseite gezogen, denn die Zeit drängt. Das Schlachten besorgte der Betreffende sehr gut, jedoch komme ich auf südamerikanische Gebräuche in dieser Hinsicht noch zurück.

Auf der Weiterreise ging ich mit einigen andern Herren in Truxillo an Land, das ebenfalls ein trauriges Nest ist und das wir nur besuchten, um mal wieder an Land zu kommen. Der ganze Ort steht auf tiefem Sande und macht einen wahrhaft kläglichen Eindruck. In dem Sande der breiten Strasse wälzten sich halb verhungerte Pferde und Maultiere. Die Häuser sind aus Holz ungeschickt zusammengefügt, oben flach und niedrig. Der Ort schien fast ausgestorben, denn man sah nur wenig Menschen.

Die nächste Stadt war Lima, die Hauptstadt von Peru, wo der Dampfer drei Tage zu rasten hatte. Durch die lange Bucht im Hafen von Callão wurden wir von unzähligen Pelikanen begleitet, die dicht über dem Schiff mitflogen und uns durch ihre Eigenart, plötzlich senkrecht in die See zu plumpsen, amüsierten. Uebrigens hatte sich die Temperatur inzwischen bedeutend geändert, es war Mitte Juli, so dass man, da diese Zeit hier mit dem Ausdruck »Winter« bezeichnet wird, wenigstens den Sommerüberzieher anzog.

Callão mir näher anzusehen, hatte ich keine Gelegenheit, da schon früh am Morgen der Zug, welcher Callão mit Lima verbindet, abfuhr. In Lima nun traf ich es ausgezeichnet, denn die Stadt lag im vollsten Flaggenschmuck und in dreitägiger Feier. Es war ein nebliger und unfreundlicher Tag, die Strassen waren nass und schmutzig und das Gedränge gross. Wie bekannt, regnet es nie in dieser Gegend, aber nass wurde man dennoch. Es waren die Ueberreste der im letzten chilenisch-peruanischen Kriege Gefallenen nach Lima überführt worden, was durch militärische Umzüge durch die Stadt festlich begangen wurde. An allen Ecken und Plätzen der Stadt las man den Namen des berühmten peruanischen Generals Grau, der in diesem Krieg als Held gefallen war. Die Stadt

Digitized by Google

war in den peruanischen Farben, weiss und rot, geschmückt und trug, der Trauerfeier angemessen, ein düsteres Gepräge. Gegen 10 Uhr traten die ersten Truppen an und marschierten unter Musik, Trommel und Pauke, die reichlich geschlagen wurde, über die Plaza durch die Hauptstrassen der Stadt. Die Soldaten sind sämtlich Indianer vollen und halben Blutes, die Offiziere fast durchweg weiss. Die Uniform besteht aus einem dragonerblauen, Flanell ähnlichen Stoff, roter Mütze (Käppi) und kurzen Stiefeln, wie wir sie bei den Turcos kennen. Die Leute sind durchschnittlich klein und von nicht militärischer Haltung. Die Offiziere ritten reich gezäumte, teilweise hübsche, aber auch jammervolle Gäule, die sämtlich Passgänger waren. Die niedrigen Kanonen waren mit einem Maulesel bespannt, auf welchem ein Mann hockte, ein zweites Maultier, auf dessen Rücken sich zwei Pulverkasten befanden, wurde nebenher geführt. Die Infanterie trägt das Gewehr mit dem Kolben nach vorn und beim Stillstand nach oben, so dass das Gewehr auf dem Lauf ruht, also umgekehrt wie es bei uns üblich ist. Während ich dem militärischen Schauspiel zusah und in der vordersten Reihe des Publikums meine Betrachtungen und Vergleiche anstellte, wurde ich plötzlich von dem Pferde eines der Kavalleristen, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung postiert waren, unsanft umgeworfen und hatte meinem schönen gelben Sommerüberzieher zum höchsten Verdruss ein unfreiwilliges Moorbad gegeben, was mich veranlasste, auf weiteres Amüsement zu verzichten und schleunigst mein Hotel aufzusuchen.

Unter andern Sehenswürdigkeiten der Stadt, beschloss ich auch die Kathedrale zu besichtigen, die, wie alle katholischen Kirchen, mit vielem Pomp ausgestattet ist. Nachdem ich das Innere gesehen hatte, führte mich der Küster in ein dunkles Gewölbe, in welchem sich die verschiedensten Mumien befanden. Einen dieser Kasten öffnete er, indem er den lose aufgelegten Deckel zur Seite schob und einen Schädel, sowie eine Handvoll Knochen herausholte mit den Worten: »Este es Pizarro«, und mit Nichtachtung die Reste dieses edeln spanischen Sauhirten wieder in den Kasten warf. Durch Mangel an Gesellschaft und auch infolge des schlechten Wetters bekam ich leider nur wenig in Lima zu sehen. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht der schönen Limeñas vergessen, die mir in ihrer spanischen Mantilla und dem halbverdeckten Gesicht sehr interessant erschienen. Bei einigen, deren Gesicht weniger bedeckt war, bemerkte ich, dass sie sich stark gepudert hatten, was, wie ich später bemerkte, die südamerikanischen Damen sehr gern ihres gelblichen Teints wegen tun.

Digitized by Google

III. KAPITEL.

Nach der Abfahrt von Callão neigte sich meine Seereise auf dem Stillen Meere ihrem Ende zu, denn nach zwei weiteren Tagen waren wir vor Mollendo, dem Ort meiner Ausschiffung für die Weiterreise in die Kordilleren nach Cochabamba, meinem vorläufigen Reiseziele. Da ich bei späterer Gelegenheit noch vollkommen Zeit hatte, Mollendo und Arequipa kennen zu lernen, so werde ich gleich an dieser Stelle einiges über Land und Leute sagen, um später nicht zurückgreifen zu müssen.

Mollendo ist zunächst der Hafen für Arequipa, welches hauptsächlich Alpacca-, Vicuña-Schafwolle und Coca exportiert, aber auch der neben Arica für Bolivien in Betracht kommende Hafen ist. In neuerer Zeit, d. h. seit 1893, haben sich allerdings die Verhältnisse erheblich umgestaltet durch die Eisenbahn von Antofagasta nach Oruro, so dass sämtliche Waren von Europa für das Innere, d. h. nur die Kordillerenstädte Boliviens, den Schienenweg benutzen, während man ehedem Waren und Produkte entweder über Arica und Tacna oder über den Titicaca-Puno-Arequipa-Mollendo ein- bezw. ausführte. Ich machte die letztere Reise in umgekehrter Form. Mollendo ist einer der unangenehmsten Häfen der Westküste, seiner Brandung und der schwierigen Landung wegen. Der Ort ist an und für sich ebenfalls miserabel, jedoch ist zum Baden ein schöner Strand vorhanden und das Klima ist vorzüglich. Bei dem Ausschiffen der Passagiere nahm mancher, der nicht flink war, ein unfreiwilliges Bad, denn die See ging an diesem Tage sehr hoch und die Boote zur Ueberfahrt schwebten bald in Bordhöhe, bald versanken sie pfeilschnell mit der fallenden Welle. Die Bootsleute haben allerdings grosse Gewandtheit, indes hängt mancher Koffer recht fragwürdig über Bord, bevor er im sicheren Boote liegt. Eine alte Dame, die auch in Mollendo an Land zu gehen hatte, wurde in eine für solche Zwecke extra hergerichtete, oben geöffnete Tonne, mit einem Sitzbrettchen darin, gesetzt und dann in dem Augenblick, als eine Welle das Boot in die Höhe hob, mittels Dampfkrahns hineingelassen.

Digitized by Google

Endlich waren die Passagiere mit ihrem vielen Gepäck in die Boote verteilt und man ruderte der Küste zu. Dort wurde der gegebene Moment erwartet, um das Boot auf einer, sich dem Strande zuwälzenden Welle, durch Felsen hindurch in die Fahrstrasse heben zu lassen. Das Aussteigen an der Mole ging schneller vor sich, das Gepäck war bald oben, und nun war man wirklich in dem neuen Heimatslande. Der Rauch der »Arequipa« verschwand nach und nach am Horizont; noch ein kameradschaftliches Lebewohl und »Kehrt Marsch« die Augen neuen Dingen zugewendet.

Die Eisenbahnstation liegt dicht am Strande, und vor der Weiterfahrt nach Arequipa sah man sich, da die Zeit es noch gestattete, ein wenig im Orte um und besuchte natürlich das unvermeidliche Bierlokal des alten »Peter«, ein gemütliches Bierstübchen, dessen Wände die drei Kaiser und Bismarck schmücken. Mollendo ist ziemlich hoch gelegen und, wie die meisten dieser kleinen Küstenorte, von einer Wüste umgeben, die in unmittelbarer Nähe des Ortes in schwindelnder Höhe steil zum Meere abfällt. Unten gewahrt man Seehunde, die sich wohlig tummeln, Pelikane, Möwen und andere Vögel. Häufig zeigen sich auch Haifische im Hafen von Mollendo. So soll einmal ein mit Mannschaft vollbesetztes Boot von Haifischen umgeworfen worden sein, doch wird erzählt, die Leute hätten angesichts der Gefahr kräftig um sich geschlagen, wobei die erhaschten Ruder gute Dienste leisteten, so dass die erschreckten Haifische niemanden in die Tiefe zogen und alle Mann von herbeieilenden Booten gerettet worden seien. Die Einwohner von Mollendo leben teils vom Fischfang, teils finden sie lohnende Arbeit im Eisenbahnbetriebe und in der Verschiffung von Gütern. Die Häuser sind grösstenteils aus Brettern gebaut und stehen mit der Front der inneren Strasse und mit dem Hinterhause der See zu; das letztere ruht gewöhnlich auf Pfählen am ziemlich steil fallenden Abhange, so dass bei älteren Häusern eine Gefahr des Abrutschens nicht ausgeschlossen ist.

Endlich sitzt man im Waggon und der Zug bewegt sich langsam durch die öde Sandwüste, die, bevor er beginnt die Berge zu erklimmen, noch einmal von einer grünen Fläche unterbrochen wird. Ueber Brücken, an steilen Abhängen vorbei, windet sich der Zug, ab und zu Station machend. Ein einfaches Häuschen und ein kleiner Garten beleben den sonst trostlosen Weg. Aber nach der Seeseite zu bietet sich einem ein wunderbarer Blick. Tief unter sich gewahrt man den Schienenweg, den man vor einer Stunde passiert hat. Eben schlängelt sich ein anderer Zug, gleich einem Spielzeug, an den kahlen Felsen entlang der Ebene zu. Man glaubt in den Wolken zu schweben und schaut herab auf das unendliche Meer, das sich friedlich vor einem ausbreitet. Auf der Höhe angekommen, bewegt sich der Zug durch eine wahre Wüste, in welcher man als einzige

Digitized by Google

Abwechslung hin und wieder einen hohen Kaktus sieht. Stunden vergehen, man ist total eingestaubt und verdurstet, endlich, am späten Nachmittag, wird es grün und bewohnt, wir sind dem Weichbilde der Stadt Arequipa nahe gekommen und nun bald am Ziele.

Arequipa liegt am Fusse des 6000 m uber den Meeresspiegel sich erhebenden Vulkanes Misti in einem reizenden Tale und gewährt den Anblick einer altgriechischen Stadt. Sie ist durchweg aus grossem weissen Sandstein erbaut, mit flachen Dächern. Fassaden und Türme, die wohl ehemals vorhanden waren, sind infolge der allwöchentlich auftretenden Erdbeben abgestürzt und dann so verblieben. Es ist eine Tatsache, dass häufig wiederkehrende Erdbeben den Menschen nach und nach nervös machen. Hunde und Pferde verspüren schon lange vorher die drohende Gefahr und werden unruhig. Trifft es sich nun, dass das Erdbeben des Nachts eintritt, wie ja sehr häufig, dann flüchtet jeder in dem Zustande, in dem er sich gerade befindet, auf die Strasse, denn Zeit zur Toilette ist nicht vorhanden. Der grösste Teil der Häuser besteht innen aus Wölbungen, um dem Hause eine grössere Tragkraft zu verleihen. Mein Schlafzimmer hatte bereits einen breiten Riss, der Zeuge eines heftigen Erdbebens war. Eines Sonntags morgens — ich lag noch in bester Ruhe — zitterte plötzlich die Tür in der bekannten Weise. Ich vermochte mich im ersten Augenblick nicht zu rühren und schaute starr auf den Riss, der sich indessen nicht vergrösserte. Endlich sprang ich mit einem Satz aus dem Zimmer und gewahrte zu meiner Ueberraschung, dass der Urheber des Erdbebens niemand anders war als eine meiner Doggen, die sich, gegen die Tür gelehnt, eifrig schuppte. Ein anderes Mal geschah es, dass, während die Militärmusik auf dem Platze spielte, plötzlich ein Getöse laut wurde, als ob eine Schwadron Kavallerie die Strasse herabgesaust käme — es war ein starkes Erdbeben.

Das Klima von Arequipa ist sehr trocken, und Ankömmlinge müssen sich erst an dasselbe gewöhnen, denn die hohe Lage der Stadt verursacht anfänglich, besonders bei schnellerem Gehen, Atemnot, die sogenannte Sorojche, auf die ich später noch zurückkommen werde. Ich erinnere mich, dass ich in den ersten drei Nächten meiner Anwesenheit in Arequipa während des Schlafes Nasenbluten bekam, ohne dass ich davon erwachte. Das Klima ist jedoch sehr gesund und wird von Aerzten besonders Schwindsüchtigen empfohlen. Das Tal von Arequipa bietet, von oben gesehen, ein weniger landschaftlich belebtes Bild, als einen hoch interessanten Blick auf die mit spärlichem Grün bedachte, zerklüftete Stadt. Nach Westen zu gewahrt man ausgedehnte Klee- und Maisfelder, die sich allmählich in der mit kleinem Gestein durchsetzten sandigen Ebene verlieren. Der südliche Teil der Stadt wird vom Arequipaflusse durchschnitten, über welchen zwei mächtige, aus Sandstein gebaute

Digitized by Google

Brücke über den Rio Arequipa

Digitized by Google

Brücken führen. In der trockenen Zeit, vom Mai bis Oktober, führt der Fluss nur sehr wenig Wasser, so dass man bequem von einer Seite zur andern auf den zahlreichen in seinem Bett liegenden Steinen herüber springen kann; ganz unpassierbar ist er aber in der Regenzeit, in welcher die Wassermassen mit weit vernehmbarem Getöse über Felsen und Steine hinwegstürzen. Seine Breite beträgt nahe der Stadt cirka 100 Meter.

Die Bewohner der Stadt bestehen zur einen Hälfte aus Weissen und zur andern aus Indianern und Mischlingen (Cholos). Eine nicht unbe-

Plaza in Arequipa mit Kathedrale

deutende Anzahl von Pfaffen bewohnt die sehr katholische Stadt, in welcher der religiöse Kultus, wie in vielen südamerikanischen Städten, besonders in Peru und Ecuador, eine grosse Rolle spielt.

Wie fast überall in Südamerika, je nach den Verhältnissen, so wird auch hier eifrigst Sport betrieben. Zunächst der Rennsport, dem jeder Amerikaner mit Vorliebe huldigt. Das Material besteht teils aus einheimischen Pferden, unter denen sich Prachtexemplare befinden, welche von aus Spanien mitgebrachten arabischen Pferden abstammen, teils aus einer Kreuzung mit englisch-chilenischen Pferden, die sich Liebhaber aus Valparaiso etc. heraufkommen lassen. Es besteht ein Sportklub, der seine

Digitized by Google

regelmässigen Rennen veranstaltet, auf welchen die interessantesten Rennen bei hohen Sätzen stattfinden. Auch mir war es vergönnt, Lorbeeren auf diesem Felde des Sports zu erringen. Der Klub besitzt eine hervorragend schöne Bahn (Cancha) mit prächtiger, grosser Tribüne, Restaurationsräumen. Damenzimmer, Schiessstand, Lawn-Tennis-Platz und im Zentrum einen grossen Sommersaal für Tanzbelustigungen. Der Sportplatz ist sogar Eisenbahn-Station, wodurch seine Wichtigkeit noch erhöht wird. Auf diesem Felde habe ich manche frohe Stunde verlebt, manchen schönen Bund geschlossen. Das gesellschaftliche Leben in Arequipa ist äusserst sympathisch und die Gastfreundschaft die denkbar liebenswürdigste. Meine schönsten Erinnerungen sind mit Arequipa verknüpft; gerne gedenke ich der dort gewonnenen peruanischen Freunde.

Man kennt hier allerwärts nur zwei Grund-Gangarten beim Pferde: den Passgang und den Trab. Die erstere Art ist für den Amerikaner die allein massgebende, d. h. das Pferd hebt, wie das Lama, das Vorder- und Hinterbein gleichzeitig auf derselben Seite. Auf diese Weise bewegt sich der Reiter nicht im Sattel und wird bequem davongetragen. Der uns bekannte Trab ist geradezu verpönt und nur bei Wagenpferden statthaft. Man nennt Pferde, die nicht Passgänger sind, ohne Unterschied der Rasse, einfach caballo bruto (rohes Pferd). Da ich nur englische Pferde besass, ritt ich also rohe Pferde, und wenn ich englischen Trab ritt, bekam ich häufig Lachausbrüche hinter mir zu hören.

Was die sach- und fachgemässe Behandlung des Pferdes betrifft, so ist es in jenen Gegenden, mit wenigen Ausnahmen, nicht anders üblich, als dass der für das Pferd im oder am Hause befindliche Unterkunftsort, der in tausend Fällen nicht einmal ein Dach hat, der sogenannte Corral ist, ein Gemäuer oder Bretterzaun im entlegensten Winkel des Hauses oder Gehöftes, der vor allen Dingen, man höre und staune, den Bewohnern zum Abort dient. Dieser Corral ist meistens mit kleinen, faustgrossen Feldsteinen gepflastert und entbehrt jeglichen Lagers für das darin befindliche Pferd. Das Futter wird dem Tiere zugeworfen, ohne Rücksichtnahme, wohin! Ein Pferdeputzen in unserm Sinne ist undenkbar. Ich selbst habe, da ich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber bin, meinen Pferden stets die vollste europäische Pflege zu teil werden lassen, und habe in dieser Hinsicht sehr viel Nachahmung gefunden; jedoch begegnet man oft Fällen von unerhörter Grausamkeit und Gefühlsroheit, so wenig das dem ausgeprägt religiösen Sinn der Leute entspricht.

In der Nähe der Stadt befindet sich der Ablagerungsort für Müll und allen möglichen Abfall, und zwar neben dem Hauptwege, welcher zum städtischen Kirchhof führt, in einer stark abfallenden Versenkung. Beim Vorbeireiten an diesem Ort scheute eines Tages plötzlich mein Pferd und sprang heftig zur Seite. Neugierig, weshalb, drehte ich mich um, und der

Digitized by Google

scheusslichste Anblick, der mich heute noch in Aufregung versetzt, bot sich mir. Auf dem Müll stand ein an den Vorderbeinen gefesseltes Pferd und versuchte durch Bäumen, mit der letzten Kraftanstrengung, sich zweier Cholos zu erwehren. Diese Unmenschen hatten, um das untauglich gewordene Tier zu töten, in der Mitte eines langen Lassos eine Schlaufe gemacht und diese dem Pferde um Maul und Nasenlöcher gelegt. An jedem Ende zog einer, und auf diese Weise erstickten sie das wehrlose Tier. Bei meiner Rückkehr hatten sie es schon total zerlegt. Ein anderes Mal sah ich an demselben Orte ein völlig abgemagertes Pferd stehen, welches sein ehemaliger Besitzer, um es dem Hungertode preiszugeben, dort hingeführt hatte. Eine Anzahl von Hunden lauerte bereits auf den Zusammenbruch des Tieres, und ebenfalls in respektvoller Entfernung eine Schar von Aasgeiern. Das Tier tat mir unendlich leid, und ich beschloss, es am nächsten Morgen durch eine Kugel zu erlösen. Ich fand es noch genau so wieder, wie es am vorigen Abend auf dem Müll gestanden hatte. Im nächsten Augenblicke war es befreit! — Das sind keineswegs vereinzelte Fälle, sondern es ist dort die Regel, alte und unbrauchbare Tiere auf so herzlose Weise umzubringen. Ein ähnliches Los trifft auch die Esel. Letztere werden oft zu Tode gesteinigt. Da der Wagen infolge der nicht vorhandenen Fahrwege noch wenig oder keine Einführung gefunden hat, so dient als Transportmittel zunächst das Maultier. Es ist unglaublich, mit welcher Roheit diese Tiere behandelt werden. So lange sie sich auf den Beinen halten können, wird ihnen die entsprechende Last auf den Rücken gelegt; ob sie krank und schwach sind oder nicht, ist total gleichgiltig. Selten hat ein solches Lasttier einen gesunden Rücken; ist es dann störrisch, so werden Fusstritte oder Knute in erfolgreiche Anwendung gebracht. Ich habe Tiere gesehen, deren Rücken bereits in Verwesung übergegangen war und die Umgebung stark verpestete. Dessen ungeachtet wurden ihnen noch Kisten und Ballen aufgepackt.

Nächst dem Pferdesport ist es ein besonderes Vergnügen der weniger bemittelten Bevölkerung, Hahnenkämpfe zu veranstalten, wobei verhältnismässig hoch gewettet wird. Besonders oft sah ich Sonntags morgens auf meinem Frühritt bald hier, bald dort eine Gruppe von Cholos stehen, die einen Kreis um die kämpfenden Hähne gebildet hatten und mit ernster Kennermiene dem Spiele zusahen.

Nun noch einiges über religiöse Verhältnisse in Arequipa. Kaum weiss ich, bei welchem Zipfel ich das delikate Thema anfassen soll, jedoch will ich, um keiner Konfession zu nahe zu treten, nur über Gesehenes berichten, was mir als Protestant merkwürdig schien. Prozessionen finden in Arequipa fast täglich statt. Auf den Strassen, durch welche die Prozession kommt, sind die Trottoirs mit einer Pulverlinie bestreut, die wiederum in Abständen von je 1 Meter mit einer Kreuzlinie versehen ist.

2*

Digitized by Google

Im Treffpunkt der Quer- und Längslinie liegt eine sogenannte Bombe. Naht sich nun der feierliche Zug, so wird am Strassenanfang Feuer an die Pulverlinie gelegt, welche sich unter dem Geknatter der Bomben mit

Kirche in Arequipa

rasender Geschwindigkeit die Strasse entlang entzündet. Ein Höllenlärm erfüllt die Luft, alles entblösst das Haupt; an der nächsten Strassenecke wird eine lateinische Rede gehalten und dann geht das Feuerwerk in der nächsten Strasse los. Sehr häufig werden des Abends kostspielige, geradezu künstlerische Feuerwerke veranstaltet. Um die Mittel dazu aufzu-

Digitized by Google

bringen muss jeder Cholo, auch der ärmste, sein Scherflein beitragen. An einem der grössten Festtage des Jahres findet schon am frühen Morgen eine Prozession statt. Vor der Kathedrale sieht man allerlei Figuren aus Pappe, mit Feuerwerkskörpern gefüllt, die am Abend abgebrannt werden sollen. Einige stellen einen Hahn vor, andere einen Esel, auf welchem ein Affe sitzt, andere eine Vase usw. Besonders fiel mir eine Figur auf, die einen Engländer darstellte im grauen Zylinder, Gamaschen, rötlichem ausrasierten Backenbart, Sonnenschirm, Brille usw.; natürlich war der Kerl voll von Explosionskörpern. Dieser Engländer figurierte als Repräsentant des Protestantismus und wurde am Abend unter endlosem Jubel des Volkes in die Luft gesprengt. Während dessen läuteten sämtliche Glocken, spielte die Militärkapelle, zischten Raketen durch die Lüfte, und in der Kathedrale beteten die Mönche. Diese religiöse Verdummung des Volkes wird solange die Ursache von allem Unheil und Rückschritt sein, bis sich einmal ein kühner Revolutionär dem Unfug entgegenstellt und der Pfaffenherrlichkeit ein Ende macht.

Am Fusse des Misti befindet sich ein Observatorium unter der Leitung eines nordamerikanischen Professors, welcher wiederum auf halber Höhe des Misti eine Zweigstation, die höchste der Welt, zur Beobachtung errichtet hat. Bemerkenswert fand ich das Talent für Musik und Malerei bei der peruanischen Jugend. Junge Leute, welche nie Unterricht genossen hatten, spielten ganz vorzüglich auf dem Piano oder malten in Oel etc., ich hatte Gelegenheit, in Arequipa eine Ausstellung von Oel- und Aquarellbildern zu sehen, welche den Dilettanten, denn solche waren es nur, alle Ehre machte. Ein ganz besonderes Talent, das ich noch später oft Gelegenheit hatte zu bewundern und das alle Süd-Amerikaner besitzen, ist die Rednergabe. Es ist in der Tat überraschend, über welchen Redefluss Burschchen von kaum 16 Jahren verfügen. Ausserdem haben sie ausserordentlich angenehme Umgangsformen. Kommt man als Gast in eine Hacienda, so wirkt es ungemein wohltuend in dieser feinen und graziösen Weise vom Hausherrn an abwärts, empfangen zu werden. Der Herr selbst nimmt einem das Pferd ab, führt es ein Stückchen persönlich fort und übergibt es dann erst dem wartenden Diener. Es ist dies eine feine und äusserst zuvorkommende Sitte, wie überhaupt dort jeder Durchschnitts-Mensch über ein gewisses Quantum von Höflichkeit und Liebenswürdigkeit verfügt, welches dem Nordländer nicht eigen ist. Die Gastfreundschaft in Süd-Amerika ist zweifelsohne eine recht ausgeprägte und wird jedem Fremden gewährt. Selbst der einfache Indianer zeigt eine Bereitwilligkeit, Dach und Fach mit dem Gast zu teilen, die im höchsten Grade selbstlos ist, auch wenn er so arm ist, dass er ihm nur ein Tässchen Kaffee oder eine Banane vorsetzen kann. Unter sich begegnen sich besonders die Frauen mit anmutiger Zärtlichkeit, erkundigen sich eifrig nach dem Befinden sämtlicher Familien-

Digitized by Google

mitglieder und trennen sich mit Umarmung und freundlichem Gruss. — Gefällt einem irgend ein Gegenstand, vielleicht sogar ein Pferd, so ist die stehende Redensart: »El Suyo!« (das Ihrige), was auch oft, je nach dem Freundschaftsgrade, zur Tatsache wird. Ist man auf einer Hacienda zum Besuch und wird nach eingenommener Mahlzeit vom Hausherrn zu einer Besichtigung des Gutes und der Umgegend aufgefordert, so reitet man nicht sein eigenes Pferd, sondern das Leibpferd des Besitzers, während das eigene in bester Pflege steht usw.

Digitized by Google

IV. KAPITEL.

Setzen wir nun die Reise von Arequipa nach Puno fort. Der Schienenweg führt über trockene und steinige Ebenen, durch Felspartien und streckenweise durch ein mit Heidekraut ähnlichen Pflanzen bewachsenes Gelände, stetig steigend. Hier oben ist die Heimat der wilden Lamas, der Vicuña, deren Haut resp. Wolle besonders geschätzt wird und hoch im Preise steht. Die Jagd auf Vicuñas ist nicht leicht, da die Tiere sehr schnell sind und der Jäger in der offenen »Puna« wenig Deckung findet. Hin und wieder sieht man Indianerhütten aus Backsteinen, deren Bewohner von der Lama- und Alpaccazucht leben. Die Tracht dieser Leute ist nach unsern Begriffen nichts weniger als indianisch. Sie tragen selbstgefertigte wollene Pudelmützen mit Ohrenklappen, den in ganz Süd-Amerika verbreiteten Poncho und kaffeebraune oder schwarze grobe Casinete-Hosen, die bis zur Wade aufgeschlitzt und zwischen dem Schlitz mit weissem Drell ausgelegt sind, so dass bei jedem Schritt der Drell aus dem Schlitz schlägt. Die Frauen tragen eine Unmenge Unterröcke, deren Anzahl sich nach ihrem Wohlstand richtet, aus einem flanellartigen Stoff, der mit dem Namen »Bayeta« bezeichnet wird. Als Kopfbedeckung dient ihnen ein Tuch vom gleichen Stoff.

Die umstehende Abbildung zeigt eine Herde Lamas, welche, mit Alpacca-Wolle beladen, aus den beschriebenen Gegenden gekommen ist und ihr Produkt abgesetzt hat. Eine merkwürdige Scheu haben die sämtlichen Kordilleren-Indianer vor dem Wasser; sie waschen sich anscheinend überhaupt nicht. Wie bei uns von einem Teil der Bevölkerung Prim gekaut wird, so kaut der Indianer Coca-Blätter, die ihm auf seinen oft sehr langen Fussmärschen Hunger und Durst stillen. Von dieser Gewohnheit bekommen die Leute einen schwarzblauen, höchst unappetitlich aussehenden Mund, der ebenfalls nie einer Reinigung unterzogen wird. Ihr Lieblingsgetränk ist die »Chicha«, auf deren Zubereitung ich weiterhin noch kommen werde. Sonst sind sie kräftige, mittelgrosse Gestalten von muskulösem Bau, aber sehr fried-

Digitized by Google

lich. In der Trunkenheit benehmen sie sich äusserst harmlos, lassen selbst im bereits wankenden Zustande die Guitarre nicht aus der Hand, spielen und singen bis zur Bewusstlosigkeit.

Der höchste Punkt der Arequipa-Puno-Bahn liegt 4580 Meter über dem Meeresspiegel und heisst Vincocaya; hier ist es recht kalt, die Luft ist sehr trocken und es weht meist ein schneidender Wind. An dieser Stelle bekam ich zum ersten Male regelrechte Sorojche, die ich schon früher erwähnte. Es ist dies eine Bergkrankheit, die, ähnlich der Seekrankheit,

Lamaherde

den Menschen und selbst Maultiere befallt und unter Umständen sogar tödlichen Ausgang nehmen kann. So lange man ruhig sitzen bleibt, sei es im Gefährt oder auf dem Tier, spürt man nichts, aber bei der geringsten Anstrengung macht sie sich sofort fühlbar. Schweissausbruch, Zittern des Körpers, plötzlicher Schwindel und Erbrechen befallt einen, und man fühlt sich total zerschlagen. Aethertropfen tun gute Dienste. Von Vincocaya bis Puno konnte ich nicht leben und nicht sterben, und befand mich in einem bejammernswerten Zustande. Mit dieser Sorojche hat es seine eigene Bewandtnis. Es gibt Pässe in den Kordilleren, die höher liegen als Vincocaya und keine Sorojche verursachen, während es z. B. auf dem Tacora,

Digitized by Google

dem Wege von Tacna nach La Paz, der niedriger ist, eine so heftige Sorojcha gibt, dass selbst an das Klima gewöhnte Maultiere verenden.

In Puno angekommen, übernachtete ich in einem sogenannten Tambo, in welchem ich ein ganz annehmbares Quartier fand; bei anderer Gelegenheit konnte ich gleich an Bord des Dampfers gehen, der von Puno, der peruanischen Grenze, nach Chililaya, der bolivianischen Grenze, über den Titicaca-See fährt. Puno ist ein ganz sauberes Städtchen mit seinen Lehm-

Ruine aus den Zeiten der Incas

häusern, aber schrecklich öde; kaum sieht man einen Kaktus, geschweige denn andere Pflanzen. Der Wind pfeift um die Ecken, und man trachtet eifrigst danach, sich einen Schlupfwinkel zu suchen. Die Nächte sind eisig kalt, wie ja auch der Titicaca am Ufer zufriert; ich war Anfang Juli dort! — Das Klima ist begreiflicherweise sehr gesund, die Luft prachtvoll und besonders klar, so dass man auf die weitesten Entfernungen deutlich sehen kann. Der Titicaca-See ist ringsum von kahlen Bergen umgeben, kein Baum, kein Strauch belebt die Landschaft. Nur den mit ewigem Schnee bedeckten Ilimani hat man vor sich, über dessen Spitzen das staunende Auge gleitet.

Digitized by Google

Etwas besonders Entzückendes ist der Auf- und Niedergang der Sonne; man richtet in stiller Bewunderung den Blick auf die vergoldeten Schneeberge und erinnert sich unwillkürlich, angesichts dieses ergreifenden Naturschauspiels, des Glanzes der alten Incas, dem die Spanier ein so herbes Ende bereitet haben. Heute noch findet alljährlich auf der Insel Copacabana eine Messe statt, welche vom Bischof von La Paz abgehalten wird. Im übrigen dürfte der Titicaca-See den Lesern genügend bekannt sein.

Die Sprache der Indianer am Titicaca-See ist die Aymará-Sprache, die sich auch über La Paz bis nach Oruro erstreckt. Hier beginnt die

Auf dem Illimani

Provinz Cochabamba, in welcher neben dem Spanischen auch Quichua gesprochen wird. Bei meinen späteren Reisen in den Urwäldern des Urubamba traf ich übrigens Indianer vom Stamme der Piros, deren »Inca« benannte Sprache dem Quichua sehr ähnlich war. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, dass von den Einwohnern der Städte stets spanisch gesprochen wird, jedoch versteht und spricht man die betreffende Sprache der Indianer ebenfalls, da sich die gesamte Bedienung aus Indianern zusammensetzt. Inzwischen hatten wir nun den Titicaca hinter uns und betraten die Grenze von Bolivien in Chililaya, von wo nach beendigter Zollabfertigung die Reise nach La Paz fortgesetzt wurde. In Chililaya sah ich

Digitized by Google

Indianer von hoher, kräftiger Gestalt, Kerle mit Stiernacken, die im Zollamt zum Transport von Waren Verwendung finden. Hier spielt die Knute schon eine gewichtige Rolle, denn ohne diese sind, wie man mir sagte, diese einheimischen, nicht nur sehr faulen, sondern auch trotzigen Indios schwer zu regieren. Ihre Trachten sind die bereits beschriebenen, auch sie tragen, wie die andern, langes Haar, welches bis auf die Achseln reicht und in dieser Länge abgeschnitten wird. Als Waffe bedienen sie sich kleiner Steinschleudern, die sie mit grosser Sicherheit handhaben. Ge-

Chacras bei La Paz (Landhäuser)

legentlich einer Revolution, ich glaube es war anno 93, haben sich diese Leute als besonders gefährlich erwiesen. Man fand eine Menge Leichen, denen das Herz herausgerissen war. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass sie, wie viele südamerikanische Indianerstämme, die Herzen ihrer Feinde verspeisen, um sich dadurch, wie sie glauben, der Rache der Familienangehörigen zu entziehen.

Von Chililaya nach La Paz fuhren wir in einer mit acht Pferden, und zwar Schimmeln, bespannten grossen Kutsche. Der Weg führte über steinige Ebenen zum Hochplateau von La Paz. Das Wetter entsprach einem kalten, recht klaren Wintertage; zu seiten den mächtigen Ilimani im

Digitized by Google

prachtvollsten Sonnenschein, ging es streckenweise im Galopp über flach liegenden Schnee oder zugefrorene Tümpel vorwärts. Die Pferde unserer Postkutsche waren zum Teil in einem jammervollen Zustande, der Rücken zerschunden und die Brust blutig, so dass das Blut auf die Knie tropfte. Die Tiere sind jedoch von klein auf an Qual gewöhnt und laufen unter der langen Peitsche vorwärts. Für die vorderen Pare hat der Kutscher Steine bei sich zu liegen, mit denen er mit grosser Geschicklichkeit zu treffen versteht. Bewundernswert ist die Fahrt vom Plateau herunter in das trichterförmige Tal von La Paz. Sie geht so schnell vor sich, dass die Vorderpferde im ständigen Galopp bleiben. Der Weg ist nur schmal, und mit Grauen schaut man in die Tiefe; oft saust der Wagen hart am Rande entlang, und unwillkürlich hält man sich fest in dem Gedanken, dass der Wagen abstürzen könnte. Der Führer führt indes seine Zügel mit Ruhe und bremst fortgesetzt mit dem rechten Bein, bis man endlich das holprige Pflaster der Residenzstadt Boliviens, La Paz, unter sich fuhlt.

Die Republik Bolivia ist unter sämtlichen südamerikanischen Staaten die von der Natur am wenigsten begünstigte, da ihr vor allem das Haupterfordernis fehlt, nämlich ein Hafen. Das Land ist wenig entwickelt und kann wegen fortgesetzter innerer Unruhen auch an keine Reform denken. Der Export nach der Westküste besteht hauptsächlich in Erzen, die besonders in den Minen von Oruro, Challapata, Potosi u. a gewonnen und via Oruro mit der Eisenbahn durch die Wüste Atacama nach Antofagasta zur Verschiffung gebracht werden. Ausserdem wird ein allerdings vorzüglicher Kaffee, aber in nur geringer Menge ausgeführt. Die einheimische Bevölkerung, die zum grössten Teile aus Indianern besteht, widmet sich einer unbedeutenden Landwirtschaft und Viehzucht. Nach der Ostküste exportiert Bolivien als allein massgebendes Rohprodukt Gummi, dem ich späterhin einen besonderen Abschnitt zu widmen gedenke.

Von La Paz lässt sich im allgemeinen wenig sagen, da die Bevölkerung ungefähr jener von Arequipa entspricht, allerdings mit dem Unterschiede, dass dem Bolivianer viel an gesellschaftlicher Form abgeht und die Mischung mit indianischem Blute die peruanische um 100 pCt. übersteigt. Sonst sind die Bolivianer dem Fremden sehr geneigt und üben Gastfreundschaft in hervorragender Weise; es ist eben ein Volk, welches geistiger Entwicklung und der zur Erholung nötigen, leider nie vorhandenen, politischen Ruhe bedarf. Wahrscheinlich geht Bolivien einer Aufteilung zwischen den Grenzrepubliken entgegen. Der Charakter der Bolivianer ist anscheinend ein freundlicher und wohlwollender, es ist aber unbedingt ratsam, ihm nicht ohne weiteres zu vertrauen. Eine besondere Vorsicht ist gegenüber den Häuptern der Regierung geboten, die alles versprechen und selten oder nie ein gegebenes Wort halten. Das Wort Ehre, im höchsten und vornehmsten Sinne, wie es der Deutsche ver-

Digitized by Google

steht, kennt man in Bolivien, ja, ich möchte sagen mit nur wenigen Ausnahmen, in ganz Süd-Amerika nicht.

Nicht uninteressant dürfte es sein, einiges aus dem Leben eines der früheren Präsidenten Boliviens zu hören, obwohl darüber schon einige Jahrzehnte verflossen sind. Es handelt sich um den Präsidenten Mariano Melgarejo, der im Jahre 1871 von seinem Nachfolger Morales gestürzt und später in Lima auf offener Strasse von einem angesehenen Bolivianer, Namens Lafaye, erschossen wurde. Dieser Melgarejo, ein äusserst

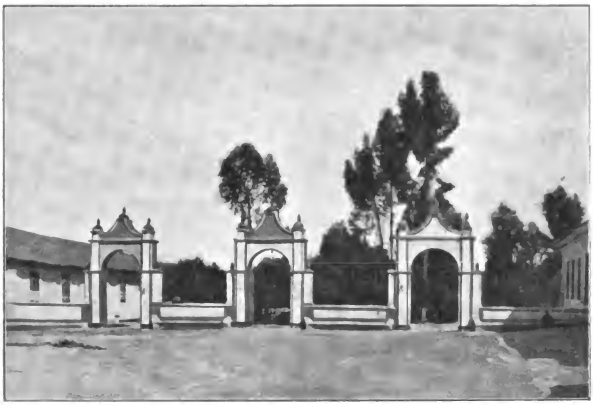
La Paz

verwegener und brutaler Kämpe, nahm anno 64 mit nur acht Berittenen die Plaza von La Paz. Durch schlau und kühn ausgeführte Ueberrumpelung stürmte er zu Pferde die Stiegen zum Regierungsgebäude, schlug ohne Vorrede dem Vorsitzenden der Versammlung das Haupt vom Rumpfe, hielt den bluttriefenden Kopf zum Fenster hinaus und machte sich, dem Volke »Viva Melgarejo« zurufend, zum Präsidenten. Bei dieser Gelegenheit ritt Melgarejo ein Pferd der Toba-Indianer, eines Stammes, dessen eigentlicher Wohnsitz noch heute unbekannt ist. Sie leben auf der Grenze zwischen Bolivien und Paraguay. Ein Diener des Melgarejo aus Süd-Bolivien stand mit einem Toba auf freundschaftlichem Fusse und erhielt jenes Pferd

Digitized by Google

»auf der Grenze« bei dunkler Nacht zum Geschenk für seinen Herrn. Diese Toba-Pferde sind grosse hagere Gäule von enormer Ausdauer und Schnelligkeit.

Fabelhafte Geschichten erzählt man sich aus der Regierungszeit dieses Mannes, dessen unglaubliche Rücksichtslosigkeit ihn zum Schrecken des Landes machte. Unter anderm liess er den damaligen englischen Konsul von La Paz rückwärts auf einen Esel setzen und ihn um die Plaza führen. Seitdem hat England keinen Konsul mehr für Bolivien ernannt und die Republik aus der Karte gestrichen. Dem brasilianischen Minister, der gelegent-



La Paz — Eingang zum öffentlichen Garten

lich eines Gastmahles bei ihm zu Tische war, liess er eine Schüssel Krebse anbieten, zum Zeichen, dass er wohl daran täte, sich rückwärts aus dem Staube zu machen. Der Minister verstand diesen Wink leider nicht und so geschah es, dass ihm Melgarejo nach beendigter Mahlzeit eine schallende Ohrfeige versetzte. Gross war der Präsident im Füsilieren. Es ist vorgekommen, dass er den Koch wegen einer nicht geratenen Suppe auf der Stelle erschiessen liess. Auch der damalige deutsche Konsul entging nur knapp einer Prügelstrafe, indem er von einem Offizier gewarnt wurde und rechtzeitig die Flucht nach Tacna ergriff. Melgarejo hatte eine Geliebte, Namens Juanita Sanchez, mit welcher er bei dem Konsul Visite machte. Die Frau des Konsuls, eine vornehme Dame, liess sich selbstverständlich

Digitized by Google

nicht sehen, worauf Melgarejo ihm wegen Beleidigung seiner Geliebten so und soviel Peitschenhiebe zudiktierte. Um demselben Herrn einen Begriff von der Disziplin im bolivianischen Heere zu geben, schickte er eine Kompanie seines Leibregimentes »Los Colorados« (die Roten), wie er sie bezeichnete, auf das flache Dach seines Palastes, und bei dem Kommando: Vorwärts Marsch! mussten sich die armen Kerle herabstürzen. Zahllose Menschen haben unter der Regierung dieses Wüterichs ihr Leben lassen müssen.

Das bolivianische Heer verdient keine besondere Beachtung; es enthält jedenfalls mehr Generäle, Oberste und Offiziere als Soldaten. Im allgemeinen fehlt es an strenger Zucht, wie das auch gar nicht anders zu erwarten ist. Andererseits kannte ich auch einen Oberst, der mit rücksichtslosester Strenge verfuhr und z. B. jeden Deserteur ohne weiteres mit dem Tode bestrafte. Der betreffende Delinquent wurde in den Kasernenhof geführt, die Musik bildete Karree um ihn und er bekam mit einer Knute 500 Hiebe, unter denen er dann den Geist aufgab, während die Musik dazu aufspielte. Die Uniform ist, ebenso wie im übrigen Süd-Amerika, kein Ehrenrock, wie bei uns, im Gegenteil findet man darin nur Leute, die zu etwas anderm nicht zu gebrauchen sind.

Die Stadt La Paz ist an und für sich recht hässlich. Sämtliche Strassen sind bergig und schlecht gepflastert. Das Hauptvergnügen der Einwohner besteht, wie in Arequipa, in Pferderennen, die indes nicht auf so luxuriöser Bahn abgehalten werden. Zum Schluss reiten sogar Indianer auf ungesattelten Pferden, was der Peruaner für unter seiner Würde halten würde. Der Typus der Indianer ist derselbe, den wir bereits kennen, nur hält er sich hier sauberer und geputzter. Die Frauen besonders tragen gerne ihre Nationaltrachten, die sich aus den buntesten Farben zusammenstellen. Ihre zahlreichen Röcke reichen nur bis zur Hälfte der Wade und sind reich mit leinenen Spitzen besetzt. Dazu tragen sie die spanische Manta, gewöhnlich himmelblau, rosa oder dunkelblau mit bunten Blumen, und als Kopfbedeckung einen Hut, wie ihn auch die Männer zu tragen pflegen. Um den Hals hängen Wachsperlen und das unerlässliche Amulett.

Der Weg von La Paz nach Oruro wurde in einem mit fünf Pferden bespannten Wagen zurückgelegt. Eine elende kleine Kutsche, eine Art geschlossene Droschke, nahm uns auf und brachte uns in drei Tagen nach Oruro. Der Weg hinauf von La Paz zum Plateau, den wir im Galopp in etwa einer Stunde heruntergekommen waren, nahm allein den ganzen Vormittag in Anspruch. Schrecklich wurden die armen Pferde beim Aufstieg gequält; mit grossen Steinen schlug der Kutscher ihnen ins Gesicht. Auf halbem Wege drehten plötzlich die beiden Vorderpferde um und der Wagen rollte rückwärts dem Abhang zu. Ich sprang von dem Bock und riss blitzschnell die Pferde wieder herum, sonst wären wir mitsamt den

Digitized by Google

fünf Tieren im nächsten Augenblick in die Tiefe gesaust. Das Gepäck war schon tags zuvor nach Oruro vorausgeschickt worden. Ergötzlich war es, mitanzusehen, wie geschwind zwei alte Frauen, die in dem Kutschkasten sassen, angesichts der Gefahr herausflitzten, nachdem sie anfänglich nur unter Zuhilfenahme des Kutschers und meiner Person mit unendlichen Schwierigkeiten umständlich darin Platz genommen hatten. Gefahr macht jung!

Wir passierten verschiedene unansehnliche Gehöfte, wo die Pferde gewechselt wurden, und übernachteten auch in einer solchen »Posta«. Am Nachmittage des dritten Tages langten wir dann in Oruro an, einem entsetzlich langweiligen Nest, welches weder Baum noch Strauch hat. Oruro ist lediglich Minenplatz für Silber, Zinn und andere Erze; ausserdem Endstation der Antofagasta-Bahn. Von hier aus werden sämtliche ankommenden Güter auf Lasttieren weiter transportiert.

Hier unternahm ich gelegentlich, unter Führung eines berittenen Indianers, eine Jagdpartie in die Umgegend auf Vicuñas, die es in den angrenzenden Bergen gibt. Unser Ziel war ein weit entlegener See mit prachtvollen Felspartien; die Gegend benannte sich Piña blanca. Wir ritten bei Tagesanbruch fort und waren gegen Mittag dort angelangt, ohne indes ein lebendes Wesen zu Gesicht zu bekommen. Der erwähnte See zerfällt in zwei Teile, die von einander durch eine enorme natürliche Wand getrennt sind. Auf der einen Seite liegen hohe und mächtige Felspartien, die einen Arm über den See strecken und, auf der andern Seite abbrechend, gleichsam eine Warte bilden, mit einem Blick in die freie Ebene. Jene mächtige Wand ist aber unten über dem Wasser bogenförmig ausgehöhlt und gestattet einen Durchblick von einem See auf den andern. Die Wirkung dieses herrlichen Bildes wird noch erhöht durch die Totenstille, welche in jener Gegend herrscht, und die nur von einem natürlichen Wasserfall unterbrochen wird, welcher aus einem der Seen herabstürzt. Sonst regt sich nichts in dieser Oede. Meine Hoffnung auf eine erfolgreiche Jagd verwirklichte sich nicht. Ich setzte indes meine Tour noch fort und hielt, das Tal verlassend, auf das Gebirge zu. Mühselig erklomm ich eine Höhe und genoss einen entzückenden Blick auf die unter mir ausgebreitete Landschaft.

Mein Führer war inzwischen unten in der Ebene geblieben. Während des Abstieges gewahrte ich plötzlich ein hasenartiges Tier, die »Biscacha«, ein schmackhafter Kordillerenhase, der, ähnlich dem Luchs, Püschelchen an den Ohrspitzen hat. Seine Jagd ist schwierig, weil er sehr schnell ist und auch, wenn zu Tode getroffen, noch in seine Schlupfwinkel fährt, die er zwischen ungeheuren Steinen und Felsblöcken hat. Ich schoss ihn, konnte ihn aber zu meinem Verdruss nicht bekommen, da er noch eingefahren war, obwohl ich Wolle und Schweiss fand. Nun galt es aber,

Digitized by Google

ein Nachtlager zu finden, denn die Pferde waren sehr müde und auch ich bedurfte der Ruhe. Kurz vor Dunkelwerden erreichten wir die einfache Hütte eines Indianers, der von seiner Alpacca-Herde dort lebte. Hier wurden die Tiere abgesattelt und gefüttert. Das kleine Gehöft hatte einen Umkreis von vielleicht 20 Quadratmeter und war mit einer cirka ein Meter hohen Wand umgeben, die aus grossen, losen, unbehauenen Steinen zusammengestellt war. Die Hütte nahm ungefähr die Hälfte des Raumes ein, war kegelförmig aus Lehm und Steinen gebaut, sehr niedrig

Bolivianische Reiter

und hatte einen Eingang, durch den man sich kunstvoll hineinzwängen musste. Es sah ganz ordentlich darin aus. Alpacca-Felle, Lassos, die unvermeidliche Guitarre und andere Gerätschaften lagen darin umher. Der Eigentümer blieb draussen und unterhielt sich mit meinem Führer in der Aymará-Sprache, wovon ich kein Wort verstand. Ich traute den Leuten aber nicht genug, um die Nacht allein mit ihnen zuzubringen und beschloss deshalb, nachdem die Tiere sich einigermassen ausgeruht hatten, nach Oruro zurück zu reiten.

Um 8 Uhr abends wurde also wieder gesattelt und der Rückweg angetreten. Selten bin ich so übermüdet gewesen, wie bei diesem Ritt. Gegen 12 Uhr nachts glaubte ich die Lichter eines Dorfes zu erkennen

Digitized by Google

und die Hunde bellen zu hören, mit derselben Deutlichkeit, mit der ich meinen Führer vor mir reiten sah und die Schritte meines Pferdes vernahm, aber es war nur ein Traum — eine Fata Morgana — die mir meine schlaftrunkenen Sinne vorgaukelten. Ich befand mich nach wie vor in der öden Steppe, auf dem Sattel des total erschöpften Pferdes. Gegen 2 Uhr erst kamen wir in einem Dorfe an, wo der Führer eine Unterkunft kannte. Im Nu war ich vom Pferde herunter, warf mich auf eine Bettstelle und sank in tiefsten Schlummer. Nur mit Mühe weckte mich die Besitzerin, eine alte freundliche Chola, um mir eine Tasse Tee zu reichen, die ich mit geschlossenen Augen zur Hälfte austrank. Das war ein Götterschlaf! — In den Postas, Tambos oder Ranchos, wie man jene Hütten und Häuser bezeichnet, ist in einer Ecke ein Aufbau von Lehm, der einem Herde

Bahnhof in Oruro

gleicht, ungefähr drei Meter lang und $1\frac{1}{2}$ Meter breit ist. Dieser Platz ist das Familienbett, worauf ich mich, trotz der Härte, zum Schlafen niedergelassen hatte. Erst am nächsten Vormittag kehrte ich von dem hochinteressanten Ausflug zurück.

Die deutsche Kolonie in Oruro, die nicht sehr bedeutend ist, hat ein ganz passables Klublokal, wo man sich pro Tag zwei- bis dreimal begegnet, zum Früh-Cock-tail, zum Nachmittags-Cock-tail und abends beim Schoppen. Der Cock-tail ist ein Gemisch von Wasser und Cognac zu gleichen Teilen. Dazu kommt ein Schuss von echtem Bitter Angostura Dr. Siegert, etwas Zucker und eine Wenigkeit Zitronenschale. Dieses Getränk spielt in ganz Süd-Amerika eine grosse Rolle. Merkwürdigerweise schmeckt es einem in Deutschland nicht mehr, weshalb man es bald aufgibt. Jedenfalls reizt es den Appetit, ist aber, wenn man mehr als nötig davon trinkt, ein heimtückisches Gemisch, woran mancher Deutsche schon hat

Digitized by Google

glauben müssen. Es lassen sich übrigens die verschiedensten Variationen machen aus Sherry, Sekt usw., auch mit Ei, was man dann eine Biblia nennt.

Da wir gerade bei diesem Thema sind, so will ich gleich das Rezept der Chicha, des bolivianischen Nationalgetränkes, folgen lassen. Chicha besteht aus Mais, wird aber auch aus Suca gemacht. In der Kordillere kommt indes nur Mais in Betracht. Behufs Zubereitung derselben kauen alte Weiber die Körner gut durch und speien diese dann in einen grossen Topf; hat man genügend, so giesst man Wasser hinzu, deckt das Gefäss zu und lässt den Brei gähren. Der Sauberkeit wegen mahlen auch viele den Mais, jedoch zieht man die erstere Art der Zubereitung vor, da sie, wie allgemein behauptet wird, schmackhafter ist. Selbst bei grösseren Festlichkeiten in La Paz, Cochabamba usw., bei welchen die besten Weine und Sekt herumgereicht werden, hat der Hausherr für intimere Freunde ein separates Zimmerchen, in welchem dann unter grösster Heimlichkeit ein Glässchen »Chichita« getrunken wird.

Um meine Reise fortzusetzen beschaffte ich mir oder, besser gesagt, liess ich mir in Oruro von einem der Prokuristen der Filiale des Hauses, welchem ich in Chochabamba zugeteilt war, ein Pferd aufhängen. Es sei hier nochmals erwähnt, dass nicht alle Episoden, Jagdtouren etc., die ich erzähle, von dieser ersten Reise stammen, sondern gelegentlich auch späteren Aufenthalten an denselben Orten entnommen sind, um nicht an anderer Stelle zurückgreifen zu müssen.

Der erste Nachmittag meiner Weiterreise brachte mich über die Puna bis an die Kordillere, welche bis zum Tale von Cochabamba überschritten werden musste. Mein Gepäck lag auf dem Rücken eines Maultiers, das ein Indianerpostillon führte, der von Station zu Station durch einen andern ersetzt wurde. Die Last war für ein Tier ziemlich schwer, weshalb es auch verschiedentlich mit derselben zusammenbrach und die Reise manche Unterbrechung erlitt. Bei der Ankunft in der ersten Posta, wie man die einzelnen Stationen nennt, fing es obenein an zu schneien. An die Unbequemlichkeiten einer solchen Reise noch nicht gewöhnt, verbrachte ich die Nacht mit offenen Augen und erwartete jeden Augenblick, dass die Indios entweder über mich oder über meine Koffer herfallen würden. Der Raum, in dem ich mich befand, war nichts weiter als ein Stall aus Lehm, dessen Tür nur in einer Angel hing und nicht geschlossen werden konnte. Als Bett fand ich wieder den bekannten Lehmaufbau vor. Ein Licht nahm ich aus einer der Satteltaschen (Alforjas) und klemmte es zwischen zwei Steine. Weder Bank noch Tisch war vorhanden, nur Unrat von allen Haustieren bot sich dem suchenden Auge. Mein Pferd stand unweit des Stalles unter freiem Himmel im Schnee; ich bewachte genau sein Futter, welches ich für einige Reales von den Indios erstanden hatte, und hing in dieser entsetzlichen Einöde meinen Gedanken nach.

3*

Digitized by Google

In dieser Posta waren, wie ich später erfuhr, schon einmal Reisende niedergemetzelt und ausgeplündert worden. Uebrigens wurde den Herren in Oruro, die mich so allein hatten fortreisen lassen, auch eine gebührende Rüge zu teil; glücklicherweise unterliess ich es instinktiv, trotz aller Müdigkeit, an diesem Ort, der mein höchstes Misstrauen erregte, zu schlafen. Nur mit Mühe konnte ich von den verstockten Indios heisses Wasser bekommen, womit ich mir dann Tee braute. Zur Fürsorge stellte ich die Koffer in den Türrahmen, um wenigstens vor den Schweinen, die umhergrunzten, sicher zu sein. Endlich brach der Morgen an und ich konnte die Posta verlassen. In den andern Stationen war es ähnlich; zum Glück hatten wir in dieser Zeit gerade schönen Mondschein, so dass ich gelegentlich die Nacht zur beschleunigten Weiterreise benutzte.

In einer Posta angekommen, ist man gewöhnlich der Gegenstand allgemeinen Anstaunens von seiten der darin lebenden Indianer. Sie kommen, natürlich ohne Aufforderung, in den Stall hinein, hocken einer neben dem andern auf der Erde und begaffen einen, ohne ein Auge abzuwenden. Redet man sie an, so geben sie keine Antwort.

Sehr aufmerksam muss man daruber wachen, dass die Indios den Pferden nicht das Futter stehlen. Allerdings ist dies, wie ich später erfuhr, mehr Notwehr als Diebstahl; denn sehr häufig kommen bolivianische Offiziere durch, eine im allgemeinen brutale und dreiste Gesellschaft, versorgen sich selbst und ihre Pferde mit Futter und verschwinden am nächsten Morgen ohne zu bezahlen oder drohen den armen Leuten noch mit der Gerte. Immerhin sind die Indianer ziemlich verstockt; am besten kommt man mit ihnen fort, indem man scheinbar grob wird und nichts erbittet, sondern befiehlt, aber gleich bezahlt. Bei dieser Behandlung werden sie gefügig und man kann alles mögliche durchsetzen. Im übrigen ist es kaum zu glauben, wie genügsam diese Leute sind. An Hausgerätschaften besitzen sie nur das Allernotwendigste. Der Raum, den sie Küche nennen, ist ein Winkel in ihrem Stall, wo auf einem kleinen Dreibein gekocht wird; hier hockt, vor Qualm kaum sichtbar, eine alte, von Russ geschwärzte Indianerin und stochert mit einem Stock in einem Topfe herum, der natürlich noch nie gereinigt worden ist. In diesem Topf wird dann auch das Wasser gekocht, woraus man seinen Tee bereitet.

Die Reise in der Kordillere, zwischen mächtigen Bergen, an Abgründen auf schmalen Saumpfaden entlang, ist ziemlich eintönig. Hin und wieder sieht man Herden von Lamas und Alpaccas, oder in grosser Entfernung Vicuñas, sonst wird die an und für sich in ihrer Grossartigkeit imponierende Kordillere durch nichts belebt. Unangenehm ist die Kälte und der schneidende Wind; mit geschwollenen und aufgesprungenen Lippen, ohne ein Wort sprechen zu können, erreichte ich am vierten Tage das Tal von Cochabamba, nachdem ich die dort berühmte Questa von Tapacari

Digitized by Google

langsam mit dem Pferde heruntergeklettert war. Die Questa (Abhang) ist nur auf einem schmalen Passe, der sich in unendlichen Windungen herabzieht, gangbar. Der Weg ist stellenweise so voll von Geröll, Steinstufen oder glatten Felsplatten, dass es einen wunder nimmt, mit welcher Sicherheit das Tier mit der schweren Last über diese Hindernisse hinweg balanziert. Der begleitende Postillon stösst hin und wieder in ein eigens dazu mitgebrachtes Kuhhorn, um entweder heraufkommende Karawanen auf sich aufmerksam zu machen, damit sie an einer breiteren Stelle, die von oben kommenden Reisenden passieren lassen können, oder er meldet seine Ankunft in der Nähe einer Hütte, wo er schnell ein Töpfchen Chicha zu sich nimmt. So kommt man endlich unten an und freut sich, dass man wieder gerade im Sattel sitzen kann.

Bald darauf erreicht man das Dörfchen Tapacarí am Flusse gleichen Namens. Hier sieht es schon freundlicher aus. Mächtige Kakteen stehen am Wege und Scharen von kleinen grünen Papageien fliegen lärmend auf. Die Luft ist wärmer, und in erhöhter Stimmung tritt man den letzten Reisetag an. Der Weg führt viele Stunden lang durch das in der trockenen Zeit passierbare Flussbett des Rio Tapacarí. Der Fluss ist übersät mit kleinen Steinen, nur der Pfad, auf welchem tagtäglich Esel und Maultiere im Gänsemarsch laufen, hat sich durch den Gebrauch nach und nach von Steinen gesäubert. Hin und wieder liegt am Wege das gebleichte Skelett eines gefallenen Tieres. Das Flussbett, das sich zwischen zwei hohen Bergrücken in einer Breite von etwa 250 Meter ausdehnt, hält in der trockenen Zeit nur einen schmalen Kanal, der sich bald auf dieser, bald auf jener Seite seinen Weg gebahnt hat und von den Reisenden verschiedentlich überschritten wird. Das Wasser reicht in dieser Zeit, Anfang August, den Tieren bis an die Knie und ist ungefährlich. Anders in der Regenzeit, in welcher das Reisen im Flusse mit Lebensgefahr verknüpft ist, denn das Wasser stürzt mit rasender Geschwindigkeit herunter, treibt viel Geröll mit sich und bringt häufig die Reit- und Lasttiere zu Fall, die sich infolge des fortgesetzten Wasseranpralles nicht wieder erheben können und rettungslos ertrinken. Alljährlich passieren solche Unglücksfalle, bei denen Menschen, Tiere und Ladung umkommen. Um diesen Fluss zu vermeiden, ist ein Fahrweg gebaut worden, auf dem Passagiere zu Wagen von Oruro nach Cochabamba befördert werden können. Es lässt sich denken, dass dieser Weg kolossale Senkungen und Steigungen zu überwinden hat, die auch ihre Schwierigkeiten bieten. Schon der furchtbaren Pferdequälerei wegen würde ich ihn nie benutzen. Auch macht er einen Umweg.

In dieser Gegend gibt es neben andern kleinen Aasgeiern auch den Kondor, sonst habe ich von lebenden Wesen wenig gesehen. Vegetation ist im Flusse natürlich nicht vorhanden, da der Boden aus Steinen und Kieseln besteht. An den Felsabhängen sieht man einiges Grün, das sich

Digitized by Google

in den Spalten festklammert, und hin und wieder Bäumchen, die wie Buschwerk ihre Zweige wagerecht über den Fluss hängen. Die letzte Station vor Cochabamba heisst Paratoní, wo noch einmal das Lasttier und der Postillon gewechselt wurde. Hier beunruhigte ein betrunkener Soldat die Einwohner in gefährlichster Weise, so dass auch ich es für ratsam hielt, mich zu schützen, indem ich meinen Revolver schussbereit in die Tasche steckte.

Nun verliessen wir den Fluss und ritten auf breitem Wege in das Tal von Cochabamba, welches cirka 10 Leguas breit und 22 Leguas lang ist. Maisfelder, Kleefelder, Obstanlagen und Weingärten wechselten auf dem Wege ab; wir passierten, ohne Halt zu machen, noch einige Orte, den Tambo von Arrázola, das Städtchen Quilla-collo und waren am Nachmittage des fünften Tages in Cochabamba, meinem einstweiligen Bestimmungsorte, in welchem ich einige Jahre, und zwar mit die glücklichsten meines Lebens, verbrachte. Ich wurde von den Herren der Firma, von welcher ich in London engagiert worden war, auf das liebenswürdigste empfangen und fühlte mich sehr bald heimisch in dem Hause.

Digitized by Google

V. KAPITEL.

Cochabamba, eine Stadt von etwa 40 000 Einwohnern, von welchen die Hälfte Cholos und Indianer sind, liegt mitten im Tal. Die Einwohnerschaft lebt zum grössten Teile von der Landwirtschaft und vom Handel, d. h. vom Kleinhandel. Der Engroshandel ruht in Händen von nur etwa zehn Häusern, von denen die überwiegende Zahl deutsche sind. Jedes Handlungshaus hat seinen Laden, in welchem sich auch eine Abteilung für Detail befindet. Die Waren kommen mit wenigen Ausnahmen aus Europa, zum grossen Teile aus Deutschland, und zwar in der uns bekannten Weise auf Maultieren und Eseln. Die meisten der Handlungshäuser sind Filialen der Haupthäuser in La Paz oder auch Tacna. Das Geschäft in Cochabamba bezieht sich nur auf Warenumsatz, denn Produkte liefert der Ort nicht. In einem solchen Laden findet man Waren jeder Gattung, Stiefelwichse und Hufeisen neben Damenhüten und seidenen Schals, kurz alles, was der Mensch benötigen und verwenden kann. Zahlungen von seiten der Käufer finden in schmutzigem, unansehnlichem Verkehrspapier statt, meistens in Scheinen von je einem Boliviano, der mehr oder weniger 1,70—1,90 Mark wert ist. Es gibt aber auch Scheine höheren Wertes, von zwei, fünf, zehn, zwanzig usw. Bolivianos. Halbe Bolivianos verschafft man sich, indem man einen Schein in der Mitte durchreisst. Es ist jedenfalls eine unsaubere Arbeit, ein paar Tausend Bolivianos in halben Scheinen zu zählen. Die Kundschaft besteht meistens aus Cholos, die wiederum auf die Märkte (Ferias) der umliegenden Ortschaften ziehen, um daselbst an die Indianer zu verkaufen. Zu gleicher Zeit werden auf diesen Ferias Viehmärkte abgehalten, das Ganze als kleine Festlichkeit betrachtet und mit grossen Quantitäten Chicha gefeiert.

In früheren Jahren wurde via Cochabamba und La Paz ein bedeutender Export mit Chinarinde betrieben, der aber vollständig aufgehört hat. Wie gewonnen, so wurden auch bedeutende Kapitalien wieder daran verloren. Bolivien leidet hauptsächlich Mangel an Kommunikationswegen, weshalb seine Produkte, solange diese aus andern Erdteilen, die über günstigere

Digitized by Google

Transportmittel verfügen oder der Küste näher liegen, zu beschaffen sind, brach liegen müssen. Neben Gummi besitzt das Land, abgesehen von den bereits erwähnten Minen, ungeheure Mengen von andern Produkten, als Kopal, Steinnüsse, Zarzaparilla, Coca, Kaffee, Kakao, Vanille, Zucker, ferner bedeutende Petroleumquellen und unzählige Mengen Vieh, die allein durch fachgemässe Ausnutzung einen umfangreichen Handel bilden würden. Da der Bolivianer aber im höchsten Grade indolent ist und jeder von der Hand in den Mund lebt oder, wie es häufig der Fall ist, auf Kosten anderer vegetiert, so ist an eine bessere Zukunft einstweilen nicht zu denken.

Strasse in Cochabamba

Handel und Wandel liegen besonders in den letzten Jahren sehr darnieder infolge jahrelang dauernder Revolutionen. Das Militär ist derartig verrottet, dass gelegentlich einer Revolution die Offiziere genötigt waren, sich unter den Schutz eines europäischen Kaufmanns zu stellen, da sie sich vor den Ausschreitungen der Soldaten nicht anders zu retten wussten. Ich erinnere an die von La Paz nach dem Beni gesandten Expeditionen, die auf halbem Wege meuterten und, statt Ordnung zu schaffen, ein Schrecken der Dörfer wurden, wie z. B. in Reyes und Riveralta. Die Hauptstärke von Militär oder Revolutionären besteht darin, sich an den Strassenecken aufzustellen und fortgesetzt Kugeln an den

Digitized by Google

Häuserreihen entlang sausen zu lassen, so dass es unbedingt zu empfehlen ist, bei solchen Gelegenheiten nicht den Kopf zum Fenster hinauszustecken.

Originell ist die Art wie die Polizei ganz nichtige Unterlassungen rügt. So hatte mein Barbier einmal versäumt, vor seiner Haustür kehren zu lassen, worauf ein vorübergehender Polizeisoldat ihm, während er im Nachbarladen plauderte, stillschweigend seinen Friseursessel entführte und zur Polizei brachte. Ein anderes Mal war vor unserm Hause nicht gefegt; Bald darauf bemerkte ich im Zimmer unseres Prokuristen einen Soldaten, der gerade im Begriff stand, mit dem Waschbecken dieses Herrn und einem Stuhl sich zu empfehlen, um besagte Gegenstände zur Polizei zu bringen. Ich rief schnell den Eigentümer herbei, der den Rotrock noch auf der Treppe abfasste und ihm rechts und links ein paar schallende Ohrfeigen versetzte. Der Auftritt hatte weiter keine Folge! — Abscheulich ist die Rohheit der Polizeisoldaten einem betrunkenen Cholo oder Indianer gegenüber, den sie mit Faustschlägen traktieren, bis er im Polizeigewahrsam ist. Wie überall, so gibt es auch in Cochabamba und Umgegend viele Hunde, deren Zahl auf Grund polizeilicher Verordnung hin und wieder durch Vorwerfen von Strychninpillen vermindert wird, doch sind die Pillen nie stark genug, so dass es an diesen Tagen schauderhaft ist, durch die Strassen zu gehen, da man allerwärts langsam verendende Hunde findet.

Cochabamba — Wasserträger

Kirchliche Prozessionen finden in der selben Weise statt, wie in Arequipa, jedoch nicht in so grosser Menge; auch die Zahl der Geistlichen ist eine ganz bedeutend geringere. Dieselben sind nur zum Teil geborene Bolivianer, eine stattliche Anzahl von Italienern und Spaniern befindet sich unter ihnen. Ihr Ruf ist nicht der beste. So ist es vorgekommen, dass man einige spurlos verschwundene Knaben in La Paz in den unteren Räumen eines Konventes entdeckte. Ich hatte Gelegenheit, einer Kindtaufe beizuwohnen, zu der anscheinend auch der grosse Hofhund des Hauses eingeladen war, denn er sass sehr andächtig neben dem amtierenden Priester. Die Orgel spielte keine geistlichen Lieder, sondern stets Walzer, Polkas und lustige Märsche.

Digitized by Google

Uns Europäern begegnen die Geistlichen mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit, treten sogar vom Trottoir bereitwillig herunter und grüssen auch unbekannterweise stets zuerst. Als Gegenstückchen sei aber Folgendes erwähnt. Unter meiner Bekanntschaft befand sich die hübsche Tochter einer Chola, bei der ich häufig gelegentlich meines Sommeraufenthaltes zu Tische ass. Des öfteren musste wohl der Beichtvater beobachtet haben, dass ich mit dem jungen Mädchen sprach, kurzum, er riet ihr ab, sich mit einem Ketzer einzulassen und bestrafte sie mit drei Tagen Fasten und 70 oder 80 Vaterunser!

Bei der Beerdigung von Kindern unter den Cholos geht es wie an einem Freudenfesttage zu. Verschiedentlich hatte ich Gelegenheit, derartigen Leichenzügen zu begegnen. Schon von ferne hört man ein lautes Singen und Guitarrenklänge. Die Trauergesellschaft ist meist schon ins Chicha-Glas gestiegen, nur einige Angehörige jammern laut, während von andern Leidtragenden der kleine Sarg getragen wird. Die Särge sind stets offen und das Kind mit weissem Tüll geschmückt sichtbar.

Anders geht es bei der Beerdigung von Erwachsenen zu. Das ohrenbetäubende Gejammer, sogar von für den Zweck gemieteten Weibern, findet stets statt, bei hoch und niedrig. Aber auch der übrige Zug nimmt in diesem Falle eine ernste Miene an. Vor dem Zuge fährt ein vierspänniger Leichenwagen, dann folgt der Sarg mit den Leidtragenden und zuletzt die Kutschen für die letzteren. Der Sarg wird von Freunden des Verstorbenen getragen. An jeder Strassenecke wird Halt gemacht und der Sarg dann auf einen eigens mitgebrachten Sockel gestellt. Der Priester spricht den Segen und besprengt den Sarg mit Weihwasser, während die sämtlichen Leidtragenden das Haupt entblössen; alsdann setzt der Zug sich wieder in Bewegung.

So feierlich die Ueberführung der Leiche durch die Stadt war, so nüchtern wirkte der Abschluss. Ist die Stadt ziemlich durchschritten, so wird an einer Ecke, die stets dieselbe ist, der Sarg auf den Wagen gehoben und mit Peitschenknall geht es im Galopp zum Kirchhof, so dass der Sarg in dem Wagen hin- und herfliegt. Auf dem öden Kirchhofe wird der Sarg, der nicht zugeschraubt, sondern mit einem Hängeschloss versichert ist, in eine Mauer geschoben, die in Höhlungen für je einen Sarg eingeteilt ist, worauf die Oeffnung sofort zugemauert wird.

Bei Gelegenheit eines Ausfluges in die Umgegend von Cochabamba besuchte ich in einem Oertchen, Namens Tarata, den dort befindlichen Konvent der Franziskaner-Mönche. Dieser Konvent, zu dem ich durch Einführung eines der Mönche Zutritt erhielt, ist der reichste in Bolivien. Ich sah die bequemen Zimmer, Speisekammern, Baderäume usw. und überzeugte mich, dass es solch einem Pfäfflein recht gut geht in seiner Klause und dass die dicken Bäuche ihre volle Berechtigung haben.

Digitized by Google

Das Klima von Cochabamba ist prachtvoll, die unmittelbare Umgebung hübsch und die Gesellschaft die liebenswürdigste. Die Damen der Stadt haben einen vorzüglichen Ruf bis weit über die Grenzen ihres Landes hinaus. Der Fremde, besonders der Deutsche, ist sehr gern gesehen, und vom Tage der Ankunft an stehen einem die Türen sämtlicher Salons offen. Man empfängt Karten von den verschiedensten Familien und macht daraufhin seinen Besuch, womit die erste Anknüpfung gefunden ist. In Cochabamba braucht sich kein Mensch zu langweilen. In der Karnevalzeit, die acht Tage dauert, gibt es allabendlich in jedem Hause Tanz. Von der Gastfreundschaft der Bolivianer kann ich nur wiederholen, was ich über die Peruaner gesagt habe; ich habe mich hier noch länger aufgehalten und sie überall, selbst in den untersten Schichten der Bevölkerung, gefunden. Ich kenne Reisende, Naturforscher, die auf Grund eines Empfehlungsbriefes von einem Ort zum andern gereist sind und zur Fortschaffung ihrer Sammlungen drei bis vier Maultiere und Führer benötigten und alles mit stets freundlichen Gesichtern unentgeltlich erhielten. Mit Vergnügen habe ich übrigens wahrgenommen, dass Ausländer, welche in jenen Gegenden gelebt haben, diese Eigenschaft auch bis zu einem gewissen Grade annehmen, namentlich auf ihren dortigen Besitzungen.

Gern erinnere ich mich eines Besuches, den ich eines Sonntags in Gesellschaft von zwei deutschen Herren und Damen ganz unvorhergesehenerweise in einer bolivianischen Finca (Gut) machte. Wir pflegten allsonntäglich eine grössere Tour zu unternehmen und passierten vormittags die besagte Finca, um uns daselbst irgend eine Auskunft zu holen. Nachmittags um 5 Uhr ritten wir wieder heim, nachdem wir auf dem Gute einen köstlichen Tag verlebt hatten. Zu Tisch ward eine lange Tafel gedeckt mit Wein und Bier, Enten und Hühnern, kurzum, es fehlte nichts. Das ist Gastfreundschaft im wahren Sinne des Wortes, wie man sie in Süd-Amerika übt und wie sie vielleicht einst auch bei den alten Deutschen Sitte gewesen ist.

Auch an öffentlichen Vergnügungen fehlt es in Cochabamba nicht; da ist zunächst das Fest des San Sebastian, das vier Tage lang gefeiert wird. Der erste Tag, der 24. Januar, ist ein ganzer Feiertag, in den nächsten drei Tagen wird nur am Nachmittag gefeiert, und zwar werden an den vier Nachmittagen auf dem zur Stadt gehörigen Platze San Sebastian Stierkämpfe oder, besser gesagt, »Ochsennecken« abgehalten. Der Platz ist ungepflastert und ziemlich gross, die auf ihn mündenden Strassen werden mittels Balken abgesperrt, ausserdem eine Tribüne, die meistens sehr defekt ist und nur von waghalsigem Publikum benutzt wird, aufgeführt. Alles, was Pferd und Wagen heisst, wird möglichst schmuck hergerichtet, die Damen erscheinen in heller Toilette und die Herren teils beritten, teils zu Wagen. Anderes Publikum nimmt auf

Digitized by Google

den Balkons Platz, die vor Morschheit abzubrechen drohen, und sieht von dort dem Schauspiel zu. Da der Platz sehr gross ist, fahren sämtliche Wagen hinein, ebenso stellen sich die Reiter darin auf. Das Hauptvergnügen geniessen allerdings die Indianer (die Cholada), die, jubelnd und zum grossen Teil mit einer gehörigen Quantität Chicha versehen, sich auf dem Platze tummeln und im schlimmsten Falle Reissaus hinter die Wagen nehmen. Die allgemeine Stimmung ist eine gehobene, möglichst übermütige.

Punkt 4 Uhr setzt die Musik ein, und der erste Stier, dem eine Rakete auf dem Rücken befestigt ist, springt im Galopp auf den Platz, wo ihm ein Donnerschlag entgegenknallt, der ihn zum Stehen veranlasst. Auf dem Rücken des Stieres befindet sich eine farbige kleine Atlasdecke, in deren beiden hinteren Ecken einige Geldstücke eingenäht sind. Wer dem Stier die Decke abreisst, kommt in den Besitz des Geldes; die Decke wird zurückgegeben. Die Tiere sind im allgemeinen nicht gefährlich, und bei einiger Geschicklichkeit lässt sich der brave Ochse sogar von einem angeheiterten Cholo am Schwanz zupfen. Macht der Ochse einmal kehrt, so stürmt die ganze Cholada in ihren bunten Ponchos unter wahrem Freudengeheul hinterher, bis er plötzlich unversehens umdreht und schleunigst alles auseinander stiebt. Die Stiere pflegen Pferde und Wagen, im allgemeinen auch Reiter nicht anzugreifen. Eine allgemeine Panik ergreift jedoch die Zuschauer, wenn der Stier mal unversehens hinter den Wagenlinien entlang galoppiert und diesem oder jenem einen Puff verabfolgt, denn seine Wut an dem einzelnen auszulassen, findet er bei dem Tumult keine Zeit.

An einem der Nachmittage, als die Musik gerade eine »Cueca« einsetzte, die Melodie zu einem bei den Indianern sehr beliebten Nationaltanz, präsentierte sich plötzlich, etwa zehn Meter vor dem durch diese Dreistigkeit verdutzt dastehenden Stiere, ein Cholo in seinem rotbunten Poncho und tanzte in seiner Trunkenheit unter höchst possierlichen Grimassen die Cueca, graziös die Linke in die Hüfte stemmend und mit der Rechten das Taschentuch schwenkend. Der Stier sah sich den Tänzer an, nickte einige Male ernsthaft mit dem Kopfe, senkte das Haupt, und im nächsten Moment säuselte unser Ballettänzer in der Luft umher. Aber es sollte noch schöner kommen. Mit ausgespreizten Beinen sass der abgekühlte Cueca-Tänzer auf dem Boden und blickte verwundert um sich, denn bei dem Salto-Mortale waren ihm beide Stiefel, die ihm zu gross und wahrscheinlich gepumpt gewesen waren, davongeflogen und hatten in nächster Nachbarschaft, der eine zur Rechten, der andere zur Linken Platz genommen. Der Jubel des Publikums nahm kein Ende! — Um den Stier von dem Mann abzulenken, eilten nun ein Dutzend andere hervor und neckten ihn. Aber auch unter diesen befand sich einer, der zu viel

Digitized by Google

Chicha genossen, denn er ging geradeswegs auf den Ochsen zu, der ihn im nächsten Moment mit den Füssen und Hörnern bearbeitete. Der also Gemisshandelte starb am folgenden Tage.

Später wurde diese volkstümliche Belustigung durch offizielle Stierkämpfe ersetzt, welche von einer aus Spaniern bestehenden Gesellschaft arrangiert wurden. Man liess vor der Stadt auf einem geeigneten Hügel eine Arena neuesten Stiles aufführen und für den Zweck Stiere aus Misque drei Tagereisen weit kommen, welche dem Hörensagen nach brauchbarer sein sollten. Die Arena war unter enormen Kosten grosz und massiv erbaut und entsprach allen Anforderungen, aber den Indianern hatte man das Vergnügen damit genommen. Ich wohnte selbst der Einweihung bei und muss gestehen, dass ich noch nie zuvor ein so entsetzliches Schauspiel gesehen hatte. Die Stiere erwiesen sich als untauglich, denn anstatt anzugreifen, flohen sie vor den Schlächtern, wie ich die spanischen Toreros bezeichnen muss, und vereitelten somit jedes Spiel. Je mehr der Stier in Wut gerät und angreift, um so besser entwickelt sich das Spiel und um so sicherer empfängt er den Todesstosz. Das Publikum wurde der Sache bald überdrüssig und man hörte Ausrufe wie Mañazo (Schlächter). Einige entsetzlich zugerichtete Tiere taumelten blutend wieder zurück in den Stall. Die Spanier hatten sich mit ihrem Stierkampf unsterblich blamiert.

Ein anderes Vergnügen der Cochabambinos findet am 30. November, San Andrés, in einem nahegelegenen Dörfchen Cala-Cala statt, in welchem zur Sommerzeit, von September bis Dezember, viele Wohnung nehmen. Cala-Cala hat ein sehr schönes Bad, welches seine Wasserzufuhr aus den hinter dem Bade langsam ansteigenden Bergen erhält. Das Wasser stürzt als dicker Strahl von 2½ Meter Höhe in das Bassin herab und ist so klar, dass man am Grunde desselben Gedrucktes lesen kann. Das Badehäuschen ist kreisrund und in der Mitte durch eine Mauer halbiert. Die eine Halfte des Bades ist für Damen, die andere für Herren bestimmt. Für die Pferde der Badenden sind rings um dies Häuschen Haken eingeschlagen. Gegen Schluss der Saison findet das besagte Fest statt, zu welchem alt und jung, hoch und niedrig erscheint. An der Plaza in Cochabamba steht eine grosse, mit acht Pferden bespannte Postkutsche, welche fortgesetzt neue Ausflügler befördert; ein buntes Gemisch von Cholos und Cholitas, die an jenem Tage ihr Bestes anhaben, erfüllt bald den Platz unter dem grossen Baum im Dörfchen. Türken und Armenier stellen ihre Würfelbuden auf, aber die Hauptrolle an jenem Nachmittage spielt natürlich die Chicha und die Guitarre. Das letztere Instrument ist höchst einfacher Konstruktion und gestattet nur ein und dieselbe Melodie, die stundenlang unermüdlich wiederholt wird. Die Söhne der besseren Familien (los hijos de familia) zeigen sich auf schön und national aufge-

Digitized by Google

zäumten Pferden, und die Damen lächeln freundlich aus den offenen Kutschen. Dabei wird trotz der Feststimmung und dem Durcheinander aller Stände stets ein feiner Anstand bewahrt. Des abends beim Mondenschein promeniert es sich prächtig in den ab und zu von Gärten unterbrochenen Dorfstrassen. Von jedem Baum ertönt das Konzert der Baumfrösche (spanisch rana campanilla=Glockenfrosch), welches sich anhört, als ob an ein Glas geklopft wird. Ich habe jene wirklich romantischen Feste stets in vollen Zügen genossen.

Bei den Cholos und Indianern sah ich häufig Guitarren eigener Konstruktion. Sie benutzen hierzu den Körper des Gürteltieres, drücken den kleinen Panzer, auf den Rücken gelegt, auseinander und befestigen darüber dünne Brettchen als Steg, über welchen dann die Darmsaiten gezogen werden. In das Halsende des Panzerchens wird der Arm der Guitarre eingefügt, während der hintere Teil seine natürliche Form behält. Im Völkermuseum zu Leipzig, in welchem sich die von mir mitgebrachte ethnographische Sammlung befindet, ist eine dieser Guitarren vertreten.

Kirchliche Festtage gibt es in Bolivien beinahe mehr als Arbeitstage, wodurch der Jugend reichliche Zeit zu Zerstreuungen aller Art gegeben ist. Die längste Zeit, nämlich acht Tage, beansprucht allein der Karneval, der sich indessen von der gleichen Feier in andern Ländern nicht wesentlich unterscheidet.

Wir wollen uns nun wieder der Natur zuwenden und einen Blick ins Freie tun. Da erblicken wir denn in einiger Entfernung einen Berg von bedeutender Höhe, dessen Spitze fast stets mit Schnee bedeckt ist. Es ist der Tunari. — Diesen besuchte ich in Gesellschaft eines deutschen Freundes, Teodor Harries, und eines Dieners während der drei Pfingsttage, in der Absicht, mein Glück in der Jagd auf Vicuñas dort oben zu versuchen. Wir ritten sämtlich Maultiere und führten ein viertes mit für den Transport unserer Lebensmittel, sowie zwei Schlafmatrazen und eine genügende Menge Schiessbedarf. Der Tag war prachtvoll; unser Weg von Quillacollo führte anfänglich, auf schmalen Pfaden allmählich steigend, durch kleine Ansiedlungen, dann wurde es kahler, nur hier und da stand noch ein Stückchen Klee, sonst war der Boden mit abgebröckelten, schokoladenfarbigen Felsstückchen überdeckt; hin und wieder überschritten wir schlecht gebaute schmale Brücken, und gegen Abend sahen wir bereits unser liebes Cochabamba, wie aus einer Spielschachtel aufgebaut, im Tale liegen. Einmal führte der Weg über eine ganz defekte, vermorschte Brücke, die einen tiefen Abgrund überspannte. Nach längerer Beratung wagten wir pochenden Herzens, versuchsweise ein Maultier Schritt für Schritt hinüber zu führen. Das Tier tappte mit grosser Ruhe und Vorsicht hinüber und schliesslich gelang die Passage auch mit den andern.

Digitized by Google

Maultiere sind für solche Zwecke unvergleichlich, sie besitzen einen Instinkt, der zuweilen in Erstaunen setzt, besonders in der Auffindung von Wegen. Hat man sich einmal verlaufen, so lasse man dem Tiere ruhig die Zügel; anfänglich glaubt man wunder, wohin es will, man wird jedoch bald gewahr, dass es den Weg ganz richtig erkannt hat.

Zwei Cargadores (Träger) in Cochabamba

Selbst mit schweren Lasten beschreiten diese Tiere die halsbrechendsten Pässe. Nur haben sie den Fehler, ausserordentlich halsstarrig zu sein. Wie manches Mal nimmt man ihnen das Kopfzeug ab, um ihnen nach langem Marsche einen Trunk Wasser zu gönnen, und welche Plage hat man, sie nachher wieder aufzuzäumen! Sie drehen sich fortwährend im Kreise und lassen sich nicht ankommen. Es gibt aus diesem Grunde Leute, die das Prinzip haben, ihr Tier lieber verdursten zu lassen, als dass sie ihm das Gebiss abnehmen. Gute Maultiere werden sehr teuer

Digitized by Google

bezahlt und stehen bedeutend höher im Preise als Pferde, selbst wenn diese gute Passgänger sind. Ich habe Maultiere gesehen, die im Gebirge auf längeren Reisen von etwa acht Tagen 30 spanische Leguas pro Tag machten.

Erleichtert setzten wir nun unsern Weg fort und erreichten auf halber Höhe des Tunari ein kleines Haus, das einem Cochabambino gehörte, der in den Falten der Abhänge etwas Korn zu stehen hatte, welches da oben gut gedeiht. Der Mann freute sich ungemein über unsern Besuch und tat sein bestes, uns in seinen vier Pfahlen für die Nacht Raum zu schaffen. Er lebte sehr dürftig da oben und pries unsere Gegenwart um so mehr, als wir brüderlich unser Abendbrot mit ihm teilten.

Am nächsten Morgen befanden wir uns schon bei Sonnenaufgang auf dem Marsche. Die hohen, mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Berge boten einen entzückenden Anblick, die Luft war so klar und taufrisch, dass einem das Herz im Leibe lachte. Hin und wieder bekam man noch einmal durch eine Schlucht einen Blick auf das grüne Tal, in dem weit, ganz weit hinten Cochabamba lag. Scharen von kleinen Papageien flogen schreiend davon, ebenso bekamen wir Mengen von wilden Tauben zu Gesicht, von denen wir eine stattliche Anzahl erlegten. Gegen Mittag waren wir dem freundlichen Grün entrückt und ritten auf glänzendem, hartgefrorenem Schnee weiter. Unterwegs hatten sich uns nach und nach acht bis zehn Indianer angeschlossen, die ihre struppigen und hässlichen Köter bei sich führten. Wir versprachen ihnen für jede Vicuña, die sie uns zeigen würden, eine Belohnung. Um den Leser aber nicht unnötig in Spannung zu versetzen, will ich vorweg gestehen, dass wir keine einzige zu sehen bekamen. Wir ritten also vergnüglich weiter, bis wir einen See erblickten, auf dem wir hofften, Enten oder Guayatas (wilde Gänse) zu finden. Ungeheure Steine, die rings umher lagen, sowie der Mangel an jeglicher Vegetation verliehen dem See mit seinem tintenschwarzen Wasser ein düsteres Gepräge. Dazu kam die lautlose, fast unheimliche Stille, welche die selten betretene Höhe der Kordillere charakterisiert. Bis hierher war es prachtvoll vorwärts gegangen und ich liess mich nun aus dem Sattel gleiten. Aber, o weh, kaum stand ich auf meinen Füssen, so ergriff mich ein solcher Schwindel, dass ich mich geschwind am Sattel festhalten musste. — Sorojche! Für mich war also vorläufig die Jagdpartie zu Ende. Nachdem ich eine Weile still gesessen hatte, ermannte ich mich doch und versuchte, meinem Freunde Harries zu folgen, den ich in einiger Entfernung schiessen hörte. Aber schon die wenigen eiligen Schritte raubten mir den Atem, und ich brach abermals zusammen. Während ich so sass und teilnahmslos die Steine beguckte, sah ich in kurzer Entfernung vor mir eine Biscacha Männchen machen. Mit zitternden Händen griff ich noch einmal zur Flinte, der Schuss

Digitized by Google

krachte, und ich versank zwischen den Steinen. Fertig war ich, die Sorojche hatte mich mit voller Gewalt gepackt.

Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne bereits tief im Westen und ich fand mich auf der Matratze, die unser guter Diener Anjel auf dem Schnee ausgebreitet hatte, wieder. Die Indianer standen alle herum und machten traurig-dumme Gesichter. »Ja' quiere morir« (er will schon sterben), sagte einer, worauf hin ich plötzlich herzlich lachen musste. Harries hatte inzwischen versucht, die Spitze des Tunari zu erklimmen, was aber von dieser Seite unmöglich war, und kam nun zurück, um ebenfalls den Patienten zu betrachten. Jetzt konnte wenigstens von der Medizin, die er in seiner Jagdtasche mit sich trug, Gebrauch gemacht werden. Die zuschauenden Indianer machten dabei ein so begehrliches Gesicht, dass wir uns nicht versagen konnten, einen Tassenkopf voll Medizin in allerdings verstärkter Dosis herzustellen und ihnen anzubieten. Der erste trank, guckte seinen Nebenmann sprachlos an und machte dann eine fürchterliche Fratze. In dieser Verfassung stand schliesslich die ganze Gesellschaft da, ohne einen Ton zu sagen, während wir beide uns vor Lachen schüttelten. Anjel hatte inzwischen eine Erbswurstsuppe bereitet, die herrlich mundete, dann wurde ich auf mein Maultier gehoben und, Harries mit der Jagdbeute von Enten und Tauben voran, der Rückzug angetreten. Eigentlich hatten wir die Absicht gehabt, eine geschützte Kluft aufzusuchen, um darin zu übernachten, das musste nun aber aufgegeben werden, und so langten wir denn um Mitternacht wieder bei unserm Gastfreunde aus Cochabamba an. Ich verbrachte eine unangenehme Nacht, da ich noch immer mit Atemnot zu kämpfen hatte, und war froh, als wir am nächsten Vormittag allmählich wieder in andere Luft kamen.

Der Rio de la Rocha, dessen Bett Cala-Cala von Cochabamba trennt, führt, gerade wie der Tapacari-Fluss und andere, nur in der Regenzeit Wasser, das sich nach jedem neuen Wolkenbruch (Avenida) mit weit vernehmbarem Getöse durch die Ebene wälzt. Das Wasser kommt mit kolossaler Gewalt und führt sehr viel Geröll mit sich, so dass Menschen und Tiere oft in die grösste Gefahr geraten, zu ertrinken, und es ereignen sich auch jährlich verschiedene Unglücksfälle. Am meisten ist die ländliche Bevölkerung gefährdet, denn sämtliche Sommergäste pflegen, bevor die eigentliche Regenzeit einsetzt, schon wieder in der Stadt zu sein. Da der Fluss keine Brücke hat, so ist man beim Ueberschreiten desselben lediglich auf sein Reittier angewiesen, welches, wenn seine Kraft ausreicht, mit bewunderungswürdiger Sicherheit gegen das tobende Wasser ankämpft. Gefährlich soll es sein, auf Stuten den Fluss zu durchqueren, da diese schwindelig werden und stürzen, so dass Reiter und Pferd fortgerissen werden. Ich habe oft zugesehen, wenn grosse Kutschen mit sechs Pferden bespannt durch den Fluss fuhren; es ist ein aufregender Anblick, wenn

Digitized by Google

der Zug plötzlich mitten im Fluss stecken bleibt und nur mit Aufbietung aller Kräfte das Gefährt hinüber gebracht werden kann. In der trockenen Zeit ist der Fluss vollkommen wasserlos.

Mit grosser Gewalt treten in dieser letzteren Jahreszeit Südwinde auf; sie kommen sehr plötzlich mit grosser Wucht und hüllen die ganze Stadt in eine enorme Staubwolke ein. Alle Türen und Tore müssen schleunigst geschlossen werden, da der Sand bis in die Häuser dringt. Es passierte mir, dass ich von solch einem Samum im Wagen auf der Landstrasse überrascht wurde und tatsächlich nicht mehr die Pferde vor dem Wagen sehen konnte, so dass angehalten werden musste, bis der Sturm vorüber war.

Im Tale von Cochabamba gibt es einige Lagunen, auf denen sich stets Enten, Reiher und grosse Scharen von Möwen aufhalten. Da man drüben weder einen Jagdschein nötig hat, noch Pacht bezahlt, so ist die Ausübung der Jagd frei, es wird aber wenig Gebrauch davon gemacht. Die erlaubten Früchte haben im allgemeinen weniger Zugkraft als die verbotenen, ausserdem wird die Jagd hier ohne die beliebten Zutaten, Hund, Jagdpfeifen, Hundepeitschen, Federstutzen, Jagdröcke und Jagdzigarren, betrieben, die in Europa wohl manchen Jäger veranlassen, mitzumachen.

Zu den bevorzugten Haustieren gehört in erster Linie das Meerschweinchen, Conejo, welches wohl in jedem Hause zu finden ist und mit einem gewissen, dort heimischen Pfeffer, Aji, zubereitet wird. Bekommt man eine Einladung zu einem »Picante«, so ist damit Aji und Conejo gemeint, zu welchen dann auch Chicha getrunken werden muss. Bohnen (Frejoles) sind ebenfalls ein häufiges Gericht auf dem bolivianischen Durchschnittstisch, ferner »Chuño«, gefrorene Kartoffeln, eine weniger schmackhafte Speise. Ein anderes Nationalessen der Bolivianer ist ein Gericht von Klössen, Birnen mit Schale, Rindfleisch, Kartoffeln, Mais und Oliven, es heisst Puchero. Ein hervorragender Genuss sind die Truthähne, die viel gezüchtet werden, um als Festspeise, wie bei uns etwa die Gans, auf den Tisch zu kommen. Vor dem Schlachten werden sie mittels Alkohols oder Cognac betrunken gemacht, was dem Fleische eine besonders weisse Farbe und guten Geschmack verleihen soll. Ein gefüllter »Pavo« ist ohne Zweifel eine höchst leckere Delikatesse. An Gemüsen gibt in erster Linie der junge, noch unreife Maiskolben, gekocht und mit frischer Butter bestrichen, ein vorzügliches Gericht. Man nennt es »Choclito«, und es wird von vielen in dieser Form sogar dem Spargel vorgezogen.

Mit der Liquidation einer Firma beauftragt, machte ich eine interessante Reise nach dem Städtchen Totora, das südöstlich von Cochabamba inmitten hoher Berge liegt. Um die Reise möglichst lohnend zu gestalten, wurde eine Recua von 25 Eseln, mit Waren beladen, vorauf geschickt, der

Digitized by Google

später, da die Waren schnellen Absatz fanden, eine zweite nachgesandt wurde. Ich machte mich mit einem jungen Manne der gleichen Firma, der gut Quichua sprach, um den Verkehr mit den Indianern zu vermitteln, auf den Weg. Wir ritten durch die anfänglich ziemlich trockene und kahle Pampa, die unmittelbar hinter Cochabamba anfängt, zunächst nach Cliza. Dieser Ort ist der Hauptmarktplatz für sämtliche umliegende Dörfer; es wird dort jeden Sonnabend die »Feria« abgehalten, zu der sich der grösste Teil der Kleinhändler aus Cochabamba einstellt. Jeder hat seinen gewohnten Stand und durchschnittlich seine bekannte Kundschaft.

Es war gerade Markttag als ich durchritt, und der grosse Platz wimmelte von Cholos. Erzeugnisse jeder Art werden feilgeboten. Da sieht man neben einer alten verrunzelten Indianerin einen Türken oder Armenier mit seinem Glaskasten, der Perlen, Kämme, Spiegel und andere Dinge enthält, die die Begierde kleiner Cholitas reizen, dort treibt ein stumpfsinniger alter Cholo ein paar Esel quer durch das bunte Treiben, fortwährend mit »pass! pass!« die Tiere anfeuernd. Ein anderer hat bereits zuviel der Chicha, die heute eine wichtige Rolle spielt, und wankt laut jubilierend, mit der Guitarre in der Hand, über die er unausgesetzt mit geschlossenen Fingern und nach oben gekrümmtem Daumen fährt, durch die Menge.

Unser Mädchen für alles in Cochabamba

Eine andere charakteristische Erscheinung ist der Gaucho, der auf laut wieherndem Hengst im schnellen Passgang auf den Marktplatz sprengt. Ein breitkrämpiger Hut bedeckt das verbrannte, oft bartlose Gesicht (Indianer und Cholos haben sämtlich sehr wenig Bartwuchs), ein bunter Poncho, lange Stiefel, an denen ein paar mächtige eiserne Sporen sitzen, und eine Peitsche, deren Riemen etwa vier Zentimeter breit und 25 lang ist, an kurzem Stock, vervollständigen die malerische Tracht. Das Kopfzeug des Pferdes besteht aus dicker Tapirhaut und ist bei Wohlhabenderen über und über mit Silber beschlagen. Die beiden Zügelenden vereinigen sich in einem Ring, von dem unlösbar ein etwa ein Meter

4*

Digitized by Google

langer Riemen, der anfanglich mit Silber beschlagen, dann in kleinen Absätzen mit Hanf umwickelt ist, in vier Strähnen ausläuft. Die oben erwähnte Peitsche hängt am Handgelenke, die letztere, am Zügel befindliche, wird aber mehr gebraucht, weil sie das Pferd besser zum »Pass« anhält. Der Sattel, der auch reich verziert ist, ruht auf verschiedenen Decken, gewöhnlich einer Filz- und zwei Schaffelldecken, über welchen oft noch ein mit Leder eingefasstes Jaguarfell liegt. Auf dem Sattel liegen ebenfalls zwei Schafdecken. Am Vorderzwiesel ist ein dicker, kurzer Stock angebunden, der quer über den Knien liegt, und am Hinterteil ist ein langer aufgerollter Lasso befestigt, der auf der Kruppe ruht und bis über die Rübe des Pferdes fällt. Das Gebiss, mit welchem die Tiere geritten werden, besteht nur aus einer schweren und grob gearbeiteten Kandare, die durchweg Verwendung findet. Diese Reiter reiten stets in schneller Gangart, und zwar bis dicht vor ihr Ziel, wo sie dann dem Pferde eine Parade geben, dass es sich oft auf die Hinterbeine setzt. Es soll hierin eine besondere Bravour gezeigt werden, ist aber eine grobe Tierquälerei. Sämtliche Pferde tragen statt des Nasenriemens ein dem Nasenbein anliegendes, hohles und an den Rändern scharf ausgezacktes Eisen, welches so fest aufsitzt, dass es stets in einer blutigen Wunde liegt.

Von Cliza ritten wir nach Punata, wo ein freundlicher Kunde nicht eher ruhte, bis ich eine Tasse Schokolade bei ihm trank, zu der er Käse servierte, eine Zusammenstellung, die auch in Cochabamba vielfach Sitte ist. Dann setzten wir die Reise fort und erreichten noch bei Tage Arani, wo wir übernachteten. Hier hatten wir das Ende des Cochabamba-Tales erreicht und fingen nun, am nächsten Morgen früh um 4 Uhr im Sattel, an, die steilen Berge zu erklettern. Am Vormittage, nachdem wir ein Hochplateau erreicht hatten, passierten wir einen sich langhinstreckenden See, »La laguna de Vacas«, wo wir viele wilde Enten zu Gesicht bekamen, sonst herrschte ringsum eine grosse Oede. Dieser See könnte für den Teil des Cochabamba-Tales von Arani bis Cochabamba grosse Bedeutung gewinnen, wenn man damit das gegenwärtig fast unbenutzte Steppenland bewässern könnte. Es ist auch einmal der Versuch gemacht worden, der aber fehlschlug. Für einen Ingenieur wäre es gewiss ein aussichtsreiches Unternehmen, entweder diese Lagune auszunützen oder aber Bohrversuche in der Pampa selbst zu machen. Die Regierung, der an der Verwertung dieser ausgedehnten Flächen gewiss viel gelegen wäre, dürfte ihre Unterstützung kaum versagen.

Am dritten Tage stiegen wir wieder bergab und kamen in das reizende schmale Tal von Pocona. In der Falte zweier himmelanstrebender Berge plätschert ein höchstens fünf Meter breites Flüsschen zwischen anmutigen, mit Buschwerk bewachsenen Felspartien hindurch. Zu einer

Digitized by Google

Seite steigen nackte Wände empor und zur andern führt der Weg, neben dem Flusse herlaufend, durch ein schmales Wäldchen, das von Papageien belebt ist. An den gegenüberliegenden Felswänden standen haushohe Kakteen. Diese Kakteen haben eine sehr erfrischende Frucht von der Grösse eines Borsdorfer Apfels und der Form und Farbe einer Stachelbeere, ähnlich sieht auch das Innere aus. Man nennt sie »Tunas«. Die ihres Inhalts beraubte Frucht wird auch, da sie lange Stacheln hat, von den Jungens auf die Spitze eines Stockes gesteckt und benutzt, um die Esel damit vorwärts zu treiben, indem sie die Tiere damit in die Muskeln der Sprunggelenke stechen. In Arequipa habe ich oft zu dem gleichen Zweck die bekannten langen Sacknadeln verwenden sehen.

Da es oben in den Bergen geregnet hatte, waren die zu Tal laufenden Bäche stark angeschwollen und versperrten, mit donnerndem Getöse herabstürzend, zum Teil die Wege. Auch wir sahen uns plötzlich vor einem solchen Hindernis und wagten, da der zum Strom gewordene Bach mit grosser Gewalt herunterkam, anfangs nicht die gefährliche Passage. Indessen hätten wir einige Stunden warten können, bis die Hauptmassen des Wassers sich verliefen, und die Zeit drängte, also wurde der Uebergang beschlossen. Eine Strecke flussaufwärts entdeckte ich einen mässig starken Baum, dessen Aeste bis zur Hälfte über den Fluss reichten. Ich band nun an das Ende meines langen Lassos als Gewicht einen meiner schweren eisernen Sporen und schleuderte das Ende so lange nach einem Ast, bis es sich durch den Schwung dreimal fest herumgewickelt hatte. Dann warf ich meine hohen Stiefel, Hut usw. hinüber, und mit einem tüchtigen Sprung folgte ich selbst, bis zu den Knien im Wasser hängend, das rasend unter mir hinwegstürzte. Der Lasso hielt, und ich fand mich wohlbehalten auf der andern Seite wieder.

Nun galt es, die Maultiere und meinen Begleiter hinüber zu bringen. Ich warf, wie vorher, das Lassoende hinüber, welches dem einen Tier so um den Hals gebunden wurde, dass es nicht erwürgt werden konnte. Ich zog, bis ich fast auf dem Bauche lag, und wieder gelang das Manöver, obgleich das Tier durch die anprallende Gewalt des Wassers strauchelte. Schliesslich kam auch das zweite Tier, auf dem Don Maximo thronte, glücklich herüber und, durch einen Cognac gestärkt, setzten wir die Reise fort. Beim Weiterreiten erblickte ich unterhalb einige Indianer, die, ohne von uns bemerkt zu werden, dem Manöver zugesehen hatten. Die Kerle, die sehr wohl hätten helfen können, hatten wahrscheinlich auf das Misslingen desselben und die ihnen dann sicher zufallende Beute gerechnet.

Abends blieben wir in Pocona und kamen am nächsten Morgen in eine langgestreckte Pampa. Der Weg führte streckenweise über Erdbrüche, die nicht ohne Gefahr zu passieren waren, und dann wieder bergauf, an

Digitized by Google

schmalen Abhängen entlang, ähnlich der Questa von Tapacari, bis wir gegen Abend desselben Tages Totora erreichten.

Totora, ein kleines Städtchen, nahm mich mit der denkbarsten Freundlichkeit auf; die Geschäfte gingen gut, und mein Auftrag erledigte sich zu allseitiger Zufriedenheit. Ich blieb etwa 14 Tage dort und war Gast in jedem Hause. Der Pater des Oertchens, den man den »tata Aguilar« nannte, (tata auf quichua Pater) war ein sehr liebenswürdiger alter Herr, in dessen Hause, er hatte zwei Töchter, manch Reigen getanzt wurde. In den unteren Räumen seines Hauses unterhielt er einen grossen Kram-Laden, den ihm die Mädchen besorgten. Eines ganz besonderen Rufes erfreut sich die Chicha von Totora.

Den Rückweg von Totora nach Cochabamba machte ich innerhalb 24 Stunden, bei einmaligem Wechsel der Tiere, da ich das Ergebnis meiner Reise in den vollgepfropften Alforjas trug und mich deshalb in keinem Tambo schlafen legen wollte. Ich verbrachte die Nacht im Sattel, verlief mich und machte dadurch einen kleinen Umweg. Ich hatte dem Maultier die Zügel gelassen und mich seiner Führung anvertraut. Das Tier lief nach einer Finca, wohl in der Annahme, dass ich dort übernachten würde. Durch das Gebell der Hunde aufgeweckt, erschien endlich jemand, der mich auf den rechten Weg brachte. Ich war zum Umfallen müde, denn man reitet auf Maultieren keinen sogenannten englischen Trab, sondern nur den Zuckeltrab, der auf langer Tour sehr anstrengt. Eine kleine Nervenattacke beschloss nach meiner Ankunft den Parforce-Ritt.

Digitized by Google

VI. KAPITEL.

Meine Verpflichtungen in Cochabamba waren erledigt, und ich beschloss, nach Deutschland zurückzukehren. Ich verabschiedete mich von meinen Freunden, erhielt in beiden Zeitungen der Stadt einen freundlichen Nachruf und reiste nach Oruro, von wo aus ich in Gesellschaft eines Freundes, Alfred Zizold, den Weg durch die Wüste Atacama mit der Eisenbahn nach Antofagasta einzuschlagen gedachte. Die Reise dauert vier Tage und ist nichts weniger als angenehm. Man fährt nur bei Tage und der Wagen füllt sich rasch mit einer dicken Staublage, die einem die Kehle zusammenschnürt. In dem mit Passagieren angefüllten Raum herrscht eine trockene, fast unerträgliche Atmosphäre. Der Bahnkörper ist schmalspurig, die Wagen aber so breit wie die Wagen unserer D-Züge, so dass man sich nur mit gewissen Bedenken in den Zug hineinwagt. Schon bei der Einweihungsfahrt kippten einige Wagen um, was nicht gerade dazu beiträgt, den später diese Strecke benutzenden Passagieren besonderen Mut einzuflössen.

Von Oruro, der Ausgangstation ab, fährt der Zug durch öde Pampa; zur rechten Seite sieht man den Lago Popó, zur linken bald in näherer, bald in weiterer Entfernung Berge. Vom Zug aus sah ich viel Vicuñas. Die erste Station, nur wenige Stunden von Oruro entfernt, ist Challapata, wo sich die grösste und bekannteste Goldmine Boliviens befindet: »Huanchaca«. Gegen 5 Uhr nachmittags erreichte der Zug die Station Ollagöe, am Fusse des tätigen Vulkans gleichen Namens. Das Hotel, ein für die Verhältnisse gut eingerichtetes Haus aus Brettern, war den Ansprüchen des reisenden Publikums in jeder Richtung gewachsen. Die Nächte sind sehr kalt, wozu ein kräftiger Wind, der in alle Ecken des Hauses pfeift, sein übriges tut. Am nächsten Morgen ging die Fahrt durch endlose Lavafelder, durch welche der Bahnkörper metertief hindurchgearbeitet ist. Zur linken Seite sah man zwei kleinere Vulkane, wenn ich nicht irre San Pedro und San Nicolas.

Digitized by Google

Am Abend gegen 6 Uhr war der Zug in Uyuni, der Hauptstation inmitten der Wüste Atacama. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Sand und Himmel. Kein Baum, kein Halm war sichtbar. Dennoch wirkte auch hier die Natur erhebend und mächtig. Ich kann es begreifen, dass sich der Mohammedaner in der Wüste auf die Knie wirft, denn der Eindruck der sinkenden Sonne, der aufgehende Mond in dieser Totenstille erweckt Andacht, ob Heide oder Christ! Am späten Abend ging ich nochmals hinaus und liess das Haus weit hinter mir, damit kein Geräusch die Ruhe störe. Die Sterne flimmerten in bezauberndem Glanz, kein Wölkchen trübte den Himmel, es war ein Augenblick, in welchem man die Welt vergisst. Stillschweigend suchte ich mein Zimmer auf, von der Natur überwältigt; Menschen wollte ich nicht mehr sehen.

Hier in Uyuni ereilte im Jahre 1894 den ehemaligen Präsidenten Daza der Republik Bolivia sein Schicksal in Gestalt einer Revolverkugel. Daza war lange Jahre flüchtig ausser Landes gewesen, da man ihn des Landesverrates beschuldigte. Er lebte in Arequipa, wo ich ihn täglich, aber niemals in Gesellschaft sah. Von der bolivianischen Regierung unter Garantie sicheren Geleits zur Rückkehr nach Sucre aufgefordert, wurde er schon in Uyuni, an der Grenze, von Soldaten, die von der Regierung gesandt waren, ihm das Geleit nach Sucre zu geben, ermordet. In Arequipa war er gewarnt worden, aber er hatte seinen Landsleuten getraut. Eigentlich hätte er sie besser kennen sollen; denn politische Gegner oder politische Verbrecher sind in Südamerika vogelfrei; in solchen Fällen ist auch die Regierung machtlos. Die Rachsucht dieser Völker ist viel zu gross, als dass auch nur der gemeine Mann, selbst über Jahrzehnte hinaus, einem Daza verziehen hätte.

Die nächste Station ist Calama. Zwischen dieser und Uyuni überschreitet die Bahn den Rio Loa, über welchen eine schöne, aus Eisen konstruierte Brücke führt. Die Nacht wurde in Calama verbracht. Hier gab es schon wieder einige Bäume und etwas grüne Umgebung.

Von Calama aus erhielt mein Freund Alfred Zizold auf telegraphische Anfrage die Nachricht, dass im Hafen von Antofagasta der Dampfer »Setos« von der deutschen Kosmos-Linie liege. Und nun trat, ohne dass ich es wusste, in meinem Leben wieder ein Wendepunkt ein, wie der am Anfang meiner Reisebeschreibung. Mein Freund beredete mich, ihn noch auf einen Abstecher nach Tacna zu begleiten. Dieser Gedanke war nicht neuesten Datums; schon früher hatte ich mit Zizold, der in Cochabamba mein Tischgenosse gewesen war, einen Besuch in Tacna geplant. Warum sollte ich die Gelegenheit nicht wahrnehmen, ehe ich heimkehrte, noch ein Stück mehr von der Westküste kennen zu lernen. Nach Deutschland fuhren ja noch mehr Dampfer. Genug, ich schlug ein, und wir belegten telegraphisch bei der Agentur der Kosmos-Linie zwei Plätze I. Klasse nach Arica.

Digitized by Google

Zwischen Calama und Antofagasta fuhren wir an grossen Boraxfeldern entlang, sonst bot sich keine Abwechslung, bis mit einem Male die See vor dem entzückten Auge lag. Mit welcher Freude man den Ozean wieder begrüsst, wenn man einige Jahre fern von der Heimat im Innern gelebt hat, das weiss nur derjenige, der es selbst erlebt hat. Er fühlt, das Meer hat ihn hergebracht, das Meer wird ihn auch wieder zurückbringen. Der erste Blick auf die See weckt die Sehnsucht nach der Heimat. Da es meine Absicht war, den Rückweg durch die Magelhaens-Strasse zu nehmen,

Eisenbahnbrücke über den Rio Loa in der Wüste Atacama

so liess ich den grössten Teil meines Gepäcks in Antofagasta. Bald nachdem wir an Bord des Dampfers »Setos« waren, ging es bei prachtvollem Wetter der offenen See zu. Das Schiff, ein Frachtdampfer, war wenig auf Passagiere eingerichtet, bot aber eine gute Küche.

Eines dritten Reisegefährten habe ich bis jetzt noch nicht Erwähnung getan, nämlich meines ungemein zahmen Aeffchens »Doña Matiasa«, das ich aus Cochabamba mitgebracht hatte; es sass in seinem eigens für Transportzwecke hergerichteten Kasten und jammerte um Befreiung. Der Kapitän, ohne den Inhalt zu ahnen, öffnete den Deckel, und mit einem Satz sprang es, seine Kette nach sich schleifend, in das leider offen

Digitized by Google

stehende Fenster der Küche, wo es unter Tellern, Tassen, Sahnentöpfchen usw. eine fürchterliche Verwüstung anrichtete. Alles stürzte herbei, um den Sünder zu fassen, aber mit der ihm eigenen Gewandtheit floh es auf die höchste Spitze des Mastes, wo sich nun die Kette im Takelwerk verwickelte. Der mit der Aufgabe, es herunter zu holen, betraute Matrose hätte sich indes einen Regenschirm mitnehmen sollen, denn das Tier hatte eine entsetzliche Angst und — es fing an zu regnen. Die Scene, so wenig angenehm sie für die Beteiligten war, erregte doch allgemeine Heiterkeit.

In wenigen Tagen waren wir in Iquique, wo wir an Land gingen und Gelegenheit hatten, einen Truppenkörper von der Uebung zurückkehren zu sehen. Von den Chilenen sagt man, sie seien die Preussen Süd-Amerikas; ich erhielt aber einen sehr andern Eindruck. Noch nie habe ich so viele Betrunkene beisammen gesehen, wie an diesem Tage. Einige der Soldaten waren in einem solchen Zustande, dass sie nachgeführt werden mussten. — Iquique liegt unmittelbar an der See. Der Hafen ist, da er zahlreiche Felsenriffe hat, bei hochgehender See sehr gefährlich, und manchmal sogar gar nicht passierbar, so dass Passagiere und Ladung nördlich vom Hafen, etwa eine Stunde von der Stadt, auf die betreffenden Dampfer befördert werden müssen. Bei ruhigem Wetter begleiten zahlreiche Seelöwen die an Land fahrenden Boote.

Um die Salpeterfelder kennen zu lernen, beschlossen wir, mit der Bahn hinauf zu fahren. Einen tieferen Einblick in die Verhältnisse gestattete die kurze Zeit natürlich nicht. Der Zug fährt stundenlang im Zick-Zack hinauf zum Plateau. Man geniesst die prachtvollste Aussicht auf die See, die tief unten liegt, und sieht die mächtigen Brandungswellen hoch auf gegen Felsen spritzen. Am Ufer entlang zieht sich eine schöne Chaussee bis nach Cavancha, dem einzigen auswärtigen Vergnügungslokal der Stadt. Das Lokal ist zum Teil auf Pfählen über Wasser gebaut und gewährt, da es allenthalben mit tropischen Pflanzen in Kübeln geschmückt ist, einen herrlichen Aufenthalt. In den Salpeterfeldern (Campos de salitre) sieht es äusserst wüst aus. Baumwuchs ist fast gar nicht vorhanden, nur hier und da liegt in der Nähe der Baracken ein spärliches Gärtchen, das mit vieler Mühe erhalten wird. Ein feiner Staub, der das ganze Plateau bedeckt, verhindert jedes Wachstum, ausserdem regnet es niemals in dieser Gegend.

Zur Entschädigung für die äusseren Unannehmlichkeiten des Lebens wird hier oben nach allen Regeln der Kunst geschwelgt; neben der Arbeit spielt der Alkohol, sei es in Form von Champagner, Whisky oder Bier, die erste Rolle. Die Baracken sind fast sämtlich aus Wellblech oder Brettern erbaut. Die Unternehmungen befinden sich zum grössten Teile im Besitze von Engländern. Der Salpeter wird gesprengt und dann auf

Digitized by Google

zweirädrigen Karren, die von Maultieren gezogen werden, zur weiteren Bearbeitung nach den Baracken gebracht. Der Unterhalt der Tiere ist, da oben nichts wächst, sehr kostspielig, abgesehen davon, dass die höchst brutalen chilenischen Arbeiter ihr Bestes tun, sie zu Tode zu quälen. Die brennende Sonne und der bei jedem Schritt aufwirbelnde feine Staub ermüden den Körper aufs äusserste, und ich war froh, als ich wieder an Bord war.

Die Stadt Iquique macht dagegen einen recht guten Eindruck. Die Strassen sind, da es nie regnet, zum grossen Teil nicht gepflastert, sondern asphaltähnlich fest gewalzt, sehr breit und mit schönen mehrstöckigen Häusern besetzt, die teils mit Holz verkleidet, teils ganz aus Holz erbaut sind. Der Verkehr entspricht ungefähr dem einer kleineren europäischen Hafenstadt. Wenn Handel und Verkehr hier blühen, so liegt das zweifellos mit daran, dass der in Peru und Bolivien überall vertretene Klerus ganz fehlt. Der Chilene ist in dieser Hinsicht entschieden freidenkender und weitsichtiger als andere südamerikanische Republikaner, die nicht erkennen wollen, wo der grösste Hemmschuh ihres Fortkommens sitzt.

Nach weiteren Tagen lag der »Setos« vor Arica, wo wir uns ausschifften. Arica, ehemals zu Peru, jetzt zu Chile gehörig, ist nur ein kleiner Ort, der, seitdem die Antofagasta-Oruro-Bahn gebaut ist, als Hafen seine Bedeutung fast ganz verloren hat. In unmittelbarer Nähe von Arica erheben sich die Anden, senkrecht vom Meere aufsteigend, zu einem Plateau. Hier sind im peruanisch-chilenischen Kriege die Peruaner und Bolivianer von den Chilenen in die Flucht geschlagen worden und haben sich, um den grausamen Feinden nicht in die Hände zu fallen, aus schwindelnder Höhe herabgestürzt. Lange sollen einzelne Leichname an den Felsspitzen gehangen haben und ein Spiel des Windes und der Geier gewesen sein. Ich fand noch Menschen- und Pferdeknochen zwischen den Steinen. Leute, die am Strande nach Muscheln suchten, benutzten, um sie zwischen den Steinen hervorzuscharren, Bajonettstücke, die noch aus jener Zeit herrührten. Gegenüber liegt eine kleine Felseninsel, auf welcher viele Seehunde lagern, aber nicht beschossen werden dürfen Am Fusse dieser mächtigen Felspartie sieht man in eine enorme Höhle hinein, welche, wie die Fabel erzählt, bis nach Cuzco führt und durch welche den Incafürsten täglich frische Fische aus der See gebracht wurden. Von Legua zu Legua brachte je ein Bote die Sendung im eiligsten Laufe weiter, bis nach Cuzco.

Der Zug von Arica nach Tacna fährt circa fünf Stunden durch eine öde Sandwüste; man gewahrt im Hintergrunde nur die Kordillere, die ihre Berge bis an die Wolken sendet; hier sieht man auch den bereits erwähnten Berg Tacora. Tacna ist eine sehr niedliche Stadt, die einst von Bedeutung war, jetzt aber aus dem gleichen Grunde wie Arica vollständig zurück-

Digitized by Google

gegangen ist. Ich verlebte im Hause meines Freundes einige Wochen, und hier bot sich mir dann ein neues Engagement, das mich auf Jahre hinaus in Süd-Amerika festhielt. Da aber meine Reisebeschreibung kein Lebenslauf sein soll, will ich den Leser nicht mit Einzelheiten ermüden, sondern ihn ohne Umschweif gleich nach Chililaya führen, von wo aus ich, um in das Feld meiner neuen Tätigkeit zu gelangen, über Sorata, dem Urwalde zu, meine Schritte lenkte. Mein Bestimmungsort war Riveralta am Rio Beni.

Digitized by Google

VII. KAPITEL.

Ein Freund, welchen ich in Mollendo getroffen hatte, und der im Begriff stand, nach Deutschland zurückzukehren, hatte sich auf mein Zureden entschlossen, sich mir anzuschliessen und die Reise, anstatt um die Südspitze, quer durch den Kontinent nach der Ostküste zu machen. Wir waren beide gut ausgerüstet, mit Waffen aller Art versehen und bestiegen, nachdem wir unser Gepäck mit den unglaublichsten Schwierigkeiten in Chililaya verzollt hatten, unsere Maultiere. Zwei Jagdhunde, eine englische Pointerhündin »Flora« und ein Setter »Tell« befanden sich in unserer Gesellschaft; ausserdem ein Arriero (Maultiertreiber) und die für unser Hab und Gut nötigen Tiere, im ganzen eine kleine Karawane von etwa acht Maultieren. Ferner befand sich in meiner Begleitung ein Mozo (Diener), den ich zu unserer Bedienung mitnahm und der nach erfolgter Ankunft dem lebenden Inventar des Hauses einverleibt werden sollte.

An einem prachtvollen Morgen brachen wir auf und ritten durch flache Ebene nach Achacache, wo wir die Bevölkerung im Begriff fanden, ein Fest zu feiern. Leider hatten wir das Pech, dass unsere Karawane, der wir beide vorausgeritten waren, kurz vor dem Dorfe einen andern Weg eingeschlagen und, um dasselbe herum reitend, am andern Ende kampiert hatte. Ich liess die Leute durch die Polizei suchen, da ich glaubte, dass ihnen etwas zugestossen sei. Alles vergebens; wir mussten die Nacht in einem Tambo verbringen, notdürftig mit unsern Satteldecken bedeckt.

Während der ganzen Nacht war Tumult in dem Tambo, denn wie überall wurde auch hier bei der Festlichkeit fleissig der Chicha zugesprochen. Eine Beruhigung waren uns unsere Hunde, die, da wir in der Nähe des Corals schliefen, jeden Schritt überwachten. Hätte man uns während der Nacht die Maultiere gestohlen, so wären wir in einer übeln Lage gewesen. Die Indianer tanzten in den bekannten Maskeraden auf der Plaza, in Gruppen, ähnlich einem Kontre-Tanz und zwar vereinigten sich stets zum Tanze die Masken von ein und derselben Gattung. Eine Maskierung, die

Digitized by Google

ich sonst nicht gesehen, war hier vertreten. Die Leute trugen Flügel aus Geierfedern und einen enorm hohen Kopfputz, dazu eine unbeschreiblich hässliche Maske. Die Musik, welche zum Tanze den Takt angibt, besteht aus einer Pauke, mehreren Flöten und verschiedenen Blasinstrumenten. Letztere werden aus Rohr hergestellt, und zwar aus etwa sechs Röhrchen, welche in abgestufter Länge orgelähnlich zusammengebunden sind. Sämtliche Instrumente sind eigenen Fabrikates, die Trommel ist mit Affenfell überzogen. Die Musikanten sind auch maskiert und machen einen monotonen, aber entsetzlichen Spektakel.

Am nächsten Morgen, nachdem unser braver Mozo Pedro ausgeschlafen hatte, kam er geraden Weges nach dem Tambo geritten, um uns abzuholen. Und diesen Menschen hatte ich mitgenommen, um den Indianern im Innern als Muster zu dienen! Wir kamen nach Sorata, wo wir etwa acht Tage blieben, um uns einen andern Arriero zu suchen und uns für die Reise ins Innere mit den nötigen Konserven, Fleisch etc. zu versehen. — Sorata ist an sich ein erbärmliches Nest, aber seine Lage ist reizend, und auch das Klima ist ein vorzügliches. Der Berg Sorata, welcher der höchste Punkt Amerikas ist, erhebt sich bis 7563 m über dem Meeresspiegel. Wenn ich den Eindruck beschreiben soll, den der erste Abend beim Sonnenuntergang auf mich machte, so weiss ich kaum, wo anzufangen. An den Abhängen der die Stadt rings umgebenden Berge sehen wir neben grünen saftigen Kleefeldern hohe Kornfelder, welche die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen vergoldet. Der Sorata steht mit seiner schneebedeckten Kuppe noch im hellsten Sonnenschein; klar hebt sich der in Windungen an ihm heraufsteigende Weg ab, alles strahlt in rosigem Lichte. Im Städtchen läutet die Glocke zum Abendsegen, langsam senken sich die Schatten der Nacht, endlich verdunkelt sich auch der eben noch im Glanze stehende Berg. Ein klarer Sternenhimmel wölbt sich über der märchenhaften Landschaft, und das Käuzchen lässt seinen schrillen Klageton in den Bergen wiederhallen. Ebenso entzückend ist der Aufgang der Sonne, aber mit furchtbarer Gewalt entladen sich Gewitter über dem engen Tale, in welchem unser Städtchen sich ängstlich niederduckt.

Unsere Karawane war inzwischen um einige Tiere gewachsen, denn die lange Reise erforderte einen ziemlich bedeutenden Vorrat an Lebensmitteln. Die Hunde kamen in je einen grossen Holzverschlag, welche zu beiden Seiten auf den Rücken eines Maultieres gebunden wurden. Die Behälter waren oben geöffnet, so dass die Hunde nach Belieben herein und heraus konnten, woran sich das Maultier sehr schnell gewöhnte.

Wir ritten bei Tagesanbruch los und passierten, fortwährend steigend, die schönsten Bergpartien; gegen Mittag konnten wir den letzten Blick auf Sorata werfen und überschritten dann den höchsten Punkt, über welchen in der Nähe des Gipfels der Weg führte. Wir befanden uns in so grosser

Digitized by Google

Höhe, dass nicht nur wir, sondern auch die Tiere schwer keuchten. Nach und nach gewöhnten wir uns an die dünne Luft und stiegen auch wieder etwas abwärts. Die erste Nacht verbrachten wir im sogenannten Ingenio, einem zu einer naheliegenden Mine gehörigen Gebäude. Man wies uns einen elenden Schuppen an, in welchem wir unsere eisernen Bettstellen aufstellten und bald in den tiefsten Schlaf versanken. Trotzdem wir den ganzen Tag geritten waren und erst spät in der Dunkelheit hier ankamen, fehlte der Appetit. Am nächsten Tage waren wir schon gewöhnter und ritten behaglich weiter; auch tranken wir, um der Sorojche vorzubeugen, hin und wieder einen Coca-Likör. Das Frühstück nahmen wir im Freien in der Nähe einer Quelle, welche quer durch die kleine Ebene plätscherte und stellenweise in Glockentönen von einem Stein zum andern rieselte. Die Luft in diesen Höhen ist so rein, dünn und klar, dass man jedes Geräusch vernimmt.

Unser Weg führte uns bald durch die Ebene, bald kletterten wir auf halsbrecherischen Pfaden über Felsen und Geröll hinweg. Das Interessanteste auf dem Wege von Sorata nach dem Mapiri sind die Reste der ehemaligen Goldwäschereien der alten Incas. Es ist erstaunlich, mit welch unermüdlichem Fleiss diese Indianer gearbeitet haben, um Gold zu beschaffen. Ihre Bauten sind unverwüstlich; steinerne Hütten ohne Dach stehen jetzt noch, nur sind inzwischen aus Samenkörnern, die dereinst auf dem Boden der Hütte lagen, mächtige Bäume geworden, die fast den ganzen Raum ausfüllen. Auf der Höhe des Sorata fand ich Scharen von wilden Gänsen, auch sieht man Biscachas und Vicuñas. Der Eindruck dieser hohen, zum Teil mit Schnee bedeckten Gegenden ist ein recht trauriger und öder; wenn auch freundlicher Sonnenschein die Landschaft belebt, so fühlt sich das menschliche Herz doch recht beengt da droben.

Am Nachmittage gegen 2 Uhr zeigte mir der Arriero einen Hügel, auf welchem ein Häuschen stand, das er als unser Nachtquartier bezeichnete. Zwischen uns und jenem Ort, der Tolapampa heisst, lagen allerdings noch einige Hügel, die aber anscheinend in etwa zwei Stunden überwunden werden konnten. In Sorata hatten sich uns noch zwei Herren angeschlossen: ein Deutscher, Herr Oscar Günther, der uns während der Zeit unseres Aufenthaltes in Sorata auf das liebenswürdigste in seinem Hause aufgenommen hatte, und ein Bolivianer, Herr Dr. Rodriguez, einer der vielen Rechtsanwälte aus La Paz. Beide Herren geleiteten uns einige Tagereisen weit und nahmen dann Abschied von uns, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatten.

Angesichts des Berges von Tolapampa äusserte ich die Absicht, statt des in vielen Windungen und auf Umwegen dorthin führenden Weges die direkte Linie über Berg und Tal einzuschlagen. Obwohl mein Plan als unausführbar erklärt und selbst für Indianer als gefahrvoll geschildert wurde, liess ich mich von dem einmal gefassten Vorhaben

Digitized by Google

nicht abbringen, glitt, ohne dass meine Begleiter es merkten, aus dem Sattel, pfiff meinen Hunden und begann, dem Diener das Maultier überlassend, den Marsch. Wohl eine halbe Stunde war ich rüstig vorwärts geschritten, als sich das bisher allmählich abfallende Gelände zu steilen Bergen gestaltete und mich zwecks schnelleren Fortkommens zu einer anfänglich amüsanten Rutschpartie einlud. Im hohen und festen Punagrase glitt ich auf meinem Lederbesatz flott abwärts, die Hunde genau in der von mir gezogenen Furche dicht hinter mir. Plötzlich aber hing ich ratlos über einem steilen Abhange, die Last der nachschiebenden Vierfüssler auf den Schultern — ein banger Moment, der mir das Blut erstarren liess. Vorsichtig griff ich mit der Rechten, die Haltbarkeit des Grases prüfend, über meinen Kopf hinweg und wand mich seitwärts so weit in Absätzen nach links, bis ich eine Stelle erreichte, von welcher aus ich den Rutsch fortsetzen konnte und den Absturz rechts liegen liess. Tief unter mir schaute ich auf einen Bach, der sich wie ein Seidenfädchen durch die felsige Schlucht zog und sich bei näherer Betrachtung als ein Fädchen von zwei Meter Breite erwies. Einen Uebergang hatte ich bald gefunden, und nun begann der Aufstieg.

Hier konnte ich nicht mehr das Ziel vor Augen haben und sah bald ein, dass diese längst bereute Fahrt ein ernstes Wagestück war, auch musste ich vielfach wegen der sich von weitem als Würfel und jetzt als mächtige Blöcke präsentierenden Hindernisse grosse Umwege machen. Ich brach bald infolge Sorojche zusammen und fing dann an, systematisch und etappenweise vorwärts zu dringen. Der steile Berg, an dem ich auf Händen und Füssen hinaufkletterte, bestand aus Schiefer, durch welchen Umstand ich, nachdem ich mich genügend abgearbeitet hatte, gezwungen war, mich meiner Stiefel zu entledigen. Klüger wäre es gewesen, wenn ich die Strümpfe auch ausgezogen hätte, denn bald verliessen sie mich von selbst. Mein einziger Trost waren meine Hunde Tell und Flora, die mich fragend ansahen: »Was denn nun?« — Endlich um Mitternacht fand ich instinktiv den Weg und wurde von meinen Gefährten, die sich schon zur Suche aufgemacht hatten, stürmisch begrüsst. Aber, wie sah ich aus! Die Hände blutig, die Kleider zerrissen. Nun — ich habe wenigstens brillant geschlafen.

Am nächsten Tage begann der Abstieg. Wir befanden uns hoch über den Wolken, was einen prächtigen Anblick gewährte. Nach und nach zeigte sich in den Schluchten der Berge bereits Wald, über dessen Kronen die Wolken leicht dahinschwebten. Es war der Urwald, dem wir uns allmählich näherten. Welche Atmosphäre dieser um sich verbreitet, wurden wir hier gewahr; morgens atmeten wir noch reine Kordillerenluft, doch schon am Nachmittage hatte ich das Gefühl, als tauchte ich in verdickte Gase unter, und unwillkürlich kam mir der Gedanke an Fieber und

Digitized by Google

Frost. Auch die Tierwelt war inzwischen eine andere geworden. In diesen bewaldeten Abhängen sah ich besonders Schlangen, ferner bunte Schmetterlinge und Vögel, dann lebt hier der schwarze Bär mit weissem Stern auf der Brust und die Onze.

Zum Abend erreichten wir eine kleine Ansiedlung, einem Deutschen, Herrn Carlos Kellner gehörig, der in diesen Bergen, die bereits zum Mapiri gehören, Kaffee baut. Wir wurden auf das freundlichste von dem schon alten Herrn empfangen, der, von weitem durch unsere Stimmen aufmerksam gemacht, uns in der Mitte einer zehnköpfigen Hundefamilie entgegen kam. Wir assen das Abendbrot bei ihm und bildeten eine zahlreiche Gesellschaft, denn ausser uns hatten sich, ihrer Gewohnheit gemäss, seine enorm grossen Windhunde eingestellt, die überall, wo sie Platz fanden, ihre spitzen Köpfe auf den Tisch legten. Prächtige Tiere hatte er sich aufgezogen. Wir blieben einen Tag, um uns zu erholen, und kauften noch das eine oder andere, z. B. Kochtöpfe, ein. Die Windhunde gefielen mir so ausgezeichnet, dass ich bat, mir ein Paar abzulassen. Mit schwerem Herzen trennte sich der alte Herr von seiner Lieblingshündin »Fanny« und ihrem Bruder »Hector«, und auch ich bereute später den Kauf, da die Tiere trotz sorgfältigster Pflege unter dem Klima und den vielen Insekten, welche besonders Hunde anfallen, schwer zu leiden hatten.

Nach zwei Tagen kamen wir an den Fluss Mapiri, der später in Gemeinschaft mit dem Rio La Paz und andern kleinen Zuflüssen den Beni bildet. Der Mapiri kommt hier mit grosser Gewalt aus den Bergen und ist noch sehr schmal und flach, so dass er weder mit einer Canoa (Einbaum) noch mit einem Boot befahren werden kann. Man benutzt deshalb kleine Flösse aus Korkstämmen. Etwa fünf Stämme von ungefähr einem halben Fuss Durchmesser und zwölf Fuss Länge werden mit Lianen zusammengebunden; der mittelste Stamm ist etwa $2^1/_2$ Fuss länger als die übrigen und gegen das Ende zu nach oben gebogen. Drei solcher Flösse (Balzas), die man zusammen Callapu nennt, werden nun zu einem vereinigt und nebeneinander befestigt. Um dem ganzen Fahrzeuge Halt zu geben, werden vorn und hinten schmale Stangen aus Eisenholz durchgeschoben und oben auf andere dünne Pfahle festgebunden. Um die Ladung vor Nässe zu schützen, wird auf jedem der drei Flösse ein sogenannter Guaracho gebaut, eine etwa $^1/_2$ Fuss hohe Lage aus Bambusrohr. Zur Bedienung der Flösse hat man dort Indianer vom Stamme der Lecos, der im Aussterben begriffen ist. Bei unserer Ankunft waren weder Balzas noch Lecos vorhanden, so dass wir sechs Tage Aufenthalt hatten und in Musse Vorstudien zur Selbsthilfe, betreffend die Küche usw., machen konnten.

Unsere Begleiter verliessen uns nun, und das Trapperleben nahm seinen Anfang. Leider entfloh schon hier der mitgenommene Diener

Digitized by Google

Pedro, weil man ihm überall vor dem schlechten Klima Angst gemacht hatte, glücklicherweise nur unter Mitnahme eines alten Sattels. Wahrscheinlich hatte er sich schon vorher mit dem Arriero verabredet und dieser irgendwo auf ihn gewartet, denn er blieb nur eine Nacht.

Die Hütte, in welcher wir untergebracht waren, glich einem verwitterten Hühnerstall; sie war aus Bambusrohr und mit Palmblättern gedeckt. An verschiedenen Stellen waren die Bambusstäbe herausgefallen, so dass unser Strohpalast die verschiedensten Ausgänge hatte. Wir unterhielten uns damit, ihn wieder brauchbar herzustellen. Freund Augustin hatte für die ganze Reise das Los getroffen, für reinliche Kochtöpfe zu sorgen, den Tisch zu decken, die Betten zu machen etc., während ich das Amt eines Koches übernommen hatte. Mit glühendem Gesicht sass ich über dem offenen Feuer und rührte uns ein kräftiges Süpplein an, oder machte prachtvolle Eierkuchen, zu denen Herr Kellner die Eier geliefert hatte. Ich sorgte für einen guten Kaffee und machte vor jeder Mahlzeit einen Cock-tail. Hin und wieder schaute ich auch nach dem grossen Topf, in welchem für unsere vierbeinigen Reisebegleiter gekocht wurde. Zum Schluss sassen wir vor unserm gedeckten Reisetischchen und waren die glücklichsten Menschen von der Welt. Eines Tages entdeckten wir in der Nähe unserer Häuser zwei grosse giftige Schlangen von etwa 2 m Länge und 8 cm Durchmesser. Beide wurden abgehäutet und aufbewahrt. Nachdem die Haut herunter war, krümmten sich die Körper noch lange weiter.

Da im Mapiri schon viel Malaria vorkommt, so tranken wir jeden Morgen, noch in unsern Feldbettstellen liegend, einen Schnaps aus einer Flasche, in welcher sich Chinarinde befand. Wir blieben auch beide gesund. Die Umgebung unserer Hütte war sehr hübsch, der Wald dicht und von frischem Grün. Das Flussbett, welches sich eine kleine Strecke hin zwischen Felswänden verlor, war mit grossen Steinen erfüllt und machte einen zwar schönen, aber düsteren Eindruck.

Endlich meldeten sich die Lecos, und wir konnten uns zur Abreise vorbereiten. Auf dem mittelsten Guaracho hatte ich ein Gelass aus Bambusrohr für die Hunde bauen lassen, während die beiden andern für unser Gepäck, allerdings sehr knapp, ausreichten. Es waren ihrer sechs Lecos, die sich zu je zweien auf jeder Balza, mit Paddeln versehen, postierten. Die Lecos sind grosse Trinker, den Schnaps, den wir für sie mitgenommen hatten und ohne welchen sie angeblich nicht arbeiten können, verlangten sie flaschenweise von uns; im übrigen waren es gutmütige Kerle. Der älteste unter ihnen mochte wohl 50, der jüngste 10 Jahre alt sein. Sie sprachen ein mangelhaftes Spanisch.

Am zweiten Tage unserer Fahrt legten wir an einer kleinen Baracke an, wo zwei Italiener hausten, welche dort Gummi sammelten. Die Leute sahen wild und struppig aus, freuten sich aber über unsern Besuch und

Digitized by Google

setzten uns ein einfaches Mittagbrot vor, dem wir wiederum mit einigen Leckerbissen unserseits entsprachen. Auf den Gummi komme ich später zurück, jener, welcher in diesen Höhen wächst, ist minderwertig, wird in geringen Quantitäten gewonnen und über Oruro exportiert.

Am dritten Tage unserer Flossfahrt, die bis dahin glatt verlaufen war, hatten wir einen kleinen Wasserfall, den Beo, zu passieren, von dem wir schon recht viel, aber nichts Gutes, gehört hatten. Wir befestigten unser Gepäck, ich verschnürte den Hundebehälter kreuzweise mit einer Leine und zog eine andere, welche ich in der Hand behielt, durch sämtliche Halsbänder, denn im Momente einer etwaigen Gefahr hätten uns die recht kräftigen Tiere in eine verhängnisvolle Lage bringen können.

Schon aus grosser Entfernung hörten wir den mittlerweile viel reissender gewordenen Fluss gegen die Felsen brausen, das Getöse nahm zu, hoch sahen wir den Gischt aufspritzen, und in rasender Fahrt schoss unser schwer beladenes Flösschen heran. Die Lecos arbeiteten fieberhaft, und mit einem »Santo Antonio« sausten wir durch den Wasserwirbel hinunter. Der erste Leco schlug rückwärts auf das Floss und wurde beinahe heruntergerissen, ein anderer verlor beim Anprall des Wassers sein Ruder, während das gebrechliche Fahrzeug selbst sich drehte und unterging, so dass wir bis zum Gürtel im Wasser sassen. Wir glaubten, unsere letzte Stunde hätte geschlagen, indessen kamen wir mit dem Schrecken davon. Für mich war die Situation um so heikler, weil ich nicht nur mich, sondern auch die Hunde halten musste, die mit aller Kraft heraus wollten. Im nächsten Moment schwamm unser Floss wieder auf spiegelglattem Wasser. Für jeden Leco gabs einen Schnaps (Trago) und für uns einen Cognac zur Belohnung.

Der Fluss ist etwa 15 Meter breit und rechts und links dicht bewaldet, manchmal steigen hohe Felswände zu beiden Seiten auf. Die Lecos rudern fast gar nicht, da die Strömung stark genug ist, ungefähr acht Knoten. Es herrscht eine angenehme Ruhe auf dem Flusse, nur der Gesang der Seringueros und das zeitweilige Aufschreien prachtvoller Papageien unterbrechen die Stille. Der Seringuero ist ein Vogel von der Grösse eines Sperlings, der im Gesang unserer Amsel und im Gefieder unserm Krammetsvogel gleicht, nur hat er eine weisse Brust. Dieser Vogel ist über das ganze Flussgebiet des Amazonas verbreitet. Die Nächte verbrachten wir in einem geräumigen, blau und weiss gestreiften Reise-Zelt, auf welchem nie vergessen wurde, die deutsche Flagge aufzuhissen. Es waren genussreiche Abende, wenn wir an unserm sauber gedeckten Tischchen sassen und nach dem Essen noch eine Zigarre rauchten. Die Hunde lagerten in unserer Nähe und horchten bald hierhin, bald dorthin, um beim geringsten Geräusch im Sturm davonzusausen und dann in munteren Sprüngen wieder zurückzukehren. Zum Uebernachten

5*

Digitized by Google

fand sich stets eine kahle Stelle am Ufer, die, in der Regenzeit überschwemmt, jetzt aber mit weissem Sand bedeckt, eine schöne Fläche bot. Reis und sogar Kartoffeln, ausserdem Getränke, fehlten nie, und besonders hatten wir an Konserven, was man sich nur wünschen kann.

Um zu fischen, hatten wir uns Dynamit-Patronen mitgenommen und versuchten eines Tages unser Glück. Wir hatten zu diesem Zwecke angelegt und uns einen toten Arm im Flusse gewählt, der nach Ansicht der Lecos fischreich sein sollte. Ich warf die Patrone mit der brennenden Zündschnur hinein, und einen Augenblick später schoss eine Wassersäule von ungefähr vier Metern in die Höhe. Sofort nach der Explosion stürzten die Lecos wie eine Meute Hunde ins Wasser und brachten über zwanzig prachtvolle Fische an Land. Nun war zum Frühstück und Abend für unsern Tisch gesorgt. Fische, welche mittels Dynamits getötet sind, halten sich nicht lange, und so veranstalteten die Lecos ein solennes Fischessen. Sie kochten stets abseits auf ihrem eigenen Feuer; ein Topf genügte für alle. Die Fische brieten sie in der Asche oder auf Hölzchen, also am Spiess, wie man zu sagen pflegt. Einmal machte ich Cock-tail für sie, der ihnen aber nicht schmeckte, denn sie waren schon zu sehr an reinen Alkohol gewöhnt, selbst das Bürschchen von 10 Jahren!

Da man auf derartigen Flössen fast stets nasse Füsse hat, so ist es, um kein Fieber zu bekommen, unbedingt zu empfehlen, sich Strohpantoffeln mitzunehmen und keine Strümpfe zu tragen. Es ist höchst schädlich und gibt sicher Fieber, wenn man die Füsse von der Sonne trocknen lässt.

Nach einigen Tagen erreichten wir das Dörfchen Guanai, das an der Mündung des Flüsschens Tipuani in den Mapiri liegt. Das Wasser des Mapiri ist gelb und lehmig, dasjenige des Tipuani kristallklar. Beim Anlegen sprangen die Lecos an Land, um an der mithinübergenommenen Leine das Floss anzubinden, die Leine riss jedoch und wir fuhren, zumal der Strom dort gerade sehr stark war, mit steigender Geschwindigkeit ab. Wie ein Blitz sprang der kleinste der Lecos ins Wasser und schwamm, eine lange Stange zwischen den Beinen haltend, dem Floss nach. Nach wenigen Augenblicken erreichte er uns, und mit Hilfe der Stange, die uns der kühne kleine Kerl auf das Floss schnellte, stiessen wir an Land.

Jeden Morgen vor unserer Weiterreise nahmen wir ein Bad im Flusse, aber nur da, wo wir auf Grund fest stehen konnten. Im Tipuani sah ich am Grunde des Wassers Goldstaub; dieser Fluss führt Gold, auch wird dort Gold von einzelnen gewaschen. Im Dorfe hörte ich am Morgen eine Frau klagen, dass ihr ein Jaguar eine Ziege gerissen habe. In der Tat sahen wir, als wir eben Guanai verlassen und den Tipuani passiert hatten, aus dem Tipuani kommend, einen grossen Jaguar über den Mapiri dem entgegengesetzten Ufer zuschwimmen. Zum Schiessen war es leider zu spät, da das Floss schon zu weit getrieben war.

Digitized by Google

Am folgenden Vormittag passierten wir eine Stromschnelle, Namens Retame. Hier wären wir beinahe unsanft gegen eine Felswand gedrückt worden, was insofern gefährlich ist, als beim Anprall die Verbindungs-Stäbe der drei Balzas leicht brechen können, worauf das Floss sich teilt und die einzelnen Balzas umkippen. Glücklicherweise stemmten sich rechtzeitig zwölf Hände gegen die Wand, so dass der Anprall geschwächt wurde. Um die Mittagstunde kamen wir durch das Heimatsdorf der Lecos, die sich dort an Land begaben und uns eine geraume Zeit warten liessen. Da wir auf dem Floss blieben, hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, dass die Lecos zwischen vier Pfahlen regelrechte Fischkasten am Ufer im Wasser zu hängen hatten.

Weiter unten gelangten wir zu einer andern, allerdings nur aus kleinen Bambusrohrhäuschen bestehenden Ansiedlung, die von Indianern vom Stamme der Napos bewohnt wurde. Wir gingen hier an Land, wurden von den Frauen und Mädchen sehr freundlich begrüsst und empfingen von ihnen gegen ein Geschenk Bananen; Männer sahen wir nicht, sie befanden sich wohl auf der Jagd. Am Vormittage des sechsten und letzten Tages dieser Flossfahrt hatten wir das Vergnügen, zum ersten Male Affen zu sehen, kamen aber nicht zu Schuss.

Gegen Mittag legten wir an einem grossen Anger an, in dessen Hintergrunde wir einige Häuser erblickten. Die Lecos nahmen stillschweigend unsere Sachen und brachten sie an Land, woraus hervorging, dass wir am Ziele waren. Wir beschenkten sie noch mit einigen Resten von Lebensmitteln und andern Kleinigkeiten und begaben uns nach Ruenabaque. Von hier aus sollten wir zu Maultier weiter nach Reyes, dann nach Salinas reiten und den Beni hinunter im Boot nach Riveralta fahren. Schon mehrere Wochen vor unserer Abreise war einem befreundeten Hause in Reyes von unserer zu erwartenden Ankunft Mitteilung gemacht worden, damit man uns weiterhelfe, und dieses hatte wiederum in Ruenabaque seinen Vertrauensmann, der uns in Empfang nahm. Señor Burgos war von sehr dunkler Hautfarbe, so dass ich auf Negerabstammung schloss, aber er zeigte sich äusserst hilfsbereit und stellte uns ein Häuschen zur Verfügung. Dieses war zwar nicht viel besser, als jenes oben am Mapiri, da wir aber darin ungestört waren, so fanden wir uns bald damit zurecht.

Zunächst packten wir sämtliche Koffer aus, denn das Bad, welches Fahrzeug und Ladung genommen, war ziemlich feucht gewesen. Meine Wäsche war total durchnässt und leider fleckig geworden, auch meine letzten photographischen Aufnahmen waren verdorben. Wir blieben mehrere Tage in Ruenabaque, bis uns aus Reyes Maultiere und Pferde entgegen geschickt wurden. Señor Burgos besass ein schön gearbeitetes Blockhaus, welches er selbst gebaut hatte, und beschäftigte sich mit

Digitized by Google

Bootsbau und der Agentur und Spedition für Waren, die von La Paz via Mapiri nach Reyes kamen. Auf der andern Seite des Flusses, Ruenabaque gegenüber, liegt ein Dörfchen, welches Buenaventura heisst.

Jeden Abend hörten wir ganz deutlich den Jaguar mauen; »esto cantando« (er singt), sagen die Leute dort. Von Ruenabaque nach Reyes führt ein bequemer Weg, d. h. nur in der trockenen Zeit, auf welchem Ochsengespanne acht Tage lang einen kleinen Karren entlang schleppen, der mit 40 arobas span. Gewichtes = 460 kg höchstens beladen wird und

Indianertypen in Buenaventura

mit acht Ochsen bespannt ist. Es ist schon oft vorgekommen, dass Leute, welche von Ruenabaque nach Reyes marschierten, was zu Fuss einen Tag in Anspruch nimmt, sich plötzlich einem Jaguar gegenüber sahen. Unter andern hat ein solcher auch einen Freund von mir, der ohne Waffe diesen Weg machte, veranlasst, eine Stunde lang stramm zu stehen. Es ist dies die beste Art, wie ein wehrloser Mensch dem Angriff des Raubtiers vorbeugen kann. Der Jaguar setzte sich ruhig hin und bewegte nur fortgesetzt das Schweifende, den betreffenden nicht einen Augenblick aus dem Auge lassend. Schliesslich erhob er sich brummend, machte kehrt und verschwand, fortwährend sich umsehend, im Dickicht.

Digitized by Google

Wir bedankten uns bei dem freundlichen Herrn Burgos und ritten, von einem der Leute unseres Geschäftsfreundes in Reyes begleitet, nach Reyes, wo uns im Hause des Herrn Juan B. Hengartner ein wirklich herzlicher Empfang zu Teil wurde. Da wir zur Weiterreise von Salinas nach Riveralta kein Boot bekommen konnten, so mussten wir nicht weniger als sechs Wochen in Reyes bleiben. Der Leser kann daraus einen Begriff bekommen von dem, was man hier reisen nennt. Ich hatte auf diese Weise reichlich Zeit, Land und Leute kennen zu lernen, übte mich als Photograph und hatte das Vergnügen, namentlich von dem weiblichen Geschlecht um Aufnahmen bestürmt zu werden.

Reyes liegt hart an der Pampa, welche ihre ungeheuren Flächen bis nach Argentinien ausdehnt. Es ist ein kleines Dorf aus Lehmhäusern, hat aber breite Strassen und eine sehr grosse Plaza, an welcher sich die besseren Häuser des Dorfes befinden. Die Einwohner treiben hauptsächlich Handel mit Charque, Talg und Licor. Licor nennt man hier den Spiritus von 45°, den man verdünnt trinkt. Charque ist an der Sonne getrocknetes Rindfleisch, welches am Beni und allen Flüssen, wo Gummi gesammelt wird, das Hauptnahrungsmittel bildet. Es bestehen im Dorfe eine deutsche Firma Brieger, von Ancken & Co. und die Firma von Juan B. Hengartner, einem Schweizer, bei dem wir logierten. Die Bewohner von Reyes sind zum Teil Mischlinge, zum Teil Indianer und auch Weisse aus Santa Cruz de la Sierra. In diesem letzteren Orte hat sich das spanische Blut sehr rein erhalten, ich sah Frauen von blendend weisser Gesichtsfarbe und schönen Gesichtsformen. Die Einwohner von Santa Cruz sind stolz auf ihr Blut und meiden Mischung mit den Indianern. Santa Cruz liegt ebenfalls in der Pampa, etwa 100 Leguas von Reyes entfernt. Es ziehen sich jedoch viele Cruzeños hierher, so dass zwischen Reyes und Santa Cruz eine ständige Verbindung herrscht. Wie wir später sehen werden, befinden sich die sämtlichen grösseren Baracken und Besitzungen in Händen von Cruzeños. Ich tue derselben schon hier Erwähnung, weil ich von hier aus in regen Verkehr mit ihnen gekommen bin.

Das Hauptinteresse der sämtlichen Bewohner der Orte, welche in dieser enormen Pampa liegen, richtet sich auf Rindvieh und Pferde. Die letzteren sind zur Erhaltung der ersteren nötig. In diesen Pampas laufen Hunderttausende von Stück Rindvieh umher, welches, wenn auch wild, doch seine Besitzer, die Hacienderos, hat. Niemand kennt die genaue Anzahl seines Viehbestandes, es kommt auch gar nicht darauf an, denn das Vieh ist unglaublich billig. Hier macht sich der von mir schon früher erwähnte Mangel an Verkehrswegen geltend, denn wären solche vorhanden, so würde das Vieh im Preise steigen und der ungeheure Reichtum ausgenutzt werden können. Ein Ochse kostet in Reyes nach deutschem Gelde 3,40 Mark frei in der Pampa, das doppelte in den Coral geliefert, denn um das Tier einzufangen, sind mehrere Reiter nötig.

Digitized by Google

Infolge des Ueberflusses an Vieh wird nicht nur mit dem Vorrat gewütet, sondern die Tiere werden auch, besonders von den Gauchos, auf das schandlichste behandelt. Es ist keine Seltenheit, wenn auch nicht geradezu üblich, dass man, um auf der Reise oder beim Aufenthalte in der Pampa ein frisches Stück Fleisch zu erhalten, einfach einen Ochsen lassiert, fesselt und ein Stück aus der Hinterkeule herausschneidet; dem also zugerichteten Tiere gibt man dann die Freiheit wieder. Braucht ein Gaucho einen Lasso, der aus Rindleder gemacht wird, so wird ein möglichst starkes Tier eingefangen und gefesselt. Es wird mit der Spitze eines Messers ein Kreis von vielleicht einem halben Meter Durchmesser auf dem

Das Fesseln und Kastrieren des Rindviehs auf der Pampa

Rücken des Tieres eingeschnitten, dann an einer Seite ein wenig abgeschält, durch das abgeschälte Fleckchen ein Loch geschnitten und ein Lasso hindurchgezogen resp. ein Ende daran befestigt; das andere Ende des Lassos befindet sich am Sattelgurt des Pferdes. Der Reiter gibt nun dem Pferde die Sporen und reisst mit einem Ruck dem Tiere das Stück Fell herunter. Der Stier wird ebenfalls wieder freigegeben. Dass diese Tiere eines furchtbaren Todes sterben, ist gewiss, denn sie werden bei lebendigem Leibe von Maden, die schon am ersten Tage in der Wunde sind, buchstäblich aufgefressen. Fast alljährlich bricht die Pest unter dem Vieh und den Pferden aus und rafft deren Tausende hinweg, aber der Ursache, die höchst wahrscheinlich in den überall verwesenden Kadavern zu suchen ist, wird

Digitized by Google

nicht abgeholfen. Einen alten Gaucho hörte ich einmal sagen: »Es wäre doch gut, wenn der liebe Gott alles Vieh sterben liesse, dann würden sie schon merken, wie nötig sie es haben.«

Dieser Gefühllosigkeit gegen die Tierwelt begegnet man überall in Südamerika. Die Jagd auf den Jaguar, welcher besonders dem zahlreichen Jungvieh nachstellt, wird viel zu Pferde betrieben. Fast jede Hacienda besitzt eine grosse Anzahl von Hunden, mit welchen der Jaguar gehetzt wird. Man sucht das Tier in vollem Galopp zu lassieren, dann wird es, da die Pferde auf plötzlichen Stillstand gut gedrillt sind, umgerissen und im Galopp geschleift. Der Lasso ist an einem Gurt, welcher über dem

Das Fesseln und Kastrieren des Rindviehs auf der Pampa

Sattel liegt, befestigt. Lebenden Jaguaren, die in die Hände dieser grausamen Menschen fallen, vernäht man das Maul mit Leder, reisst ihnen die Krallen aus und überlässt sie der Meute. Vieh wird ausschliesslich geschlachtet, indem man ihm den Kopf abschneidet. Sogar Hunde werden, besonders auf der Jagd, nicht gerade freundlich behandelt. Es ist vielfach Brauch, dass man einen Hund, der die Spur des Wildes nicht findet, auf der Stelle kastriert, in dem Glauben, dass er nun besser suchen wird. Noch häufiger kommt es vor, dass man den armen Tieren ein Ohr oder ein Stück vom Schwanz abschneidet, um sie zur Tätigkeit aufzumuntern.

Eine grosse Plage für das Vieh sind die Zecken. Ich habe auf meinen Frühpromenaden Tiere gesehen, die Tausende dieser Insekten von der Grösse

Digitized by Google

einer Haselnuss am Körper hatten. Ein anderer Plagegeist ist der »Boro« oder »Sotuto«, ein Tier, das auch Hunde sehr verfolgt. Der Ursprung dieses Tieres ist zweifelhaft; einige behaupten, es entstände aus den Eiern einer Fliege, andere, aus denen eines Nachtschmetterlings. Ich neige auf Grund persönlicher Beobachtung der letzteren Ansicht zu. Die Eier, welche von dem Nachtschmetterling unter die Haut gelegt worden sind, entwickeln sich zu einem pergamenthautartigen Wurm, der schnell wächst und bis drei Zentimeter lang wird. Bemerkt man am Hunde, dass das Haar, besonders am After, ausgeht und gewahrt man ein kleines Loch von der Grösse eines Stecknadelkopfes, so hat man es mit einem Sotuto zu tun. Man drückt zunächst rötlichen schleimigen Saft heraus und dann vorsichtig die Made selbst. Auswaschungen mit Borwasser tun vorzügliche Dienste, in Ermangelung dessen, Petroleum. Ich selbst hatte einmal einen dieser ekelhaften Würmer auf der Brust. Die Eier waren wahrscheinlich durch meine Unterkleidung in die Haut gelangt. Es ist daher in diesen Gegenden zu empfehlen, stets geplättete Wäsche zu tragen.

Meine Annahme, dass dieses Tier aus den Eiern eines Nachtschmetterlings entsteht, bestätigte sich durch folgende Erfahrung. Auf einer meiner späteren Reisen begleitete mich mein Setter, dem ich zum Schutze gegen Moskitos und andere Insekten für die Nacht ein Moskitonetz hatte machen lassen; der Hund verstand diese Wohltat wohl zu schätzen und blieb stets während der Nacht unter seinem Netze. Etwa drei Wochen war ich bereits auf der Reise, auf dem Wasser und im Urwalde, untersuchte den Hund täglich und fand ihn stets gesund. Eines abends wurde jedoch vergessen, dem Tier das Netz überzuhängen, und die Folge davon war, dass ich einige Tage später Sotutos bei ihm entdeckte. Ich entfernte sie und achtete insbesondere darauf, dass dem Tiere regelmässig sein Netz aufgestellt wurde, woraufhin ich keine Sotutos mehr bei ihm fand.

In der Pampa von Reyes gibt es viele Klapperschlangen, welche oft dadurch gefährlich werden, dass sie sich des Nachts in den wollenen Decken der Schläfer verkriechen. Eines Tages entdeckte einer der Arrieros, der während der Nacht mit dem Kopf auf dem Sattel geschlafen hatte, am Morgen beim Aufheben des Sattels eine Klapperschlange unter demselben. Es gibt überhaupt in jenen Gegenden eine Unzahl von Schlangen jeder Farbe und Gattung. Ich brachte in späteren Jahren eine grosse Anzahl in Spiritus mit, die ich indes, als mir höchst widerlich, fortgab.

Eine eigentümliche Pflanze oder Wurzel, welche man Kutuki nennt, wird viel vom Vieh gefressen. Nach dem Genuss derselben hat der Atem der Tiere einen eigenartigen und widerlichen Geruch. Jedes Tier, das zum Verbrauch im Hause geschlachtet wird, pflegt man, an einen Pfahl gebunden, einer drei- bis sechstägigen Fastenzeit zu unterwerfen. Schlachtet

Digitized by Google

man es ohne diese Vorsichtsmassregel, so schmeckt das Fleisch nach Kutuki und ist geradezu ungeniessbar.

Das Reiten in der Pampa hat an sich, so lange man auf dem Pferde bleibt, keine Gefahr, da das Vieh in Pferd und Reiter ein einziges Wesen erblickt; wollte man indes absteigen, so wäre man unfehlbar verloren, da die meistens kolossal gehörnten Tiere den Menschen angreifen. Auch Schweine werden besonders Kindern gefährlich, da sie nicht nur beissen, sondern unbeaufsichtigte Kinder vollständig auffressen.

Zwischen den Rindviehherden sieht man oft Strausse äsen, ferner gibt es in der Pampa Antilopenarten und vieles andere Getier.

In Reyes wird von den Indianern, welche aus Tumupaza, Cavinas und im Orte selbst gebürtig sind, »Tacána« gesprochen. Meine besondere Aufmerksamkeit erregten die Movimas-Indianer aus Santa Ana, die sich durch ungewöhnlich hohen und kräftigen Körperbau von den andern unterscheiden. Diese Indianer werden gern zu den Bootsfahrten den Beni und Madeira hinunter verwendet, weil sie sehr unerschrocken sind. Allerdings neigen sie aus demselben Grunde zu gefährlichen Ausschreitungen, so dass es nicht jedermanns Sache ist, mit Movimas zu reisen. Die Cruzeños in Reyes sprechen nur, wie in Santa Cruz selbst, spanisch, im Gegensatz zu den Bewohnern der bolivianischen Städte der Kordilleren, die durchweg Quichua oder Aymará sprechen. Eine auffallende Bezeichnung für Fremde, die ich nur im Mapiri, in Reyes und am Beni fand, ist der Ausdruck »Huiracoche«, den man jedoch nie in der Anrede hört, sondern nur, wenn von Europäern gesprochen wird.

Der Bildungsgrad der katholischen Geistlichkeit ist hier ein erschreckend niedriger. So erkundigte sich einmal ein Pater aus Reyes bei einem mir bekannten Herrn, der aus Europa zurückgekehrt war, weshalb die Deutschen und Franzosen ihr Geld zu Kriegszwecken vergeudeten, statt damit eine Brücke von Amerika nach Deutschland zu bauen. — Derselbe Pater hatte einen Vetter in Europa und bat meinen Freund, ihn, wenn er ihm dort begegnete, zu grüssen. Als ihm klar gemacht wurde, wie gross Europa sei, antwortete er ganz überrascht: »Dann ist wohl Europa grösser als Santa Cruz? Dort kenne ich auch nicht jedermann.« Noch einen andern Auftrag erhielt mein Freund von dem braven Seelsorger. Er hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als dass dieser ihm eine »kleine Pariserin« mitbringen möchte!

Trotzdem spielt ein solches Pfäfflein im Dorfe eine wichtige Rolle, er ist für die Reyezanos der »weise Vater« und hat seine Hand in allen Dingen. Will man z. B. eine Reise machen und braucht Leute, so muss man sich vor allen Dingen mit dem Cura gut stehen, sonst wird aus der Reise nichts.

Eine Polizei hat Reyes nicht, sondern nur einen Intendanten, der polizeiliche Gewalt auszuüben des Recht hat. Verbrechen sind in diesen

Digitized by Google

Ländern ziemlich selten, so dass es sich im allgemeinen nur um kleine Disziplinarvergehen handelt, welche »Gottlob« mit der Peitsche gesühnt werden. Es gibt zweierlei Strafmethoden: Der betreffende wird an einen Pfahl gestellt und mit gefalteten Händen und erhobenen Armen in den Handgelenken festgebunden. Mit einem zweiten Strick werden die Kniegelenke geschnürt und an den Pfahl gezogen, dann wird ein gewisser Körperteil entblösst und erhält gewöhnlich mit dem Lasso 25 Hiebe. Die zweite Methode ist etwas unangenehmer und deprimierender für den Sträfling und wird im allgemeinen für schwerere Vergehen angewendet. Der Delinquent wird gestreckt, mit dem Gesicht nach unten, auf die Erde gelegt, an je einem der gespreizten Arme und Beine zieht ein Mann, ein fünfter sitzt ihm auf dem Nacken und ein sechster vollstreckt die Strafe mit dem Ende eines Lassos, welcher häufig nur aus einem scharfkantigen langen Riemen aus Rindleder besteht. Bei jedem Schlage zeigt sich sofort ein blau aufgelaufener Fleck, der bei dem zweiten Schlag aufbricht und zur offenen Wunde wird. Ich hatte auf meinen Reisen häufig Gelegenheit, die Leute beim Baden etc. zu sehen, und fand nur selten einen unter ihnen, der nicht auf den bevorzugten Prügelstellen total vernarbt gewesen wäre.

In Reyes hatte ich Gelegenheit, mein erstes Krokodil zu erlegen. In unmittelbarer Nähe des Dorfes liegt ein kleiner Teich, Curichi genannt, in welchem die Indianerinnen Wäsche waschen. Dieser Teich ist nur an seinen verschiedenen Durchgangstellen, wo das Wasser etwa einen Meter hoch steht, frei, sonst ist er über und über mit dichtem Kraut bewachsen. Eines Morgens kamen Movimas-Indianerinnen und meldeten in der grössten Aufregung, dass sie beim Baden ein Krokodil im Curichi gesehen hätten. Ich hatte noch niemals ein solches Tier gesehen, man stelle sich also vor, wie diese Nachricht zündete. Mit wahrem Enthusiasmus stürzte ich mich in meine bis an den Leib reichenden hohen Gummistiefel, steckte eine gehörige Anzahl Kugeln in die Tasche, nahm die Büchse und rief einen alten vertrauten Indio vom Hause. Die Hunde waren so aufgeregt, dass sie mit eingeklemmter Rute Tisch und Stühle im Zimmer umwarfen. Nicht schlecht war aber ihre Enttäuschung, als ich ihnen bedeuten musste, dass sie diesmal zu Hause bleiben müssten. Mit langen Schritten machten wir uns auf den kurzen Weg, und klopfenden Herzens wurde der Teich mit den Augen abgesucht; das Tier war nicht zu erspähen. Ich hatte mich aber mit einer Axt und einem Lasso versehen, und so wurde binnen einer halben Stunde eine kleine Balza gebaut. Das Fahrzeug wurde ins Wasser geschoben; da sich aber herausstellte, dass es nur einen Mann trug, musste es der alte Indio schwimmend von hinten vorwärts schieben, während ich, von unsern mehrfachen Versuchen ganz durchnässt, darauf stand. Mit ausgerecktem Halse durchspähte ich das dichte Grün: »ahi está, ahi está!« (Da ist es!) Schuss auf Schuss krachte;

Digitized by Google

mein Fahrzeug wankte zwar bedenklich, aber da ich mich möglichst breitbeinig aufgestellt hatte, konnte ich ganz gut und schnell feuern. Sobald das Tier sich nicht mehr zu rühren schien, gab ich meine Büchse ab und schwang den Lasso so lange hinüber, bis sich die Schlinge um ein Vorderbein gelegt hatte, denn ich konnte des Pflanzenwuchses wegen nicht heran. Glücklicherweise reichte der Lasso so weit, dass der Indio Grund hatte und ziehen konnte. Das Manöver gelang und das drei Meter lange Vieh wurde glücklich gelandet. Tot war es jedoch noch lange nicht, obwohl die Kugeln ihm reichlich auf dem Kopf sassen, denn diese Tiere haben ein sehr zähes Leben. Durch das fortgesetzte Schiessen hatte sich mittlerweile eine Schar Dorfjungen eingestellt, die nun den Alligator im Triumph durch die Dorfstrasse nach der Plaza schleppten, an der ich wohnte.

Aus jedem Hause stürzten die Leute, um sich den Drachen anzusehen. Unter andern erschien auch mit entsetzlichem Gezeter unsere alte Nachbarin Doña Joaquina, denn, o weh, meine vier Hunde hatten die allgemeine Aufregung und die offenstehenden Türen benutzt, um das eben hingestellte Mittagbrod (es ist dort bei kleinen Leuten Sitte, auf dem Fussboden zu essen) vollständig aufzuputzen. Ich lud die alte Dame ein, bei uns zu essen, und gab ihr 2 Reales Schmerzensgeld.

Unser Krokodil lag inzwischen noch immer auf dem Hofe des Hengartnerschen Hauses. Trotzdem das Tier arg zerschossen war und nichts mehr sehen konnte, schnappte es doch noch verschiedene Male um sich. Aus kürzester Entfernung machte ich seinem Leben ein Ende. Es war dieser Alligator innerhalb vier Jahren der erste, welcher sich wieder in dem Curichi zeigte; da Salinas am Flusse Beni, etwa fünf Stunden Marsch entfernt, der nächste Punkt ist, wo sich zahlreiche Alligatoren befinden, so muss man annehmen, dass das Tier einesteils durch die noch stellenweise überschwemmten Gebiete des Urwaldes, andernteils durch den trockenen Wald von Salinas nach Reyes gewandert war. Dieses Exemplar, welches man dort auch Kaiman nennt, war schwarz und hatte einen weissen Bauch. Es gibt im Beni auch rostfarbene, die besonders gross und gefährlich sind, ferner schmutziggraue und kleinere von grünlicher Farbe. Die letzteren werden von den Indianern gegessen. Auf meinen späteren Reisen erlegte ich nach den Angaben meiner Tagebücher noch über 400 dieser scheusslichen Raubtiere.

Die Kleidung der Männer in Reyes ist nur dürftig; sie besteht aus der Hose, welche durch einen ledernen Gürtel gehalten wird, in dem hinten ein Messer steckt, und einem Hemd aus buntem bedruckten Schirting; der Durchschnittsgeschmack liebt die rote Farbe mit kleinen weissen Mustern. Die Frauen tragen nur ein Kleidungstück, den Tipoi, aus demselben Stoffe. Wohlhabendere Männer tragen ganze Anzüge aus einem Baumwoll-

Digitized by Google

stoff, der bolivianischen Ursprungs ist und Macana heisst. Das beliebteste Muster ist kariert auf weissem Grunde. Diese Anzüge sind billig, sehr haltbar und sehen gut aus. Der Poncho gehört natürlich auch hier zur Landestracht. Diese Ponchos sind sehr praktisch und vereinigen in sich die verschiedensten guten Eigenschaften. Sie schützen vorzüglich gegen die Sonne und den Regen, tragen sich bequem beim Reiten, bilden zur Nacht das Kopfkissen und werden einem auf der Reise geradezu unentbehrlich.

Eine Erscheinung, welche ich besonders in Reyes beobachtete, ist die überaus leichte Entzündbarkeit der Haut, namentlich an den Schienbeinen. Der geringste Stoss, Riss oder Schlag verursacht Eiterung und oft, durch Mangel an Pflege, sogar Brand. Am meisten leiden Fremde darunter, die, noch nicht an Moskitos gewöhnt, sich kratzen und dann langwierige Entzündungen zu kurieren haben. Die Leute im Dorfe führen diese Entzündbarkeit der Haut auf den Genuss schlechten Wassers zurück. Da es in Reyes keine Brunnen gibt, sondern das Wasser aus dem Curichi geholt wird, der ein stehendes Gewässer ist, so mag etwas Wahres daran sein. Sich mit solchen Wunden zu baden, wird für gefährlich gehalten. — Ein anderer Feind der Menschen, insbesondere aber der Hunde und Schweine, ist der Sandfloh (Nigua). Es genügt für den Europäer, der an Schuhwerk gewöhnt ist und daher empfindliche Füsse hat, einmal barfuss über den Fussboden zu gehen, um Niguas zu bekommen. Anfänglich glaubt man, dass der Stiefel drücke, nach und nach merkt man indes, dass der Urheber des Uebels ein Sandfloh ist. An der Druckstelle zeigt sich ein schwarzes Pünktchen; es ist dies die Spitze eines häutigen Säckchens, in welchem sich unzählige Eier befinden. Am besten nimmt man einen Dorn vom Apfelsinenbaum und schiebt vorsichtig mit der Spitze die Haut um das Pünktchen herum beiseite. Nach Entfernung desselben giesst man etwas Petroleum hinein. Hunde haben schrecklich darunter zu leiden. Man sieht selten einen Hund, der nicht auf mindestens zwei Beinen lahm ist. Meinen Hunden wurden täglich die Pfoten untersucht, und täglich fanden sich Niguas vor. Die Hunde erreichen mit der Zeit einige Gewandtheit darin, sie sich selbst zu entfernen. Versuche, den Hunden die Pfoten mit Petroleum oder mit Ochsengalle einzureiben, hatten wenig Erfolg; am besten wirkte das Bestreichen mit Teer. Einem Indianer, welchen ich später besass, wurden von diesen Sandflöhen im wahren Sinne des Wortes die Füsse zerfressen, so dass er der Fäulnis nicht mehr Herr werden konnte und elendiglich daran starb. Allerdings war es ein Wilder, der durch geistige Beschränktheit total hilflos war.

Eine Plage des Dorfes ist die ungeheure Menge von Fledermäusen und Vampyren. Unzähliges Geflügel fällt diesen Blutsaugern zum Opfer und nicht selten Pferde und Rindvieh. Merkwürdig ist dabei, dass ein einmal von einem Vampyr befallenes Pferd regelmässig wieder von ihm

Digitized by Google

aufgesucht wird. Es bleibt daher nichts weiter übrig, als ein solches Tier einige Zeit wo anders unterzubringen oder in einen Verschlag zu stellen. Pferdeställe kennt man in Reyes nicht. Es ist geradezu überraschend, wenn man, sobald die Sonne fort ist, zum ersten Male die ungeheure Menge von Fledermäusen wahrnimmt, welche in einem einzigen Hause an der Plaza nisten. Gefährlich soll es sein, wenn man unter dieser dichten Wolke von Fledermäusen steht und den Blick nach oben wendet, da die Tiere während des Fliegens nässen und man davon, wie man dort sagt, blind werden kann.

Eine originelle Eigenheit des Dörfchens Reyes ist sein nächtliches Hahnenkonzert, eine Beobachtung, die von allen Reisenden gemacht wird. Das Dorf liegt in der offenen Pampa und versinkt des Abends sehr bald in die grösste Ruhe. In der Nähe der ziemlich zerfallenen Kirche brennt ein dürftiges Nachtlämpchen, am Himmel funkeln die Sterne; man hört nichts als die eigenen Schritte im Sande und das Krähen der Hähne von Reyes. In weiter Ferne ertönt deutlich das »Kikeriki« eines Gockels; dann entsteht eine kleine Pause, und man hört den zweiten; wieder eine Pause, und der dritte lässt in Beantwortung des zweiten seine Stimme durch die Nacht schallen. So wartet jeder, bis er an die Reihe kommt, ohne dass einer dem andern vorgreift.

Unheimlicher ist es, wenn das Vieh, welches an das Dorf gewöhnt ist, sich nachts in den Dorfstrassen tummelt und fortgesetzt brüllt. Ich bin manche Nacht aufgestanden und habe mich angekleidet, da ich einen Bullen in unmittelbarer Nähe brüllen, scharren und schnaufen hörte, nur durch eine schmale Lehmwand von mir getrennt. Die Tür nach der Strasse war nur mit einem Holzpflock verschlossen, so dass man durch die Ritze den wütenden Kämpen stehen sehen konnte. Eine solche Nachbarschaft ist nicht gerade angenehm.

Auf der Plaza im Dorfe zeigte sich jeden Nachmittag, bevor die Sonne unterging, ein Strauss, welcher allerdings seinen Eigentümer hatte, aber überall frei und ungehindert verkehrte. Um diese Stunde passte ich mit meinen Hunden, denen ich einen Riemen durch die Halsbänder zog, auf, bis der Strauss, der sich schliesslich an das Manöver gewöhnte, auf dem Mittelpunkte der Plaza stand. Er äste anscheinend sorglos, spähte aber genau durch die Beine, die Ankunft der Hunde erwartend. Mit einem »Los!« schossen dann die Hunde in voller Fahrt auf den Strauss zu. Die Plaza ist sehr gross, ohne jedes Hindernis, kein Baum, kein Stein unterbrach den rasenden Lauf. Die beiden Jagdhunde schieden sehr bald aus dem Rennen aus, dagegen boten die beiden schön gewachsenen Windhunde einen prachtvollen Anblick, wenn sie mit gestrecktem Körper dicht am Boden dahinflogen. Der Strauss liess die Hunde ziemlich weit herankommen, um dann, unter Zuhilfenahme der Flügel, zwei bis drei Winkel

Digitized by Google

schlagend, davon zu sausen. Die Hunde nahmen den Strauss in die Mitte, und in gleicher Höhe, keiner blieb zurück, ging die Jagd zum Dorfe hinaus. Es wurde dieses Rennen, an dem sich alles mit Interesse beteiligte, täglich programmmässig abgehalten.

Einer besonderen Zuneigung von seiten der Einwohner von Reyes, namentlich der weiblichen, erfreute sich mein photographischer Apparat. Jeder wollte photographiert sein. Ich hatte mir nun zwar eine stattliche Anzahl Platten mitgebracht, aber nicht gerade für diesen Zweck; auch waren viele beim Sturzbad im Flusse verdorben; und doch konnte ich, den vielen Wünschen nachgebend, nicht umhin, weiter zu photographieren.

Plaza in Reyes

So kam eines Morgens Besuch von zwei recht anmutigen jungen Cruzeñas in Begleitung der Mutter, einer ebenfalls sehr sympathischen Erscheinung, und baten, photographiert zu werden. Wie konnte ich so etwas abschlagen? — Die Stunde der Aufnahme wurde für den Nachmittag festgesetzt; inzwischen gingen die Damen mit allem Eifer an die Toilette und brachten damit, wie ich erfuhr, den ganzen Vormittag zu. Eine Stunde vorher kam ein Tisch, der mit Spitzen besetzt war, Blumentöpfe mit künstlichen Blumen, Stühle und eine Bibel! — Endlich nahte der wichtige Augenblick, und ich sah einige Fregatten in gemessenen Schritten über die Plaza heranschweben. Ich traute meinen Augen nicht; so sahen die hübschen jungen Mädchen von heute morgen doch nicht aus? Der feierliche Zug, dem auch ein

Digitized by Google

Teil der weiblichen Bedienung vom Hause gefolgt war, näherte sich indessen, und, durch die Türritzen spähend, musste ich erkennen, dass sie es wirklich waren. Die Aufnahme wurde auf dem Hofe gemacht, und ich rückte geschmackvoll den Tisch und die Blumentöpfe darauf an die Wand. Die Mutter setzte ich an den Tisch und die hübschen Töchterchen daneben. Die Bibel legte ich der alten Dame aufgeschlagen in den Schoss. Nun stellte ich den Apparat auf und begab mich mit wichtiger Miene an die Arbeit, wobei ich natürlich nicht verfehlte, die Annehmlichkeiten der Situation nach jeder Richtung auszukosten. »Nun, bitte, recht freundlich — ich zähle bis drei — muchas gracias!« Mit tiefem Atemzug erhob man sich, und ein glückliches Lächeln strahlte auf den Gesichtern. Wir luden die Damen zu einer Tasse Tee ein, und das Gespräch über Photographie nahm seinen Fortgang. — Ich ging inzwischen in die Dunkelkammer und fand, dass meine Kassetten — leer waren. »Ausgezeichnet, Señora, ausgezeichnet! Ich werde nun die Platten nach Arequipa schicken und Abzüge machen lassen, worüber allerdings ein halbes Jahr vergehen wird, denn die Entfernung ist ja sehr gross, und Ihnen ein Präsent mit den Bildern machen.« — Gegen Abend kam dann eine Indianerin und brachte ein Körbchen Eier, zwei Hühner und ein Töpfchen Chicha!

Unser Aufenthalt in Reyes, der sechs Wochen gedauert hatte, neigte sich nun seinem Ende zu. Eines Tages bekamen wir die freudige Nachricht, dass ein Boot sich im Hafen von Salinas befinde, welches demnächst mit Produkten den Beni hinunter fahren sollte. Wir einigten uns mit dem Eigentümer, Don Miguel Cortez, und rüsteten uns zur Weiterreise. Es wurde ein grosser Abschieds-Cock-tail gebraut zu welchem sich der halbe Ort einstellte, dann ritten wir, von einer bunten Kavalkade begleitet, in die Pampa hinaus, in deren hohem Grase bald die letzten Rauchsäulen der niedrigen Schornsteine des Dörfchens versanken. Nach anderthalbstündigem Ritt nahm uns der Urwald auf und die uns begleitenden Freunde verabschiedeten sich von uns »am Baum«. Dieser Baum ist dort allgemein bekannt, weil er stets der Wendepunkt begleitender Freunde ist. In einem Steigbügel stehend, wurde man noch einmal nach landesüblicher Sitte von jedem umarmt, und wir waren allein. Nur meine Hunde trotteten freudestrahlend hinter uns drein.

Der Weg führte durch einen breit ausgehauenen Durchschlag, der stellenweise so verschlammt war, dass die Pferde bis über's Knie darin versanken, auch Bäche waren stellenweise zu überschreiten. Einmal kamen wir an einem Curichi (hier Lagune) im Urwalde vorbei, einem Eldorado für Krokodile und Wasservögel, aus welchem zahllose Stimmen tönten. Am sumpfigen Ufer standen mächtige Urwaldriesen, deren Zweige weit über das stehende schwarze Wasser ragten und von welchen Lianen in allen Stärken senkrecht herabhingen. Dicht umgeben von dickem Rohr,

Digitized by Google

bot das Wasser unheimliche Schlupfwinkel, so dass man trotz der schönen Blumen, die darauf prangten, eine Fahrt im Einbaum darüber hinweg gescheut hätte. In den Baumkronen erklang ein Gekicher, ein Knacken von herabfallenden kleinen Zweigen, und wenn man den Blick nach oben wendete, so sah man Hunderte von weissen Reihern sitzen. Einige standen gravitätisch auf ihren Nestern, andere hüpften, mit den grossen Flügeln klatschend, von einem Ast zum andern. Geschäftig sah man andere Vögel die Lagune überfliegen, man hörte Singen, Pfeifen, Flöten und das Geplätscher eines gemächlich ins Wasser gleitenden Alligators. Ich lauschte atemlos all diesen Stimmen und konnte mich nur schwer von dem zauberhaften Bilde losreissen, um meinem Freunde nachzueilen.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, denn es fing bereits an zu dämmern, soweit man in den Tropen von einer Dämmerung sprechen kann, als wir Stimmen durch den Wald schallen hörten und das anfeuernde »zah-zah« unserer Ochsenführer erkannten, die mit unserm Gepäck schon früh mit achtspännigen Ochsenwagen vorausgeschickt waren. Diese Wagen sind nur klein, bestehen aus einem einfachen Gestell, auf welchem eine getrocknete Kuhhaut liegt, und haben zwei ungeschlachte, schwere Scheibenräder.

Die begleitenden Führer haben lange spitze Stöcke, womit sie die Ochsen in die Flanken stechen. Es ist jedenfalls eine äusserst mühselige Reise, mit so langem Gespann über Sumpf, hohe Wurzeln und andere Hindernisse durch den Urwald zu fahren. Die Ochsen sind paarweise (eine Yunta) mit einem schwerfälligen, grob zurechtgehobelten Balken, der an den Hörnern mit Riemen befestigt ist, zusammengekoppelt und können natürlich den Kopf nicht zur Seite bewegen, was bei dem vielen Ungeziefer, welches die geplagten Tiere umschwärmt, die an und für sich qualvolle Reise bedeutend erschwert. Am bedauernswertesten sind jedenfalls die beiden Ochsen, welche an der Deichsel gehen und durch das fortwährende Stossen, häufige Schiefliegen des Karrens und plötzliche Anrücken der andern Tiere die furchtbarsten Genickstösse erhalten. Auch während des Grasens und der Nacht werden die Tiere nicht von dem Zugbalken befreit.

Wir übernachteten an einer rund ausgehauenen Stelle im Urwalde und hatten bald ein äusserst malerisches Lager aufgebaut. Unser weiss und blau gestreiftes Zelt hob sich prächtig vom Walde ab, vor dem Eingange stand unser Reisetischchen, die Feuer flackerten, in den Töpfen brodelte es, Hunde und Ochsen lagerten in der Nähe, eine Unmenge Papageien kreischten in den Zweigen und über das Ganze senkte sich friedlich die Nacht. Ich war noch nicht müde und beschloss den Abend, in angenehme Betrachtungen verloren, mit einer Zigarre. Am nächsten Morgen, als ich hinaustrat, wurde ich vom allerschönsten Morgen über-

Digitized by Google

rascht, an den ich oft noch denke. Die Sonne sandte bereits ihre Strahlen durch das hohe Laubdach und brach ihre lanzenförmigen Spitzen an den mächtigen Stämmen der Waldriesen, in deren Zweigen ein fröhliches Gezwitscher ertönte. Es war ein entzückender Anblick. Schnell war der Kaffee fertig, die Pferde gesattelt und wir ritten, die Karren hinter uns lassend, unserm Ziele zu, welches wir gegen Mittag erreichten.

Salinas wird zwar als Punkt der Abfahrt »Hafen« genannt, ist aber nichts, als ein grünbewachsener, von Bäumen gesäuberter Platz am Ufer des Flusses Beni. Es steht dort nur eine baufallige Baracke zur Aufnahme von Waren. Wir bauten hier unser Zelt auf und liessen uns häuslich nieder, und zwar, um dem Leser wieder eine Probe südamerikanischer Zuverlässigkeit zu geben, für volle 14 Tage, denn unser Freund Miguel Cortez, der es anfangs eilig hatte, verschob die Abreise von einem Tag zum andern. Zum Glück hatte mein Freund Augustin Sinn für die Häuslichkeit — ich kann ihm hiermit als Hausmädchen ein vorzügliches Zeugnis ausstellen —, während ich die Zeit hauptsächlich mit der Jagd verbrachte. Bald assen wir Paca, ein vorzügliches Fleisch, bald steinharte Papageien und gelegentlich sogar Wildschwein- oder Affenbraten. Letzterem huldige ich besonders; er sieht zwar in der Pfanne einem kleinen gebratenen Menschenkinde täuschend ähnlich, aber er schmeckt nichtsdestoweniger ganz ausgezeichnet.

Eines Mittags, als ich mich mit meinen Hunden in einem unweit unseres Zeltes in den Beni mündenden Bach badete, wurde ich plötzlich von einem ziemlich grossen Alligator überrascht, deren es in Salinas besonders viele gibt. Ich muss wohl, obgleich ich sonst nicht schreckhaft bin, einen ziemlich kräftigen Schrei ausgestossen haben, denn Augustin kam sofort mit der Büchse an das wenige Meter entfernte Ufer gestürzt. Er schoss dem Vieh zum Glück eine Kugel in den Schädel, so dass es sich augenblicklich auf dem Rücken wälzte. Wie ich aus dem Wasser herauskam, weiss ich heute noch nicht, jedenfalls war mir der Schreck derartig in die Beine gefahren, dass ich wenige Schritt vom Ufer in die Knie sank.

Ein anderes Mal gewahrte ich auf dem gegenüberliegenden Ufer, schräg in der Richtung flussabwärts, den Kopf eines solchen Ungeheuers. Es mochte wohl eine Entfernung von ca. 300 Meter sein. Ich holte meine Büchse, stützte sie an einem dicken Baum, zielte sorgfältig und drückte ab. Der Schuss sass — das Vieh krümmte sich im flachen Wasser wie ein Regenwurm und peitschte mit dem Schwanze um sich. Mein Gefährte, mit dem ich das erste in Reyes erlegt hatte, befand sich gerade in Salinas, und so fuhr ich mit diesem in einer ganz kleinen Canoa, die ich einige Tage vorher versteckt am Ufer gefunden hatte, hinüber, um das Tier mit einem Lasso herüber zu schleppen und es abzuhäuten.

6*

Digitized by Google

Inzwischen rührte sich das Tier nicht mehr. Drüben angekommen, streifte ich mir die Beinkleider auf und stieg in das nur flache Wasser. Der Schuss war direkt ins Auge gegangen, fürwahr ein seltener, freilich nur zufälliger Schuss. Ich nahm meinen Lasso, hob den schweren Schweif in die Höhe und zog eine Schlinge um diesen und ein Hinterbein. Der Indianer sah in respektvoller Entfernung zu. Nun zogen wir den Körper so weit, bis er schwamm und kletterten in unsern kleinen Einbaum. Vorn an der Spitze ruderte der Indio, während ich hinten steuerte und mit der linken Hand die Paddel und den kurz herangezogenen Kadaver festhielt.

Da, mit einem Male, mitten im Flusse, bekomme ich einen Schlag über das Kreuz von dem anscheinend verendeten Tier, der mir schier die Sinne raubte. Krokodil, Lasso und Paddel trieben im nächsten Moment flussabwärts, während die Reihe an mich gekommen war, in regenwurmartigen Krümmungen nach Luft zu schnappen. Zum Glück war das heftig wankende kleine Fahrzeug nicht umgekippt, sonst hätte ich wohl damit das Zeitliche gesegnet.

Endlich kam unser Gönner Cortez, belud sein Boot und verstaute auch unsere zahlreichen Habseligkeiten. Die obenstehende Abbildung zeigt ein solches Boot, in welchem man auf den dortigen Flüssen reist.

Digitized by Google

Je nach der Grösse des Bootes wird dasselbe mit Indianern oft verschiedener Stämme bemannt. So besetzt man z. B. ein Boot, welches eine Ladung von 10 000 kg aufnimmt, mit 14 Ruderern und einem Steuermann. Die Leute sitzen an den Seiten des Bootes, mit Paddeln versehen, und zwar gewöhnlich auf Sitzen von Bambusrohr, welche einerseits auf einer von vorn nach hinten laufenden langen Stange, anderseits auf dem Rand des Bootes ruhen. Die Ladung ist in der Mitte verstaut und mit einem Plan (Tapacarga) bedeckt. Den hinteren Teil des Bootes, etwa ein Viertel der Länge, nimmt die Camarote ein, welche in Höhe des Bootsrandes gebaut ist und deren Boden entweder aus Brettern oder aus Bambusrohr, auf welchem im letzteren Falle eine Kuhhaut liegt, besteht. Ueber diesem Boden wölbt sich in halbkreisförmigem Bogen das Dach aus Palmblättern. Der Raum ist für eine Person gross genug, um darin zu übernachten. Zwischen Ladung und Kabine befindet sich ein schmaler, freigelassener Raum, der Desaguadero, welcher dazu dient, das sich im Boote ansammelnde Wasser auszuschöpfen. Der unter der Kabine (Camarote) befindliche Raum wird gewöhnlich dazu benutzt, einige schwer wiegende Waren, welche gleichzeitig als Ballast dienen, unterzubringen, sowie die zum täglichen Gebrauch nötigen Kochutensilien und Lebensmittel aufzunehmen. Die Bemannung besteht im allgemeinen aus Reyezanos oder Leuten aus Tumupaza und Cavinas, welche, wie die ersteren, auch »Tacána« sprechen.

Beim Einschiffen stellte sich heraus, dass in unserm viel kleineren Boote, welches acht Mann ruderten, kaum Platz für uns alle war. Zwei Menschen und vier grosse Hunde in einem Raum von 1 1/4 Meter Breite und 1 1/2 Meter Länge, das war doch etwas sehr eng, und so entschloss ich mich denn kurz, die Reise allein in dem kleinen Einbaum zu machen. Am Hinterteil desselben befestigte ich eine kleine deutsche Flagge und fuhr vergnügt von dannen. Die Enttäuschung stellte sich bald ein, denn um mit dem grossen Boote gleiches Tempo einzuhalten, musste ich bis zur Atemlosigkeit paddeln. Aber einmal wollte ich keine Schwäche zeigen und dann gewöhnt sich der Mensch schliesslich an alles. Ohne zu ahnen, welche Anstrengungen mir bevorstanden, und in völliger Unkenntnis der vielen Gefahren des Flusses, trat ich die Fahrt am 15. August an, und am 16. September abends kam ich, täglich von früh bis zum Abend in der tropischen Sonnenglut rudernd, ganz munter an unserm Ziel, Riveralta, an.

Kehren wir indes zum Anfang der Reise zurück, denn so ganz glatt ging die Fahrt doch nicht von statten. Die Gefahren im Beni bestehen hauptsächlich in den von der Natur eingerammten Baumstämmen, sogenannten Palisadas, die ein Boot, wenn es gegen sie anfährt, unfehlbar zum Kentern bringen. Der Urwald zu beiden Seiten des Flusses erhob

Digitized by Google

sich mächtig und imponierend. Wir fuhren, da der Fluss ziemliches Gefälle hat, vielleicht vier Knoten in der Stunde. Des Nachts wurde teils im Walde, teils am nicht überschwemmten Ufer des Flusses Halt gemacht. Den Ort, an dem man im Walde kampiert, nennt man Pascana; man sagt: wo und wann wollen wir Pascana machen. — So romantisch die Pascanas im Walde waren, so entsetzlich hatten wir von Moskitos zu leiden, gegen welche es kein Mittel gibt. Trotzdem entkleideten sich die Indianer stets, wenn sie, ihre Mahlzeit haltend, am Feuer hockten. Sie schwatzten dabei in ihrer Sprache oder auch spanisch wie die Kinder, und ab und zu klatschte es, dass es durch den Wald schallte — sie schlugen nämlich an ihrem Körper die Moskitos tot.

Schon am ersten Morgen in Salinas hörten wir auf dem gegenüberliegenden Ufer anhaltendes und lautes Gebrüll, wie von Raubtieren. Wir vermuteten anfangs Jaguare, indes waren es Brüllaffen (Maneches). Diesen Gesang hört man jeden Morgen am Beni, und bald sollten wir die Tiere auch zu Gesicht bekommen. Es gibt in den Wäldern des Beni auch einen andern grossen schwarzen Affen, dem seines schmackhaften Fleisches wegen besonders nachgestellt wird, den Marimono. Ich habe auf meinen wiederholten Reisen am Beni viel und gern gejagt. Es ist jedoch für den Neuling keineswegs so einfach, in den Urwald zu gehen und Affen zu schiessen. Das will erlernt sein. Als wir zum ersten Male anlegten und die Indianer wie die Hasen im Dickicht verschwanden, gab ich es nach den ersten drei Minuten auf, mitzukommen. Ich war so erschöpft und in Hitze geraten, dass mir der Schweiss in die Augen lief und ich kaum sehen konnte. Mit den Lianen, die in allen Grössen bis zur Stärke eines Seidenfadens herabhängen, muss man zuerst fertig werden, sie vor allen Dingen rechtzeitig sehen und verhüten, dass sie nicht fortgesetzt an den Jackenknöpfen, am Waldmesser, an den Oesen des Gewehrriemens, an der Kopfbedeckung hängen bleiben. Zugleich muss man auf die vielen grossen und kleinen Wurzeln am Boden achten, alles hören, alles sehen, der Jagd im Galopp folgen und im gegebenen Moment auch noch schiessen.

Glauben die Indianer, in der Nähe der Affen zu sein, so bleiben sie plötzlich wie gebannt stehen, horchen und ahmen genau den Ruf der Affen nach; bei den Marimonos ist es ein Trillern. Diese Leute haben eine Sinnesschärfe, über die man staunt; unsereins sieht und hört nichts in der ersten Zeit, man blickt nur gespannt und atemlos in die lauschenden Gesichter der Indios. Da zeigt der erste mit dem Finger nach der Richtung, von wo er Antwort erhalten hat, und geräuschlos und flink wie die Katzen huschen sie davon. Man steht verdutzt da und frägt sich, wohin nun, denn man sieht von den Leuten nichts mehr. Plötzlich geht das Schiessen los. Beim ersten Schuss kreischen die Affen auf, genau

Digitized by Google

wie ein junges Mädchen, wenn es sich heftig erschreckt, dann aber sausen die Tiere in den Baumkronen davon und machen in dieser rasenden Flucht so enorme Sätze, dass man ihnen nur erstaunt nachblicken kann. — Auf einer späteren Reise schoss ich in derselben Gegend eines Morgens in Begleitung eines Indianers, der keine Schusswaffe trug, sondern mich nur zu führen hatte, da er das Locken gut verstand, was ich nie habe erlernen können, nicht weniger als neun dieser grossen Tiere. Es ist keinem Neuling zu empfehlen, sich allein in den Urwald zu begeben, man verliert sich zu leicht und kommt dann elend um. Man nehme stets einen Indianer mit, dann schiesst man sicher etwas und wird eine grosse und wahre Freude haben an allem, was einem der farbige Begleiter zeigt. Der Orientierungsinn dieser Indianer ist geradezu fabelhaft; mitten in der tollsten Jagd wissen sie jeden Augenblick, wo sie sich befinden, und kommen, wenn sie wollen, an genau demselben Punkte aus dem Walde heraus, an welchem sie hineingegangen sind.

Kehren wir nach diesem Abstecher wieder zu unserm Boote zurück. Die Fahrt verlief in den ersten Tagen ohne Zwischenfall, ich verliess das Lager stets 1 ½—2 Stunden früher, um einen Vorsprung zu gewinnen, und traf zur Frühstückszeit wieder mit dem Boote zusammen. Ich waltete dann, wie schon früher, meines Amtes als Koch und Küchenrat, während mein Freund Augustin den Tisch besorgte. Wir hatten zeitweise luxuriöse Menus, besonders zum Abend wurden sie möglichst erfinderisch zusammengestellt. Der unvermeidliche Cock-tail eröffnete den Reigen, inzwischen wurden noch ein paar Zigaretten geraucht, und dann setzten wir uns behaglich unter Gottes freier Natur an unser freundliches Tischchen mit seinem blitzblanken Tischtuch, seinen feinen Gläsern, Tellern aus Steingut und Emaille und zwei Porzellantassen, die ich in Wattekästchen mitführte. — Es gibt Leute, welche der Ansicht sind, dass ein Reisender seine Mahlzeit möglichst einfach und schnell abhalten müsse und dadurch ein besonderes Talent zum Reisen beweise. Das ist ein Irrtum. Man nehme jede Bequemlichkeit mit, die zum Wohle des Körpers und Geistes beiträgt, und lasse nur das wirklich Ueberflüssige weg. Was zum guten Schlaf und guten Essen gehört, muss ein guter Reisender bei sich haben.

Nehmen Sie also an unserm zwischen mächtigen Urwaldriesen stehenden Tischchen Platz, verehrte Leserin, und seien Sie überzeugt, dass Ihre Gegenwart uns in dieser romantischen Wildnis von allerhöchstem Interesse gewesen wäre. Gedulden Sie sich einen Augenblick, denn selbst im Urwalde huldigten wir jeder Formalität bei Tische. Es kostet ja nur eine Minute Verzögerung und das vom lodernden Feuer glühende Gesicht ist wieder gekühlt, ein frisches Hemdchen angetan, und José, ein aus der Mannschaft zur Bedienung gewählter Indianer, trägt die von ihm sauber abgewischte Suppenschüssel mit hochgezogenen Schultern und zu-

Digitized by Google

gespitztem Munde herbei. Sie müssen freilich entschuldigen, verehrteste Leserin, der gute José ist nicht ganz angezogen, indes, das gehört zum Urwald-Idyll, und bei uns gehts wie im Paradiese zu.

No. 1. Schildkröten-Suppe, aus dem »Beni« (die gelben Fettaugen drehen sich triumphierend im Kreise).

Hierzu ein Gläschen Sherry.

» 2. Fisch (aus dem Beni) in Butter — hierzu Spargel.

» 3. Wild-Ente am Spiess gebraten, was die Indianer vorzüglich verstehen.

Inzwischen wird mit einem Glase Rotwein klingend auf glückliche Weiterfahrt angestossen.

» 4. Marimono, unser Leibgericht, mit Karotten.

» 5. Papageien-Brust, in Würfel geschnitten, mit Butter.

» 6. Eierkuchen (etwas Mehl, kondensierte Milch, vier Eier).

Zum Schluss: Bananen, vorzüglicher Kaffee, Cognac und eine dampfende Zigarre.

Bin ich Koch?!

Sämtliche Speisen wurden in den Nachmittagstunden vorbereitet, lagen bereits in den betreffenden Töpfen und brauchten nur über das Feuer gehängt zu werden. Mein Freund Augustin beschäftigte sich mit diesem Amt während der Fahrt. Ueber das Essen für die Mannschaft und dessen Zubereitung spreche ich noch später, ebenso über die verschiedenen Wildarten, die täglich an unserm Tische wechselten.

Es war an einem entsetzlich heissen Nachmittage, ich konnte beim besten Willen nicht mehr rudern und liess meinen Einbaum ins Schlepptau nehmen. Mein Gewehr etc. gab ich in das Boot. Um beim Passieren von Palisadas schnell losgebunden werden zu können, wurde die Leine an einem Haken im Innern der Camarote angehängt. Das ging ganz gut, ich fasste Vertrauen zu der neuen Beförderungsart und begann einen Brief auf den Knien zu schreiben. Plötzlich, ehe ich nur Zeit gehabt hatte, aufzusehen, flog ich in den Beni, und zwar, wie mir Augustin versicherte, in schreibender Stellung. Es war das Werk einer Sekunde. Erst als ich bereits im Wasser kämpfte, brüllte Don Miguel aus Leibeskräften »Palisada!« Im nächsten Moment trieb ich schon 30 Meter entfernt vom grossen Boote. Die Canoa, welche ich in der Mitte mit einer Hand gefasst hatte, während ich mit der andern dem Ufer zuzusteuern versuchte, trieb in den Strom hinein. Endlich fasste ich die Spitze des Bootes und konnte so aufs Ufer zusteuern. Ich arbeitete mit Aufbietung aller Kraft, denn ich wusste nur zu genau, dass mich jeden Augenblick ein Alligator erwischen konnte, zumal dort die besonders gefährlichen, rostfarbenen häufig waren. Am Ufer angekommen, kippte ich die Canoa um und stellte sie wieder auf.

Digitized by Google

Aber auch den andern war es inzwischen schlecht ergangen, denn das überladene Boot war inmitten des Flusses auf seichten, und zwar morastigen Grund aufgefahren, eine nicht zu unterschätzende Gefahr, die ein schleuniges Entlasten des Bootes erfordert, denn der Morast saugt und lässt Boot und Ladung verschwinden. Die Insassen brüllten wie die Löwen, und den Einbaum vor mir im flachen Wasser herschiebend, eilte ich ihnen zu Hilfe. Ein Stück oberhalb des Bootes, weil ich mit dem schnell fliessenden Wasser rechnen musste, stiess ich meine Canoa ins tiefe Wasser und begann, da ich mein Ruder verloren hatte, auf dem Bauch liegend mit beiden Händen zu paddeln. So gelang es mir, mich dem bereits sinkenden Boote zu nähern. Viermal machte ich mit dem bis zum äussersten Rande vollgeladenen Einbaum die Fahrt an Land. Ich musste so behutsam abfahren, dass ich mich erst einige Meter treiben liess, bevor ich wagte, zu rudern. Die Gefahr war beseitigt und die Canoa zum Retter unserer sämtlichen Habe geworden. Ich aber streckte mich lang in den Sand und gönnte meinen zerschlagenen Gliedern Ruhe.

Am nächsten Morgen setzte ich meine Fahrt allein fort, blieb aber in möglichster Nähe des Bootes. Gegen Nachmittag winkte mir Don Miguel sehr bedeutsam, ich ruderte heran und wurde von ihm auf einen weiter unten im Flusse stehenden Tapir aufmerksam gemacht. Da es auch schon Zeit zur Pascana war, so legten wir sofort an und schlugen auf der grossen Playa, einer Sandfläche von wenigstens 200 qm, unser Lager auf. Der Tapir war inzwischen über die Playa hinweg in den Urwald getreten. Ich verspürte heute keine Jagdlust und liess Augustin allein die Verfolgung des Tapirs aufnehmen, während ich mit meinen Hunden bei den Indianern zurückblieb. Plötzlich weckte mich einer der Leute aus meinen Betrachtungen durch den Ruf: »Señor, un tigre!« Wahrhaftig, ungefähr 100 Meter entfernt stand ein grosser Jaguar am Wasser, um sich zu tränken. Ich griff, so schnell ich konnte, zur Büchse und lief dem Walde zu, um ihm den Weg zu verlegen. Wie die Pfeile schossen die Hunde los, besonders die Windspiele Hector und Fanny, während der Jaguar in voller Flucht dem Walde zueilte. Ich musste schnell zu Schusse kommen und zielte mit fliegendem Atem. Die Kugel flog über ihn in den Sand, sie war ihm dicht über den Rücken gesaust, denn ich fand nachher Haare auf der Spur. Der Jaguar verschwand im Dickicht und mit ihm meine Hunde. Um diese nicht zur weiteren Verfolgung zu animieren, blieb ich zurück und wartete lange auf ihre Rückkehr. Nach und nach stellten sich auch die Tapirjäger ein, die weder etwas gesehen noch gehört hatten. — Bald darauf kamen in grosser Aufregung die Hunde zurück und forderten fortgesetzt zur nochmaligen Verfolgung auf, indes war aber die Nacht hereingebrochen. Wahrscheinlich war der Jaguar aufgebaumt, was er, von Hunden verfolgt, fast immer tut.

Digitized by Google

Am folgenden Tage erreichten wir die Mündung des Rio Madidi in den Beni. Hier wurde Halt gemacht und ein grosses Lager aufgeschlagen. Ein Teil der Waren wurde am waldigen Ufer aufgestellt, ebenso unser Gepäck. Mit dem andern Teil beabsichtigte Don Miguel den Madidi hinaufzufahren, um ihn einem Franzosen, Namens Alberto Mouton, welcher etwa drei Tagereisen flussaufwärts eine Baracke besass, zu verkaufen. Da zur Bewachung des Lagers niemand zurückzubleiben brauchte, fuhren wir sämtlich im Boote mit hinauf. Bei der Ankunft an der Baracke erkannte Mouton an der deutschen Flagge, was für Gäste kamen, und beantwortete unsere Salutschüsse mit einer stilvollen Salve, während welcher die französische Flagge am Flaggenmast emporstieg. Wir begrüssten uns wie alte Freunde und erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse.

Im übrigen genoss unser Wirt eines so übeln Rufes, dass ich mich zu dem Besuch mit einem Revolver versehen hatte. Er hatte eine musterhafte Baracke aufführen lassen und beschäftigte in den Gummiwäldern eine grössere Anzahl von Arbeitern, die er aber grenzenlos misshandeln liess und für das geringste Versehen grausam bestrafte. Zu desertieren wagten die Leute nicht, da er stets einige Gesinnungsgenossen um sich hatte, mit denen er persönlich mit katzenähnlicher Ausdauer die Flüchtlinge einzuholen verstand, die er dann zu Tode peitschen liess. Wer sich des Diebstahls, wenn auch nur einer Banane, schuldig machte, wurde unbarmherzig ausgepeitscht. Wer ihm lästig war, wurde auf irgend eine Weise beseitigt, entweder er verlor sich im Walde oder er bekam das Fieber und starb, d. h. mit andern Worten, Mouton liess den Mann vergiften. Viele unglückliche Opfer mussten sich ihr eigenes Grab schaufeln, hineinsteigen und wurden auf ein gegebenes Kommando mit der Kugel niedergestreckt. Ein Landsmann von ihm, Namens Mendite, der mit seiner Frau, einer Französin, dort lebte, erschoss später ihn, sowie die eigene Frau, die er dadurch vier kleinen Kindern entriss, am Kaffeetisch. Derselbe Mendite gab dann ein Heft »Los mystirios del Madidi« heraus, in dem er die Schandtaten Moutons blosstellte.

Zu unserer Ueberraschung fanden wir in Mouton einen äusserst gebildeten Menschen von den angenehmsten Umgangsformen. Dass dies jedoch nur äusserer Schein war, beweist folgende Geschichte, die sich gerade während unserer Anwesenheit zutrug. Ein Indianer, dessen Frau und Tochter Mouton gefangen hielt, beschlich allnächtlich die Baracke, um seine Angehörigen zu befreien. Als er sich auch einmal bei Tage in die Nähe des Hauses wagte, wurde er von dem Tag und Nacht aufmerksamen Mouton überrascht. Der Indio führte ein doppelläufiges Jagdgewehr und legte entschlossen auf Mouton an, aber beide Läufe versagten. Mouton, der in dem Augenblick nur eine mit Vogeldunst geladene Flinte bei sich trug, gab sofort Feuer und verletzte den davonlaufenden Indio am Kopf. Da

Digitized by Google

Mouton beständig auf den Flüchtling fahndete, durften wir nach acht Uhr abends nicht das Haus verlassen, denn eine Verwechslung in der Dunkelheit hätte uns leicht verhängnisvoll werden können. Dieser Indio, Namens Feliz Navi, war allerdings ein gefährlicher Mensch; sein Körper war über und über mit Narben besät, die ihm seine Dreistigkeit und Rauflust eingetragen hatten. Er kam jedoch später zu mir und wurde einer meiner besten Leute. Ein vorzüglicher Jäger, hat er mich oft auf seinen Schultern durchs Wasser getragen und manches Jagdabenteuer haben wir zusammen erlebt.

Der Madidi ist einer der gefahrlichsten Flüsse, weil in den Wäldern desselben einer der gefürchtetsten Indianerstämme, die Guarayos, wohnt Diesen Guarayos sind wir bei der Herauffahrt auf dem Madidi um Haaresbreite entgangen, da sie am Vormittage unserer Ankunft nur um ein bis zwei Stunden früher als wir den Fluss gekreuzt hatten. Bei einer Begegnung wären wir zweifellos in eine kritische Lage gekommen, da wir nur zwei Gewehre bei uns führten und der Ueberzahl erlegen wären. Mouton war übrigens gerade von einem Kriegszug gegen die Guarayos zurückgekehrt und brachte eine Unzahl von Trophäen mit, von denen sich heute ein Teil im Grassi-Museum in Leipzig und eine Steinaxt im Völker-Museum zu Berlin befindet.

Diese Guarayos wollen unter keinen Umständen Frieden mit den Weissen schliessen, ebenso wenig mit den in deren Diensten stehenden Indianern. Alle Augenblicke kam es vor, dass Gummiarbeiter während der Arbeit von ihnen überrascht und niedergemetzelt wurden. Mouton rüstete deshalb eine Expedition von ca. 50 Mann aus und fuhr in drei Booten den Madidi hinauf. Schon am zweiten Tage, also, wenn man das starke Gefälle des Flusses in Betracht zieht, in grosser Nähe der Baracke, traf er mit ihnen in grosser Anzahl zusammen. Mouton beabsichtigte, Frieden mit ihnen zu schliessen und hatte zu diesem Zwecke eine reichliche Menge von Geschenken, als Spiegel, Perlen usw., mitgenommen. Die Guarayos lehnten aber jede Verständigung ab und antworteten mit einem Hagel von Pfeilen. — Mouton, der ein vorzüglicher Revolverschütze war, gab darauf einen Schuss ab, und auf dieses vorher verabredete Zeichen nahm sich jeder seiner Leute einen Mann aufs Korn. Es entstand ein schreckliches Blutbad. Der Fluss war im Nu rot gefärbt, aber, das lässt sich nicht läugnen, die Wilden hielten sich tapfer. Einer der Moutonschen Leute hatte 22 Pfeile im Körper, welche später ebenfalls dem Museum in Leipzig zugewiesen worden sind.

Bewunderungswürdig ist die Gewandtheit der Guarayos im Schwimmen. Sie stürzen sich ins Wasser, spannen unter der Oberfläche mit den Füssen ihre Bogen und schiessen, den Kopf einen Moment aus dem Wasser steckend, auf ihre Feinde. Ebenso geschickt fahren sie mit ihren langen, schmalen

Digitized by Google

Canoas im Flusse. Diese bestehen aus einem acht Meter langen Baumstamm von nur 1 1/2 Fuss Durchmesser und sind innen nur einen Fuss breit mit der Steinaxt ausgearbeitet. Das Fahren wird dadurch erschwert, dass der Baum unten nicht flach, sondern rund ist, wie ihn die Natur geschaffen hat. In diesem Einbaum fahren Männer, Weiber und auch Kinder im frühesten Alter mit grösster Sicherheit. Ebenso schwimmen die kleinen Kinder schon mit grosser Gewandtheit. Der Typus der Guarayos ist äusserst hässlich, sie haben sehr lange Arme, sind vielfach scheckig und tragen bis auf die Schultern reichendes Haar, welches, wie bei allen südamerikanischen Indianern, schwarz und glanzlos ist. Oft sah ich in ihrem Haar ins Rötliche spielende Strähnen, die ihnen ein noch abstossenderes Aussehen verliehen. Mouton hatte von dieser Expedition einige Kinder mitgebracht, aber um sich in der Nacht, nach beendetem Kampfe, nicht durch Kindergeschrei zu verraten, beging die Mannschaft der Boote die Roheit, die kleinen Wesen zu töten, indem sie ihnen, wie dies bei noch nicht ganz toten Affen üblich ist, die Köpfe am Bootsrande zerschellten.

Nach dreitägigem Aufenthalt verliessen wir die Baracke des Herrn Alberto Mouton und fuhren unter beiderseitigen Salutschüssen zurück nach unserm Lager. Einige Stunden nach der Abfahrt überraschten wir einen im Flusse badenden Tapir, den ich mit einer wohlgezielten Kugel auf das Blatt niederstreckte. Wir waren nun vollauf mit frischem Fleisch versehen, was auch den Hunden zu statten kam. Ueberreichlicher Genuss von Tapirfleisch (Anta-Tapir) soll übrigens Skorbut erzeugen. — In Reyes und später in andern Baracken wurde ich oft bezüglich der Windhunde gefragt, was das für Tiere und ob es Hunde seien.

Unser Lager fanden wir unberührt vor und die Reise den Beni hinunter wurde fortgesetzt. Ich befestigte wieder meine kleine deutsche Fahne am Hinterteil der Canoa und fuhr allein weiter. Des ersten Tages werde ich mich noch oft entsinnen, denn es war für mich ein wahrer Leidenstag. Ich fuhr mit zweistündigem Vorsprung früh ab und kehrte gegen neun Uhr in einer Baracke ein, die einem Don Fabian Roca gehörte und wo ich Kaffee trank. Don Fabian hielt mich originellerweise für einen Flüchtling von Mouton und ich liess ihn zum Spass eine Zeitlang über meine Person im Zweifel. Da ich aber mit Augustin verabredet hatte, nicht länger als bis um elf Uhr zu rudern, verliess ich bald meinen freundlichen Wirt und ruderte, mit neuen Kräften versehen, eiligst ab.

Zur benannten Stunde machte ich Halt, zog meine Canoa auf die Playa und wartete. Der Hunger hatte sich indessen mit aller Macht eingestellt und liess die Ankunft des Bootes höchst wünschenswert erscheinen. Die Sonne brannte fürchterlich auf dem heissen Sande, zudem machten mir die Mariguis, eine scheussliche winzige Stechfliege, den Aufenthalt zur

Digitized by Google

Hölle. Was die Moskitos des Abends, das sind die Mariguis am Tage. Sobald die Sonne aufgeht, sind sie da und umschwärmen einen während des ganzen Tages zu Milliarden. Wo sie gesessen haben, hinterlassen sie ein kleines, mit Blut angefülltes Bläschen von der Grösse eines Stecknadelkopfes. Bald brannten mir Hände und Genick von ihren Stichen. Ich flüchtete über den Fluss in den Wald, aber auch hier verfolgten sie mich. Eine Stunde verrann nach der andern, ich geriet in Besorgnis, dass den andern ein Unglück zugestossen sein könnte, wodurch ich zum mindesten in eine schwere Notlage geraten wäre. Aber ich war zunächst noch weniger um mich selbst besorgt, als um das Schicksal meiner Gefährten. Die kleinen Fliegen brachten mich völlig zur Verzweiflung; ich machte ein Feuer an und stellte mich in den dicken Qualm. Das half gegen die Plagegeister, aber die Augen fingen an heftig zu schmerzen und wütende Kopfschmerzen stellten sich ein. Jetzt zog ich mich aus, suchte eine tiefe Stelle im Wasser und setzte mich bis an den Mund hinein. Aber, o Schreck! Kaum fühlte ich mich von meinen Qualen befreit, als ich in geringer Entfernung einen Alligator schwimmen sah. Mit einem behenden Satz war ich aus dem Wasser und bot nun erst recht den Mariguis eine Zielscheibe. Endlich am Abend um sechs Uhr wurde ich erlöst, man fand mich in namenloser Erregung. — Miguel Cortez war ebenfalls bei Fabian Roca eingekehrt und von diesem eingeladen worden, zu bleiben. Man hatte sich amüsiert, getrunken und den unglücklichen Kameraden darüber ganz vergessen.

Eines Vormittags waren wir gerade mit der Zubereitung unseres Frühstücks beschäftigt, als uns das Herannahen von drei Booten gemeldet wurde. Sofort griff ich zum Fernglase und erkannte auf dem ersten Boote zu meiner nicht geringen Freude die deutsche Flagge. Eiligst liess ich einen Stab abschlagen, hisste ebenfalls die deutschen Farben und stiess ihn dann vom Boot aus in den Grund des Flusses. Augenblicklich trat eine hohe Gestalt aus der Camarote heraus und visierte mit dem Fernglas das Fähnchen. Es war Herr von Ancken aus Reyes, der von Riveralta kam. Wir hatten uns noch nie gesehen, aber wir begrüssten uns wie alte Freunde. Aus unserm Lager wurden Flaschen mit Sherry herbeigebracht, und auch Herr von Ancken liess es sich nicht nehmen, uns zu bewirten. Die Mannschaften der verschiedenen Boote, etwa 60 Mann, standen um uns im Kreise und freuten sich mit uns an der Begegnung. Ja, die deutsche Flagge verfehlt ihre Wirkung nicht und lässt deutsche Herzen höher schlagen. Es war wirklich ein Fest, das hier in der Wildnis gefeiert wurde.

»Hoch lebe unser Wilhelm! Hoch lebe unser liebes Deutschland!« schallte es begeistert in den Wald; die Indianer riefen kräftig das deutsche Hurra mit. Dann trennten wir uns; der Abschied war überaus herzlich. Von nun ab legten wir täglich oft mehrere Male in Baracken an, wo wir

Digitized by Google

stets auf das freundlichste empfangen wurden. Selbst der einfachste Indio bewirtete uns mit einem Tässchen guten Kaffees und einer Zigarette, ausserdem wurde immer Chicha herumgereicht.

Am Abend des 16. September kamen wir in Riveralta an. Die Reise hätte bedeutend schneller gemacht werden können, indes abgesehen von dem Abstecher nach dem Madidi und dem Anlegen in jeder einzelnen Baracke am unteren Beni, hatten wir eine Mannschaft, die nicht zu den besten gehörte.

Riveralta, der Zentralpunkt für den Gummihandel des Departements Beni, liegt genau der Mündung des Madre de Dios und einer kleinen, durch den Beni und Madre de Dios gebildeten Insel gegenüber, und zwar, wie schon der Name Rivera-Alta (hohes Ufer) besagt, hoch über dem Flusse. Das Klima ist erträglich, und das früher dort herrschende Fieber ist durch Abholzung des Urwaldes fast verschwunden. Der Aufenthalt in diesem kleinen Dörfchen ist daher für nicht zu anspruchsvolle Leute ein angenehmer. Seit dem Jahre 1894 ist ein Weg von Reyes durch den Wald nach Riveralta durchgeschlagen worden, welcher den Transport von Rindvieh ermöglicht, so dass jetzt dort täglich frisches Fleisch zu haben ist, während früher die bekannte Charque neben den Ergebnissen der Jagd das Hauptnahrungsmittel bildete.

Digitized by Google

VIII. KAPITEL.

Das einzige Produkt, welches hier am Beni in Betracht kommt und den gesamten Handel jener Gegenden beherrscht, ist der Gummi, und zwar der feine Pará-Gummi; denn über Pará wird aller Gummi, welcher dem Stromgebiete des Amazonas entstammt, exportiert; sei es nach Nord-Amerika, sei es nach London oder Hamburg. Der Gummibaum steht nicht in Gruppen, sondern einzeln unter andern Bäumen verteilt. Um nun einen Wald systematisch auszubeuten, wird dieser in sogenannte Estradas eingeteilt, d. h. man schlägt einen etwa einen halben Meter breiten, kreisförmigen Weg, der ein Rondel von 150—200 Bäumen umschliesst. Dieses Rondel wird dann einem Indianer zur Bearbeitung übergeben.

Zur Ausrüstung des Gummiarbeiters gehört in erster Linie die Bewaffnung. Diese besteht in einem ein- oder zweiläufigen Jagdgewehr, am liebsten Vorderlader, Kaliber 20—24, oder einer dort vorzugsweise eingeführten Winchester-Büchse, Kaliber 44, zu welcher Kugeln stets zu haben sind. Ferner ist er mit dem unentbehrlichen Waldmesser (Machete) versehen, welches allen möglichen Zwecken dient und besonders zum Wegebahnen im Walde erforderlich ist. Als Jagdtasche trägt er ein kleines, selbst angefertigtes Beutelchen am Halse, worin sich Werg oder Papier, Lappen etc., Zündhütchen, Pulver, Schrot und stets Tabak und Zigarettenpapier befinden. Das Arbeitsgerät besteht in einem kleinen Beil (Machadiño), einer Anzahl kleiner Blechtässchen (Tichelas) und einem grösseren Blecheimer (Balde).

Mit einem Gummisack auf dem Rücken, einigen Lebensmitteln, Reservehemd und -Hose, der Hängematte und einer Flasche Zuckerrohrschnaps versehen, nebst benannten Jagd- und Arbeitsutensilien, tritt nun der Indianer seinen oft langen Marsch von der Baracke zur Estrada an. Gewöhnlich werden, wenn die Estradas entfernter liegen, Maultiere mitgeführt, welche ausser dem erwähnten Hab und Gut auch Charque, Mais, Zucker und Kleinigkeiten zu tragen haben. Am frühen Morgen begibt sich

Digitized by Google

der Arbeiter in seine Estrada, welche vor Beginn der eigentlichen Ernte durchgeschlagen und gesäubert sein muss, um die Gummibäume anzuzapfen. Der Gummibaum existiert in allen Grössen und hat, wohlgemerkt, mit den bei uns in Deutschland in Töpfen gepflegten Gummibäumen keine Gemeinschaft. Der Baum ist ein hoher, unserer Esche ähnlicher Laubbaum und wächst besonders gern in sumpfigen und daher fieberreichen Gegenden. Die Arbeiter stehen während der Verrichtung ihres Amtes häufig bis zur Brust im Wasser oder waten im tiefen Morast umher. Die Menschen, denen es vergönnt ist, auf Gummireifen in einem mit Seide ausgeschlagenen Coupé dahinzurollen, ahnen oft nicht, während sie so weich und geräuschlos durch die Strassen sausen, was für ein trauriges Geschick an den Rädern ihres eleganten Wagens klebt. Wahrlich, der Gummiarbeiter führt ein elendes Dasein mit dem beständigen Tod vor Augen.

In der Estrada angekommen, baut er sich, wenn zu weit von der Baracke, eine einfache Hütte, d. h. ein auf vier Pfählen ruhendes Dach, ein sogenannter Galpon, unter welchem er mit seiner Familie lebt.

Mit dem Beilchen wird die Rinde des Baumes aufgespalten, dann wird die Tichela unter diese geschoben und so der augenblicklich hervorquellende Saft (Leche) hineingelassen. Dieses Verfahren wird in der ganzen Estrada je nach der Starke der Bäume mit 3—20 Tichelas fortgesetzt. Um die Mittagstunde kehrt der Mann zum Anfangspunkt zuruck und beginnt den inzwischen in den Tichelas angesammelten Saft in den eigens mitgebrachten Balde zu giessen. Er bringt je nach der Güte der Stämme 1, 1 ½ auch 2 Eimer mit Gummi in die Hütte, um nun zum Räuchern überzugehen. Zu diesem Zweck ist in der Nähe seines Ranchos eine kleine Hütte hergestellt, die den gesammelten Gummi aufnimmt. Dieser wird in eine breite und flache Zinkwanne (Paila) gegossen, um bequemer ausgeschöpft werden zu können. Er sieht genau so aus wie schäumende Kuhmilch. Die Rückseite der Hütte ist geschlossen, damit kein Zug entstehe. Zum Zwecke des Räucherns befindet sich im Innern der Hütte ein Tongehäuse, welches genau die Grösse und Form eines Bienenkorbes hat. Unten befinden sich an drei verschiedenen Seiten Zugöffnungen, während der Hals des Gehäuses offen ist, um den Qualm, der nun mittels Feuers erzeugt wird, herauszulassen. Als Brennmaterial dienen entweder Palmnusse oder ein blutrotes Holz, welches in kleine Klötzchen gehackt wird. Brennt das Feuer gut, so wird der tönerne Bienenkorb darüber gestülpt und so lange Feuerung von oben zugeschüttet, bis der zum Räuchern erforderliche dicke Qualm in grossen Wolken herausquillt.

Auf einer Seite sitzt der Arbeiter, während ihm gegenüber eine ein Meter hohe Holzgabel im Boden steckt. Er hält in der einen Hand einen 1 ½ Meter langen Knüttel von einem Zoll Durchmesser, der mit einem Ende in der Gabel ruht und direkt über dem Qualm hängt. Mit

Digitized by Google

der andern Hand bestreicht er diesen Knüttel, ihn langsam drehend, mit dem Saft, welcher im Qualm augenblicklich fest wird. Nun giesst er, mit einer Tichela aus der nebenstehenden Paila schöpfend, fortgesetzt Saft auf den sich drehenden Knüttel. Auf diese Weise formt sich nach und nach ein kompakter Ball (Bolacha), der allmählich bis zu jeder beliebigen Grösse anwächst. Im allgemeinen werden solche Bolachas zwischen 25—50 Pfund hergestellt; es werden aber auch solche bis zu einem Gewicht von 100 Pfund gemacht, was für den Patron (Besitzer) gewinnbringender ist, weil grössere Bälle langsamer trocknen und deshalb länger höheres Gewicht beibehalten, also einen höheren Wert darstellen. Allerdings wird aus diesem Grunde eine Tara von durchschnittlich 4 pCt. in Abzug gebracht, indes ist diese Sitte so landesüblich, dass sie auch bei trockenem Gummi zum Usus geworden ist. Der Vorteil liegt also immer beim Produzenten.

Ist die Bolacha noch frisch, so sieht sie weiss aus, wird dann gelb, nach und nach braun und im trockenen Zustande schwarz. Der Gummi ist auf diese einfache Art versand- und exportfähig geworden. Der während der Fabrikation entstandene Abfall, Sernamby genannt, wird gesammelt und mit einer Lage Gummi übergossen, um das Gekröse zusammen zu halten. Er hat in diesem Zustande die Form und das Aussehen einer enormen frischen Leberwurst. Oft wird hierbei geschmuggelt und Steine etc. beigemischt, ebenso sind die Indios dahinter gekommen, dem feinen Gummi irgend welche Essenzen zuzusetzen, um das Trocknen zu verhindern; Urin ist hierzu ein beliebtes Mittel. Es kommt häufig vor, dass es regnet, während der Saft in die am Baume befindlichen Tichelas läuft, so dass der Gummi infolgedessen zu Quark wird. Das lässt sich nicht ändern und es entsteht eine minderwertige Bolacha, die man dann Entrefina nennt. Oft mischen die Indianer mit dieser schlechteren Qualität guten Gummi, besonders in der mittleren Schicht, und erreichen so für weniger aufmerksame Käufer ein etwas grösseres Gewicht. Kommt aber der Käufer dahinter, so wird die ganze Bolacha als Entrefina gerechnet und fällt somit im Preise. Ich erlangte schliesslich beim Kaufen die Fertigkeit, durch Anklopfen mit dem Finger feinen Gummi von Entrefina zu unterscheiden, was oft zu Streitigkeiten, aber stets zu meinem Rechte führte. Es kam in verschiedenen Baracken vor, dass die Besitzer ihre Entrefinas aussuchten und verbargen, um sie andern für feinen Gummi zu verkaufen. Schuldete mir aber jemand, so liess ich im geheimen von einem meiner Leute die Baracke absuchen und den verborgenen Schatz ans Tageslicht befördern. War ich im Zweifel, so liess ich die Bolacha einfach aufschneiden und überzeugte mich auf diese Weise von der Qualität der Ware.

Das vorherrschende Arbeits-Personal besteht aus Indianern, welche früher den verschiedensten Stämmen angehört haben. So ist z. B. der

Digitized by Google

Stamm der Araunas-Indianer aus dem Madre de Dios total aufgegangen. Es sind dies sanfte und gutmütige Kerle, weshalb sie, besonders beliebt, schnell den bolivianischen Cholos und den Cruzeños in die Hände fielen und zur Arbeit gezwungen wurden. Man rüstete zu diesem Zwecke Expeditionen aus, suchte ihre Dörfer im Urwalde und überfiel die nichts ahnenden Indios mit Feuergeschossen, gegen welche sie wehrlos sind. Alte Leute sind nicht mehr zu gebrauchen, da sie stets auf Flucht sinnen, sie fallen auch meist schon im ersten Kampfe um ihre Freiheit; es

Araunas-Indianer (Kinder)

handelt sich also hauptsächlich um die jüngere Generation. An Händen und Füssen gebunden, werden die armen Teufel in die Boote geschleppt und ohne jede Rücksicht auf Verwandtschaft oder Zusammengehörigkeit in die verschiedenen Baracken gebracht, denn zu einer solchen Expedition einigen sich gewöhnlich mehrere Besitzer. Kleinere Kinder, besonders Knaben, werden an gute Freunde verkauft, auch verschenkt und sogar ausgewürfelt. Das Gesetz ist zwar seit einigen Jahren gegen dieses Treiben aufgetreten, indes die Existenz eines Gesetzes sichert noch lange nicht dessen Befolgung.

Nicht allein der Madidi, auch der Beni hat seine Nachtseite. Im Innern Süd-Amerikas herrscht noch heute Sklaverei und wird voraussicht-

Digitized by Google

lich noch sehr lange herrschen. Da ich zur Pflege meiner Hunde Bedienung nötig hatte und sonst niemand finden konnte, so schaffte auch ich mir einen Indianer an, und zwar einen Arauna, der mich »Papa« und sich Santos Perl nannte. Santos taufte ich ihn, weil ich ihn am Tage Allerheiligen (Todos Santos) empfing. Sein Aussehen glich dem eines Menschenfressers, indes nachdem ich ihm seine aufrechtstehenden schwarzen Borstenhaare hatte abschneiden lassen und er in Hose und Hemd steckte, nahm er sich erheblich besser aus. Spindeldürr bei seinem Antritt, war er nach Verlauf von nur zwei Monaten vor Beleibtheit kaum wiederzuerkennen; sein Lieblingsaufenthalt war die Küche. Nach und nach brachte ich ihm etwas Spanisch bei und war soweit ganz zufrieden. Er säuberte täglich den Zwinger, die Hunde, putzte vorschriftsmässig mein Pferd und bediente sogar bald am Tische. Wie alle Indianer, so war auch Santos höchst naiv. Man muss die Leute wie kleine Kinder behandeln, Strenge mit Freundlichkeit zu paaren wissen und ihnen auch gelegentlich etwas nachsehen können. Schlägt man einen preussischen Unteroffizierton an, so kann es passieren, dass man einfach ausgelacht wird, oder man stösst auf unbezwinglichen Starrsinn.

Neben dem Indianer ist auch der Cruzeño in der Gummiarbeit tätig, allerdings unter ganz andern Bedingungen. Diese Leute bekommen vom Patron die Estradas zugewiesen, sind verpflichtet, ihre Lebensbedürfnisse von diesem zu beziehen, erreichen aber oft denselben Preis für ihren Gummi, den der Patron erzielt. Indes variieren diese Bedingungen je nach den Verhältnissen; oft kommt es vor, dass der betreffende unter Zurücklassung von Schulden den Patron wechselt und der neue Patron die Garantie übernimmt oder in bar den Betrag deckt. In diesem Falle nutzt natürlich der neue Patron seinen übernommenen Arbeiter aus, der aus den Schulden nicht wieder herauskommt. In der Gummiarbeit finden aber nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder Verwendung. Kautschuk hingegen, der nicht in Bolivien, sondern hauptsächlich in Peru, am Ucayali etc., produziert wird, kann nur von Mannern bearbeitet werden, da der Kautschuk-Baum gefällt werden muss, wozu grössere Kräfte erforderlich sind.

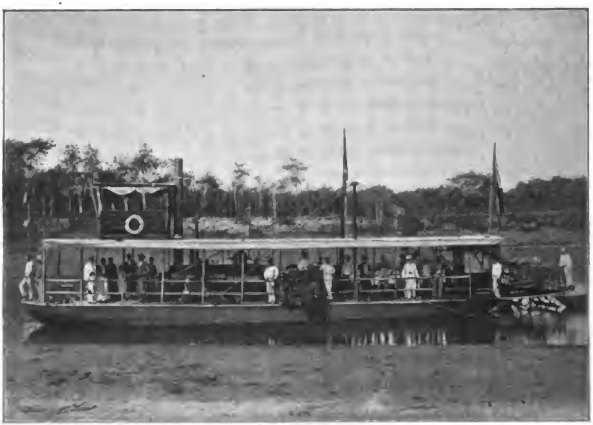
Die in Riveralta etablierten Warenhäuser beziehen ihren Bedarf aus Europa, vorzugsweise aus Deutschland, oder auch aus Nord-Amerika, wie Eisenwaren, Winchester-Büchsen, Corned beef usw. Die grossen Häuser beladen Boote oder kleine Heckrad-Dampfer mit allen erdenklichen Waren und entsenden sie auf dem Beni oder Madre de Dios, kleinere Firmen beschränken sich auf das Platzgeschäft. Die Mannschaften der täglich kommenden und gehenden Boote bedeuten ebenfalls einen mehr oder weniger umfangreichen Umsatz, ferner bringen verschiedene Gummiproduzenten ihren Gummi selbst, um ihn dem Meistbietenden zu geben.

7*

Digitized by Google

Die Waren kommen unter unglaublichen Schwierigkeiten nach Riveralta. Zunächst gehen die Sendungen von Europa nach Pará oder Manáos und werden dann von Flussdampfern nach dem Orte Santo Antonio am Rio Madeira gebracht. Von Santo Antonio aufwärts ist die Dampfschiffahrt unterbrochen, da der Madeira hier seine erste für Dampfer unpassierbare Stromschnelle aufweist, deren im ganzen 15, teils Wasserfälle, im Madeira existieren.

In Santo Antonio werden die Waren in Lagerräume gebracht und dann mit Booten den Madeira hinauf transportiert. Die Boote kommen mit



Heckraddampfer der Firma Alfred W. Barber (Cochabamba-Riveralta)

Gummi in acht Tagen herunter und brauchen zur Rückfahrt 40—60 Tage. Auf die Reise auf dem Madeira komme ich später zurück, da die ausführliche Beschreibung an dieser Stelle zu weit führen würde.

Die Waren werden nun, wie ich erwähnte, in Boote verladen und in die verschiedenen Baracken, deren beispielsweise am Beni ca. 22 existieren, zum Tauschhandel gebracht. Ich machte eine Reihe von Reisen auf dem Beni und Madre de Dios im Boot und im Dampfer. So mühsam die Reisen im Boote sind, um so interessanter waren sie. Ich werde einer solchen auf dem Madre de Dios noch Erwähnung tun.

Das Geschäft liegt sehr einfach. Man versieht die Inhaber der Baracken mit ihren Bedürfnissen und empfängt als Gegenwert ihren Gummi

Digitized by Google

oder auch zeitweise Geld, merkwürdigerweise nur Zwei-Real-Stücke, sogenannte Chauchos; Papiergeld hat im Beni keinen Eintritt gefunden. Der Gummivorrat wird für den Handel gleichsam in zwei Teile geteilt. Den einen Teil empfängt der im allgemeinen von Reyes herunter kommende Kaufmann, welcher die Baracken mit Charque, Cebo (Talg), Licor (Zuckerrohrschnaps), Mais und andern Produkten versieht, während der zweite Teil in die Hände des Kaufmanns geht, der für alle andern Bedürfnisse der Gomeros (Gummiproduzenten) Sorge trägt. Natürlich erfordert die Geschäftsführung eine genaue Kenntnis der Verhältnisse und der Menschen, denn diese wollen sehr geschickt behandelt sein, da sie im allgemeinen auf keiner hohen Bildungstufe stehen. Man muss ihre Schliche kennen und kein allzu enges Herz haben.

Der Gummi wird in Bolivien nach der Romana (Wage aus eiserner Stange mit anzuhängendem Gewicht) gewogen, die in spanische Arobas = 25 Pfund = 11,500 kg eingeteilt ist. Das Geschäft wird nicht auf rein sachlichem Wege gemacht, sondern in unterhaltendster Form. Vor allem ist es der vielbesprochene Cock-tail, der die Gemüter in freundschaftlicher Weise einigt. Aber es gibt noch einen andern wichtigen Vermittler, der die Schattenseite des Geschäfts darstellt, den Würfel. Zum wenigsten werden ein paar Stündchen mit dem Spiele, Pinta, verbracht, zum öfteren jedoch ganze Tage und Nächte, wobei Unsummen gewonnen und verloren und oft Schiff und Ladung aufs Spiel gesetzt werden.

Eine Reise im Boote den Madre de Dios hinauf hatte für mich stets etwas verlockendes, weil dieser Fluss romantischer, imponierender ist und bedeutend mehr Jagd bietet, als der mehr bewohnte Beni. Gewöhnlich reiste ich mit 16 Ruderern und einem Steuermann. Eine Hauptschwierigkeit besteht zunächst darin, mit nüchterner Mannschaft fortzukommen, denn der Abschied wird stets gründlich gefeiert. Endlich steht der Steuermann auf seinem Platz und die Mannschaft rudert, noch in gehobener Stimmung, ab. Gute Jungens, ich freute mich immer über sie, und noch heute habe ich die stets wohlgesinnten und freundlichen Kerle im besten Andenken.

Im allgemeinen verläuft der Tag, wie auf der früher beschriebenen Reise, im ständigen Rudern. Gegen 11 Uhr wird angelegt und das Frühstück über mächtigen Feuern bereitet, dann weitergefahren und um 6 Uhr das Nachtlager aufgeschlagen. Vom Boote aus, oder auch streckenweise über Land gehend, pflegte ich inzwischen einigen im Sande liegenden Alligatoren das Lebenslicht auszublasen, auf Enten zu schiessen usw. Bewundernswert ist die Ausdauer der Mannschaft im Rudern in der Tropenhitze, oft ohne Kopfbedeckung, während des ganzen Tages und häufig, besonders bei Mondnächten, auch während der Nacht. Eine solche Reise dauert einen bis anderthalb Monate, in seltenen Fällen auch länger. Des Morgens

Digitized by Google

vor der Fahrt bekommt jeder der Leute einen Trago Licor (ein Gläschen Schnaps), ebenso mittags und des Abends. Sofort nach dem Anlegen des Mittags springen drei bis vier Mann, die erprobtesten Jäger, aus dem Boot und gehen auf die Jagd. Nach kurzer Zeit hört man sie bereits schiessen, das erlegte Wild wird sofort ins Lager gebracht. Oft begleitete ich diese Jäger. Andere suchen schnell trockenes Holz, waschen das Geschirr oder tragen Tisch und Stuhl und was sonst dazu gehört an Land. Kommt frisches Wild, so ist im Handumdrehen dasselbe abgehäutet und steckt am Spiess. So hat jeder seine bestimmte Beschäftigung. Das Aufschlagen des Lagers dauert nicht lange. Der Steuermann disponiert, ermuntert, ermahnt und macht sich dabei in meiner Nähe zu schaffen, denn er weiss, dass er neben dem Trago auch vom Cock-tail seinen Anteil empfängt.

Ich liebte besonders die Abendstunde, wenn ich vor meinem Tisch unter dem flimmernden Himmelszelt, nach genossener Mahlzeit, beim Kaffee beschaulich meine Zigarre rauchte und dem Waldkonzert lauschte, welches bei eintretender Dunkelheit beginnt. Da zirpt es, quakt es, grunzt es, flötet es aus allen Ecken im Urwalde. Die mächtigen Schatten der Bäume spiegeln sich im Wasser, der Mond geht langsam auf und erscheint in tiefem Rot über den Kronen der Urwaldriesen. Eintönig rauscht der unermüdlich dahineilende Fluss; in der Ferne hört man ein scharfes Klatschen im Wasser, es ist ein Alligator. Der Jaguar umschleicht mauend das Lager; niemand kümmert sich darum. Dann verstummt das Konzert wie mit einem Schlage, und eine tiefe, fast unheimliche Stille senkt sich auf die Natur herab.

Das Schweigen wird nur durch das Summen von Millionen von Moskitos unterbrochen, welche in das sonst romantische Dasein einen krassen Misston bringen. Aber man gewöhnt sich schliesslich auch daran. Ein anderer unangenehmer Gast, der nur des Abends erscheint, ist ein grüner Käfer von der Grösse eines Maikäfers, der vom Lichte angezogen wird und uns mit lautem Gezirp umschwirrt. Mit fühlbarem Ruck fliegt einem der freche Gesell gegen den Kopf oder fährt mit ausgebreiteten Flügeln über das frisch beschriebene Blatt, eine Bahn darüber ziehend. Fasst man ihn, so schreit der kleine Kerl ganz unverhältnismässig laut für seine Grösse.

Bei der Ankunft in einer Baracke wird das Geschäft in der vorher erwähnten Weise erledigt. Nach der Begrüssung ist es allgemein Sitte, dass man sich in die einzige während des Tages befestigte Hängematte setzt und das nie fehlende Tässchen starken, guten Kaffees zu sich nimmt, wozu eine Cigarillo geraucht wird. Darauf gibt der Gomero seine Bedürfnisse an Waren kund, welche die Mannschaft dann heraufbringt, und der Gummi wird in Empfang genommen. Nach Beendigung aller geschäft-

Digitized by Google

lichen Formalitäten wird dann die Reise fortgesetzt. Ist man mit dem Dampfer an Ort und Stelle, so wird das Geschäft an Bord erledigt.

Dampfer werden mit den grössten Kosten und ungeheuren Zeitverlusten bis in die kleinsten Teile zerlegt den Madeira hinaufgebracht und dann zusammengesetzt. Bis zum Jahre 1895 war der zu unserm Unternehmen gehörende Dampfer der einzige. Später kamen noch einige, die zum Teil erst nach Jahren dienstbar gemacht werden konnten. Da die Schiffahrt im Madeira aussergewöhnlich gefährlich ist und fast auf jeder Reise eins der Boote kentert, so ist es nahezu unmöglich, alle schwereren Maschinenteile, wie z. B. die Zylinder, wohlbehalten hinaufzubringen. Dieser Zufall war auch bis jetzt noch keinem Unternehmer beschieden; es ging jedesmal ein Boot unter, und die verlorenen Teile waren nicht zu ersetzen. Eine in Riveralta ansässige Firma hat nicht weniger als sechs Jahre gebraucht, um einen ca. 20 Meter langen Dampfer fertigzustellen.

Das Wasser bei allen diesen der Kordillere entspringenden Flüssen ist gelb, in der Regenzeit sogar schokoladenfarbig, wird aber aus Mangel an besserem und schliesslich ohne nachteilige Folgen zu Trink- und Kochzwecken verwendet. Es ist im Gegenteil weit gesunder als schwarzes Wasser, welches seinen Ursprung in stehenden Gewässern und Lagunen hat.

Das Baden in den Flüssen ist unbedingt, der vielen damit verbundenen Gefahren wegen, unzulässig. Da ist zunächst die Raya, ein auf dem Grunde der flachen Ufer sich aufhaltender Fisch, ähnlich einer Flunder, mit dem Unterschiede, dass die Raya einen fusslangen, rattenähnlichen Schwanz hat, an dessen Ende sich zwei gerade Stacheln befinden, mit welchen sie eine nicht nur äusserst schmerzhafte, sondern auch gefährliche Wunde schlägt. Die Indianer gehen deshalb stets, das an den Ufern klarere Wasser genau beobachtend, mit grosser Vorsicht vorwärts, wenn sie, wie dies häufig geschieht, statt zu rudern, die Boote an langen Leinen flussaufwärts ziehen, wobei ein Teil der Mannschaft im Wasser geht. Ein von der Raya Getroffener weiss während 24 Stunden nicht aus noch ein vor Schmerz. Ein anderes gefährliches Fischchen, welches unserm Kaulbarsch ähnelt, ist die Palometa, die sich im tieferen Wasser und besonders in Bächen und Lagunen aufhält. Die Palometa hat ein so scharfes kleines Gebiss, dass sie Fleischstücke wie mit einem Rasiermesser aus dem menschlichen Körper herausbeisst. Es sind schon Menschen beim Durchschwimmen eines, wenn auch nur schmalen Baches diesen Tieren zum Opfer gefallen. Beide Fische, sowohl die Raya als auch die Palometa, haben sehr schmackhaftes Fleisch.

Ein den Badenden ganz verhängnisvolles Tierchen ist ein unscheinbares Fischchen von ca. 3 cm Länge und kaum $^1/_4$ cm Stärke. Dieses Tier dringt in die männlichen oder weiblichen Geschlechtsteile ein und spannt dann seine stecknadelartigen kleinen Flossen aus. Es kann nur

Digitized by Google

durch eine Operation entfernt werden oder muss im Laufe der Zeit herausschwären. Ein anderer, nur spannenlanger, aalartiger, blinder Fisch, der Blindschleiche ähnlich, verschafft sich seinen Weg in den menschlichen Körper durch den Anus.

Ausser diesen Tieren bietet die grösste Gefahr der Alligator, den es in grossen Mengen gibt und dem schwimmende Menschen selbstverständlich zum Opfer fallen müssen, was auch oft genug geschieht. Im Madre de Dios schoss ich ein solches Ungeheuer von sechs Meter Länge, von dem mein treuer Begleiter Felice Navi behauptete, dass es 100 Jahre alt sei. Die Zähne waren schon ganz braun und bestanden nur in kleinen Stümpfen, der scheusslich aussehende Körper war vollkommen verrunzelt. Die Jagd verlief wie folgt: Während meine Leute das Boot an der hohen, plateauähnlichen Playa entlang zogen, bemerkte ich vom Boote aus eine breite Wassergasse, die sich bis an den Urwald erstreckte. Hier vermutete ich Aligatoren und rief deshalb den braven Felice, um mich auf dessen Schultern an Land tragen zu lassen. Ich nahm eine Büchsflinte mit. Kaum hatte ich den Blick auf das Wasser geworfen, als ich den Riesenkopf des erwähnten Tieres erblickte. Navi und ich zogen uns zurück und versuchten, auf dem Bauche kriechend, uns heranzupirschen, denn geht man geraden Wegs darauf los, so lassen sie sich oft untergehen. Während ich aufmerksam nach dem Wasser hinschielte, wurde ich plötzlich von einem zweiten Alligator angegriffen, der im Sande eingegraben gelegen hatte und bei unserer Annäherung erschreckt aufgefahren war. Ohne mir die Zeit zu nehmen, das Gewehr an den Kopf zu legen, schoss ich ihm die ganze Schrotladung ins Gesicht, worauf er schwer von dem ca. $1^1/_2$ Meter hohen Sandplateau in das Wasser plumpste. Dieser Zwischenfall hatte das erste Ungeheuer nicht zu stören vermocht, so dass ich mich ruhig von neuem anpirschen konnte. Dicht vor ihm tauchte ich dann plötzlich auf und schoss ihm aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf, worauf es, ohne sich weiter zu rühren, sich auf den Rücken wälzte und ruhig liegen blieb. Der Vorsicht halber feuerte ich noch weitere drei Kugeln ab, die es wieder lebendig machten, denn nun fing es an, drei Schritt von uns um sich zu schlagen, so dass wir eiligst zurückspringen mussten. Ich schickte Navi schnell, eine Axt zu holen. Währenddessen war das Tier durch seine Bewegungen dem Ufer ganz nahe gekommen und empfing nun einen wuchtigen Hieb ins Genick, worauf es wieder lostobte und dann verendete. Um die Zähne mitzunehmen, schlug ich ihm die obere Kinnlade zum Teil und die untere ganz ab, was sich wie bei halbmorschem Holz ganz leicht ausführen liess.

Wenige Tage später schoss ich des Morgens schon vor dem Kaffee ein ebenso grosses Exemplar an der Waldseite. Das Tier lag dicht am Ufer, und so pirschte ich mich hinter Bäumen ganz dicht heran und gab

Digitized by Google

ihm auf eine Entfernung von nur zwei Schritt, hinter dem Baum hervorspringend, die wohlgezielte Kugel. Im Moment des Hervorspringens fuhr das Scheusal mit einem widerlichen Grunzen auf mich los, empfing aber gleichzeitig den Schuss. Ein Versager wäre mir in dem Augenblick nicht passrecht gewesen. Wir versuchten, es ganz herauszuziehen, was aber seiner immensen Schwere wegen mit zu viel Schwierigkeiten verknüpft war.

Hochinteressant ist auch die Jagd auf Wildschweine, die in Rotten von Hunderten durch den Urwald streifen. Schon von weitem hört man sie mit den Gewehren rasseln und grunzend durchbrechen. Eine wilde Begeisterung ergreift die Mannschaft, und wer eine Waffe hat, ist nicht mehr zu halten. Ist die Rotte erreicht, so lässt man, hinter Bäumen sich verbergend, die Haupttruppe ruhig vorüber und beginnt das Feuer auf den Nachschub. Nach dem ersten Schuss entsteht ein ungeheures Grunzen und Krachen; nach verschiedenen Richtungen, aber nur vorwärts, ergreifen sie die Flucht, und die Aufregung der Jäger erreicht ihren Höhepunkt. Viele Tiere entkommen, waidewund oder sonstwie getroffen, während wir stets bei solchen Begegnungen vier bis sechs erlegten.

Ich entsinne mich sehr ungern des ersten, welches ich schoss. Das Tier lag auf der Seite, klagte und schlug um sich, musste also abgefangen werden. Schnell zog ich mein langes Jagdmesser und stiess es ihm ins Herz, dabei drückte ich es mit dem Knie nieder und fasste es mit der linken Hand fest in die Borsten. Aber, o Schreck, kaum war dies geschehen, als mir ein pestilenzialischer Geruch fast das Bewusstsein raubte. Diese Wildschweine haben nämlich eine Drüse auf dem Rücken, aus welcher sie einen grauenhaft stinkenden, dicken, weissgelben Schleim ausspritzen. Da ich nun gerade recht kräftig in die Drüse griff, so war meine Hand total besudelt. Es dauerte geraume Zeit, bis ich mich von dem Geruch befreit hatte.

Der Tapir (Anta), der sehr zahlreich, aber, soweit ich gesehen habe, nur einzeln vertreten ist, wird dort auf der Pirsche erlegt, in andern Gegenden auch mit der Meute gestellt oder mittels einer Art Selbstschuss zur Strecke gebracht. Eine dünne Leine wird über den Wechsel geführt und mit dem Hahn einer Büchse in Verbindung gebracht. Der Lauf der Büchse ist so gestellt, dass die Kugel dem Tier in die Brust fährt, wenn es den Wechsel betritt. Man nennt diese Falle »Armadillo«. Affen gehören zur täglichen Beute; es gibt im bolivianischen Urwalde 17 verschiedene Sorten. Der schmackhafteste ist jedoch der bekannte schwarze Marimono. Der rote Brüllaffe findet wenig oder gar keinen Zuspruch.

Nachdem man sein Gewehr abgeschossen, ist es stets ratsam, bevor man zur Beute geht, dasselbe wieder zu laden, da man leicht in die Lage kommen kann, wieder davon Gebrauch machen zu müssen. So passierte es eines Tages, dass ich einen Brüllaffen schoss und, kaum dass ich

Digitized by Google

wieder geladen, bereits einen Puma damit beschäftigt sah. Aus nächster Entfernung streckte ich ihn mit Schrot nieder; es war ein kleines Exemplar. Mitleid erregten mir stets Affen, die nicht gleich tot waren. Eine Marimono-Aeffin, der ich das Schlüsselbein durchschossen hatte und die mit einem Jungen herunterstürzte, erhob sich, als sie meiner ansichtig wurde, öffnete beide Arme und bat um ihr Leben. Wie gern hätte ich es ihr geschenkt, wenn ich vermocht hätte, sie dem sicheren Tode, dem sie doch verfallen war, zu entreissen. — Solche Szenen, die schwer atmende Brust, die flehenden Augen, verleideten mir oft die Jagd. Aber soll man immer nur Charque essen? Der Mensch ist nun einmal eine grausame Kreatur, wenn auch oft mit reuigem Herzen.

Schlangen habe ich trotz jahrelangen Reisens verhältnismässig wenig gesehen. Es gibt aber genug dieser wohl vom Menschen am meisten gescheuten Tiere. Die Schlange ist von Natur feige und ergreift beim geringsten Geräusche die Flucht; sie greift nur an, wenn sie sich angegriffen glaubt. Ich habe Schlangen von ungeheurer Grösse gesehen, indes waren dies keine Giftschlangen, sondern Wasserschlangen. Ich habe auch nie gehört, dass ein Mensch durch sie ums Leben gekommen wäre. Die dort bekannteste Wasserschlange ist die Sororucú, die bedeutend grösser ist als die Riesenschlange und borstenähnliche Haare auf dem Kopf hat. Je kleiner die Schlange, um so gefährlicher ist sie. Ich fand eines abends eine solche unter meinem Reisebett. Da ich mich gerade in einer schlangenreichen Gegend befand, war ich bereits in einer gewissen Unruhe und zündete schliesslich ein Streichholz an, gerade in der Sekunde, als sie unterkroch. Ein glücklicher Zufall! Ein anderes Mal fand ich eine enorme Vogelspinne (Pasanca) im Bett, in dem Moment, als ich mich gerade niederlassen wollte. Im allgemeinen kamen aber solche unangenehmen Erlebnisse selten vor.

Kehren wir nun wieder nach Riveralta zurück. Die Ankunft eines Bootes oder Dampfers ist stets ein Ereignis, welches, nach altem Brauch, beim Bier gefeiert wird. Allerdings ist dies gewöhnlich ein kostspieliges Vergnügen, denn eine Flasche Bier kostet am Beni zwischen sechs und sieben Mark, und die Flaschen werden gezählt, wenn sie ausgetrunken sind. Das Dorf hat einen Intendanten, zwei bis drei Advokaten, einen Richter und sogar einen deutschen Konsul.

In eigentümlicher Weise wird das Osterfest begangen. Ich verlebte ein solches eine halbe Tagereise flussabwärts in der Baracke Esperanza, welche Nicolas Suarez gehört, der eine grosse Anzahl von Leuten, teils Indianer, teils Reyezanos, beschäftigt. Am Morgen erscheint in möglichst festlichem Aufzuge die ganze Einwohnerschaft der Baracke, um den Patron zu begrüssen. Da sieht man die schnurrigsten Zusammenstellungen: einer trägt einen schwarzen Rock und blaue Drellhosen, ein anderer hat einen

Digitized by Google

alten Zylinderhut aufgegabelt usw., natürlich gehen alle barfuss. Vor der Menge marschiert ein Trupp, welcher einen kleinen, zweirädrigen Karren mit sich führt. Auf diesem sitzt eine mannsgrosse Puppe, der uns aus Arequipa bekannte, den Protestantismus repräsentierende Engländer. Einige Bananen und ein totes Huhn liegen ebenfalls in der Karre; an dem Kragen des Engländers hängt am Rücken herunter noch etwas Grünkram. Jedenfalls soll das seinen Proviant für die Reise in die Hölle darstellen. Der Karren hält vor der Türe, alle entblössen das Haupt und einer überreicht dem Patron ein langes Schreiben, das mit der Bitte um eine Kiste Cognac endet. Jetzt wird der gute Engländer von der Karre gehoben, auf den Bauch gelegt und stilgerecht ausgepeitscht. Dann zieht die Menge vor die Kapelle, stellt den Engländer an einen Pfahl und beginnt ein Scheibenschiessen. Zum Schluss wird ein Feuer angemacht und die Puppe verbrannt. Riveralta hat keine öffentliche Kapelle, jedoch ist eine solche bei jeder wohlhabenderen Baracke zu finden. Der Gottesdienst wird ohne Priester abgehalten und besteht nur in der Messe, die sich jeder selbst liest. Hin und wieder passieren Missionäre, welche dann während ihres Aufenthaltes das Seelsorgeramt übernehmen.

Digitized by Google

Abfahrt der Boote von Riveralta

IX. KAPITEL.

Schon seit geraumer Zeit wurde viel vom Flusse Acre und dessen enormem Gummireichtum gesprochen, aber niemand konnte ein wahres Bild von den dortigen Verhältnissen geben. Aus diesem Grunde erbot ich mich, eine Rundreise dorthin zwecks Studiums des Handels und Gummis zu unternehmen. Ich trat die Reise am 9. März an und kehrte, obwohl ich inzwischen mit aller Bestimmtheit totgesagt worden war, am 16. August wohlbehalten zurück.

Die grossen Gefahren des Madeira habe ich bereits erwähnt, es sind in erster Linie die ungeheuer schwer zu passierenden Wasserfälle und dann das furchtbare Fieber, welches alljährlich viele Opfer fordert und gelegentlich selbst ganze Mannschaften vernichtet. Zu den besten Mannschaften für diese Reisen zählen die Movimas-Indianer aus Santa Ana, der bolivianischen Pampa, weil sie gross und stark sind und mit Todesverachtung den Gefahren trotzen. Anderseits sind sie, wie schon erwähnt, wegen ihrer Unverschämtheit schwer zu behandeln und können leicht gefährlich werden.

Die Landschaft am Madeira ist ausserordentlich schön und abwechslungsreich. Viele kleine immergrünende Inselchen schmücken den breiten Fluss, auf dessen beiden Ufern sich mächtig der Urwald erhebt; im Hintergrunde sieht man die blauen Berge von Mattogrosso und über sich den lachenden Himmel. Doch über dieser entzückenden Landschaft

Digitized by Google

hält beständig der Todesengel Wacht. Mitten aus der staunenden Bewunderung reisst den Reisenden das ferne Tosen und Donnern eines Wasserfalles, und jeder dieser Fälle bedeutet einen Kampf um das nackte Leben.

Da ich nicht jeden einzelnen Fall beschreiben kann, so will ich hier insbesondere des Calderon de infierno (Höllenkessel) Erwähnung tun. Bevor wir diesen passierten, wurde Halt gemacht, die beste Mannschaft (es fahren nie einzelne Boote) zusammengestellt, die Ladung nochmals versichert und die Vorbereitungen zur Durchfahrt getroffen. Ich kann

Boot-Transport über Land

nicht leugnen, dass sich dabei eine gewisse Aufregung meiner bemächtigte. Vorn auf der Spitze stand ein riesiger, baumstarker Kerl, das lange Haar hing ihm in Strähnen in den Nacken, in seinen Zügen lag eine Verwegenheit und Kühnheit, die mein Vertrauen erweckte. Der Vorsicht halber entledigte ich mich meines Rockes und meiner Stiefel. Langsam fuhren wir im ersten Boot noch ein Stück stromaufwärts und dann begann der vorn stehende Indianer, mit dem Fusse den Rudertakt stampfend, das Boot langsam in den Strom zu drehen. Von Sekunde zu Sekunde erhöht sich die Geschwindigkeit des nun pfeilschnell dahinschiessenden Bootes

Digitized by Google

Man starrt mit aufgerissenen Augen atemlos in den das Boot anspringenden Gischt, in den Kessel, in dem das Wasser brodelt und lustig tanzt und — ist durch. Wenige Augenblicke später liegt die Gefahr schon weit im Rücken. Es handelt sich hier, ich möchte sagen, um Zentimeter, denn versäumt der vorn stehende Mann (Puntéro), welcher mit einem langen Ruder dem Vorderteile des Bootes, da das Steuer hinten allein nicht genügt, die Richtung gibt, diese Seitenbewegung, so zerschellt das Boot im nächsten Moment und an Rettung ist kaum zu

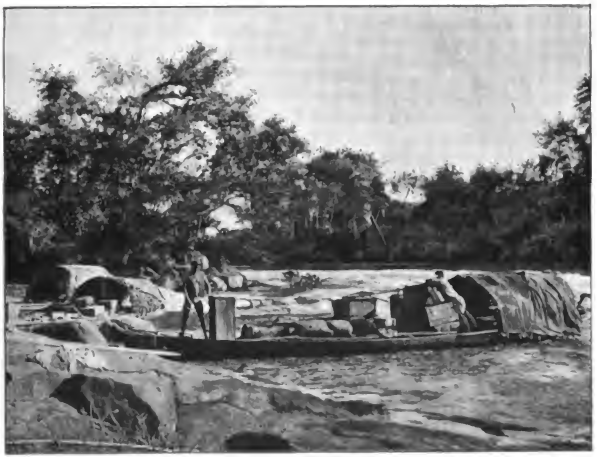
Wasserfall »Teutonia«

denken. Bewunderungswürdig war, wie fest der Puntéro beim Niederfall des Bootes auf seinen Beinen stehen blieb, als ob er angenagelt wäre. Nun gingen die erfahrensten Leute zurück durch den Wald und brachten die andern Boote ebenfalls über den Fall. Einen Löwenmut kann man den Leuten nicht absprechen, denn wie häufig nehmen diese Fahrten ein schlimmes Ende.

Bei andern Wasserfällen, die keinen Kanal zur Durchfahrt haben, werden die grossen und schweren Boote auf Knütteln Berg auf und Berg ab an Tauen von den vereinigten Mannschaften über Land gezogen. Die Ladung wird natürlich herausgenommen. Bei diesen Ge-

Digitized by Google

legenheiten erscheinen oft Caripunas-Indianer, welche in der trockenen Zeit auf den Playas des Madeira Schildkröteneier suchen, um zu helfen, tauschen dafür einige Gegenstände ein und verschwinden wieder. Doch muss man diesen braunen Freunden gegenüber sehr auf der Hut sein, da ihr scheinbar friedlicher Sinn sich plötzlich in das Gegenteil verwandeln kann. So geschah es vor einigen Jahren, dass sie bei solcher Gelegenheit den Bruder des erwähnten Suarez ermordeten. Suarez, der aus Europa kam und den Madeira hinaufging, zeigte ihnen seinen Revolver, der sie sehr



Unterhalb des Wasserfalles

interessierte. Sie veranlassten ihn, im Walde die sechs darin enthaltenen Kugeln abzufeuern und schlugen ihn, als die letzte Kugel verschossen war, rücklings nieder. Sie entkamen, bevor man von der Tat ahnte. Später lud der Bruder des Ermordeten einen Trupp dieser Caripunas zum Schnaps ein und vergiftete sie damit. Noch bis zum heutigen Tage suchen sie des Suarez habhaft zu werden.

Der landschaftlich schönste Wasserfall des Madeira ist der Teutonia-Fall, welcher einen herrlichen Anblick bietet. Am Tage unserer Ankunft verunglückten wir fast beim Durchfahren der letzten gefährlichen Stromschnelle Santo Antonio, angesichts unseres Zieles; indes kamen wir mit

Digitized by Google

dem Schreck davon. Die Fahrt den Madeira hinunter hatte neun Tage gedauert. — Santo Antonio selbst habe ich schon als Warendepot der für den Beni etc. bestimmten Güter erwähnt; es hat aber auch seiner Malaria wegen eine traurige Berühmtheit. Ein unansehnliches Nest, zwischen Sümpfen und Fluss gelegen, ist man froh, sich daraus entfernen zu können, trotz seiner hohen Bedeutung. — Hier ereilte mich denn auch die erste Malaria, die mir bis Manáos ernstlich zu schaffen machte.

Der grösste Nebenfluss des Madeira ist der Mamoréy. In Riveralta vereinigen sich der Beni und Madre de Dios und führen nun bis zur Mündung des Mamoréy den Namen »Bajo Beni«, über den Mamoréy hinaus dann erst den Namen Madeira. An der Mündung des Mamoréy in den Bajo Beni ist die brasilianische Grenze mit dem Oertchen Villa Bella, wo die von Santo Antonio kommenden Güter verzollt werden. Merkwürdig ist, dass, während auf der einen Seite des Flusses das Dörfchen Villa Bella liegt, auf der andern Seite Wilde die Regierung haben. Es ist deshalb gefährlich, auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses der Jagd nachzugehen. Während meines Aufenthaltes in Villa Bella wurde ein Mann getötet und, von fünf Pfeilen durchbohrt, von der nachgesandten Mannschaft aufgefunden. Diese Pfeile kaufte ich dem betreffenden Patron ab, da sie schön gearbeitet und ringsum mit bunten Fäden umwickelt waren. Leider sind sie mir abhanden gekommen.

Am unteren Madeira lebt ein äusserst gefürchteter Indianerstamm, die Parentintins, welche Menschenfresser sind und deren Hütten, wie mir ein Augenzeuge erzählte, mit Stangen umgeben sind, auf denen gebleichte Menschenschädel hängen. Sie mästen sogar ihre Gefangenen, um sie an Festtagen zu verspeisen. Uebrigens soll diesem Stamm, dessenungeachtet, von der ehemaligen brasilianischen Prinzessin Isabel ein dauerndes Protektorat zugestanden worden sein, welches die nachfolgende republikanische Regierung aufrecht erhält. Es sind unter den Parentintins grosse blonde Frauen gesehen worden. Gelegentlich eines Ueberfalls, welchen sie auf die Baracke eines Bolivianers Santos Mercado ausgeführt hatten, wurde bei den sämtlichen gefallenen Parentintins eine aussergewöhnliche Grösse des Gliedes festgestellt und zwei derselben dem Museum in Pará übergeben. —

Der nächste Ort nach Santo Antonio ist Manáos. Er liegt am Rio Negro, eine Stunde flussaufwärts von dessen Mündung in den Amazonenstrom. Der Blick auf Manáos ist bei der Ankunft überraschend; der Hafen wimmelt von grossen und kleinen Dampfern. Besonders der Anblick der grossen Seedampfer weckte in mir die Sehnsucht nach der Heimat, aber ehe sich diese erfüllte, war mir noch so manches Jahr guter und böser Erfahrungen beschieden.

Digitized by Google

Nachdem ich elf Tage in Manáos gewartet und diese Stadt äusserlich kennen gelernt hatte, fuhr ich auf dem Dampfer »Rio Tapajoz« der Amazon Co. weiter, um den Purús und Acre zu studieren.

Von den Dampfern der Amazon Co. hatte ich bereits von den nach Bolivien gekommenen Reisenden nichts Gutes gehört, es konnte mich daher nicht befremden, dass ich auf dem »Rio Tapajoz« in Verhältnisse geriet, welche mir die Brasilianer in wenig angenehmem Lichte zeigten. Solche Menschen hatte ich bis dahin noch nicht getroffen. — Die Verpflegung war selbst den daran gewöhnten Brasilianern zu schlecht; die Sauberkeit und besonders die Disziplin der Mannschaft spottete jeder Beschreibung. Im Zwischendeck sah ich nur ein Chaos von Hängematten, aus denen fortgesetzt herausgespien wurde, ein widerlicher Aufenthalt, der mich veranlasste, mich schleunigst wieder an Oberdeck zu begeben.

Der Purús, ein breiter rechter Arm des Amazonas, bietet wenig Interessantes; das Wesen der dort lebenden Menschen scheint auch der Gegend seinen Stempel aufgedrückt zu haben. In Bolivien hatte ich nur saubere Baracken gesehen, während ich hier aus allem möglichen Material zusammengefügte Buden fand. Selbst besser und auch gut gebaute Häuser waren von soviel Unordnung und Unsauberkeit umgeben, dass ich tatsächlich befreit aufatmete, wenn der Dampfer nach kurzem Aufenthalt die menschlichen Ansiedlungen wieder verliess.

Da ich Ende Mai den Purús hinauffuhr, so fand ich nirgends die dem Flusse grossen Reiz verleihenden Playas, sondern die Wasserfläche dehnte sich von einem Saum des Waldes zum andern. Natürlich waren in dieser Zeit auch keine Alligatoren, Wasserschweine (Capiguaras), Reiher etc. zu sehen. Diese Tiere ziehen sich in der Regenzeit und solange die Playas unter Wasser stehen, nach den Lagunen zurück.

Die Ufer des Purús sind vielfach Tagereisen weit mit einem Baum (Ambaibu) bestanden, dessen Blätter ausschliesslich dem Faultier zur Nahrung dienen. Der Baum ähnelt in der Farbe unserer Birke und im Laube der Kastanie. Der dünne, nie über 20 Zentimeter starke Stamm ist dunkelbraun, innen hohl und vielfach mit Würmern angefüllt; mit einem kräftigen Axthieb ist er gefällt. Dieser Baum steht nur an dem Rande des Urwaldes an Flüssen und verleiht dem Ufer ein langweiliges Gepräge. Hin und wieder ändert sich die Landschaft, und man fährt an hohen Ufern vorüber, auf welchen dann gewöhnlich Baracken stehen. Stellenweise erinnert auch prächtiger Urwald an den Beni und Madre de Dios. Auch hier sieht man hin und wieder mächtige Urwaldriesen, die ganz in Blüte stehen und wie ein gewaltiger roter oder blauer Blumenstrauss wirken. Solche Bäume, die man nur vereinzelt antrifft, gewähren einen prachtvollen Anblick.

In ungefähr acht Tagen erreichten wir den kleinen Ort Lábrea, wo der Dampfer einige Stunden vor Anker lag. Ich benutzte diese, um in

Digitized by Google

Gesellschaft eines andern Passagiers, eines deutschen Ingenieurs, an Land zu gehen. Der Ort sah im allgemeinen ganz leidlich aus und hatte sogar aus Stein gebaute Häuser. Die vielleicht aus tausend Köpfen bestehende Einwohnerschaft hat Polizei, Richter etc. und anscheinend geordnete Verhältnisse. Der Charakter der Nordbrasilianer ist jedoch nicht geeignet, den Fremden zu gewinnen, infolgedessen tritt man wenig mit ihnen in Berührung. Die Reise verläuft ohne unterhaltende Zwischenfälle, und man ist froh, wenn man wieder einen Tag hinter sich hat. In Labrea steht eine Kantine und ein Laden neben dem andern, in welchen die dort verkehrenden Gomeros ihre sämtlichen Bedürfnisse decken können.

Nach weiteren acht Tagen erreichten wir die Mündung des Rio Pauiny, wo der Kommandant uns erklärte, er könne nicht weiterfahren, da der Fluss inzwischen zu stark gefallen sei und nicht mehr genügend Wasser für den Dampfer habe. Was nun tun? — Ich war auf alle Fälle entschlossen, vorwärts zu gehen. Diesem Beispiele folgte auch mein Begleiter, und so sassen wir denn bald mit unserm Gepäck an Land. In gewisser Hinsicht war ich froh, dem Dampfer entronnen zu sein, denn obgleich er mit allen Erfordernissen der Neuzeit, sogar mit elektrischem Licht ausgestattet war, so machte die unbeschreibliche Roheit und Unsauberkeit der Mitreisenden den Aufenthalt auf ihm zur Hölle. Ich rate jedem Reisenden, auch auf luxuriös eingerichteten brasilianischen Dampfern stets sein eigenes Waschbecken, Handtuch und Bett mitzuführen. Die Waschtoiletten in den Kabinen sind, wohlgemerkt, besser nicht anzurühren.

Auch andere Passagiere, die grössere Warensendungen mit sich führten, liessen ausladen, und so entfaltete sich bald am Ufer des Flusses ein lebendiges Treiben. Man war allgemein in grosser Verlegenheit. Mir machte die Weiterreise am wenigsten Sorge, denn ich war am Beni gut geschult und fand sogar Vergnügen am Reisen im eigenen Boot. An Herausgabe der Passagegelder war natürlich nicht zu denken, obwohl ich eine Beschwerde bei der Kompagnie einreichte; es war, beiläufig bemerkt, eine englische. Am Orte unserer Ausschiffung stand eine Baracke, welche einem Portugiesen gehörte und wo uns, allerdings mit grosser Unfreundlichkeit, Unterkunft gewährt wurde.

Schon nach vier Tagen, während welcher ich mir die Zeit mit Jagd vertrieb, wurden wir zu unserer grossen Freude durch die Ankunft eines kleinen Schleppdampfers überrascht, auf welchem wir unsere Reise fortsetzen konnten. Allerdings war der Dampfer, sowie ein Leichter, den er längsseits schleppte, mit Menschen überfüllt. Wir wurden wie die Heringe verpackt und waren ganz auf unsere eigene Hilfe angewiesen. Dazu kam, dass der Besitzer des Dampfers »Amizade« mit seiner Mannschaft von früh bis spät in Streit lag, was zur Folge hatte, dass einer seiner Leute nach dem andern den Dampfer verliess. Ich bemerkte bald die Not des Patrons

Digitized by Google

und übernahm den Dienst am Steuer, was mir Gelegenheit gab, den Fluss genauer kennen zu lernen.

Nach ungefähr acht Tagen erreichten wir die Mündung des Rio Acre, wegen seines Gummireichtums von den Brasilianern auch Rio de Oro (Goldfluss) genannt; in der Tat liegen zu beiden Seiten die grossartigsten Gomales (Gummiwaldungen). Der Acre, auch Adquiry genannt, ist sehr schmal und wegen seiner gefährlichen Malaria sehr gefürchtet. Eine Tagereise flussaufwärts liegt am Rio Antimary, einem unscheinbaren Flüsschen, ein kleiner Ort gleichen Namens, welcher ein notorisches Fiebernest und wenig einladend ist. Dieser Ort war das Ziel des Dampfers »Rio Tapajoz« gewesen. Der Acre war aber, da wir der trockenen Zeit entgegen gingen, bedeutend gefallen und fiel täglich mehr, so dass wir auch hier plötzlich, nach nur dreitägiger Fahrt, nicht weiter konnten und den Dampfer verlassen mussten. Der deutsche Ingenieur hatte schon einige Tage vorher sein Ziel erreicht. — Die kurze Reise in dem kleinen Schlepper hatte ungefähr das Doppelte gekostet wie die Fahrt auf dem »Rio Tapajoz«. Bei solchen Gelegenheiten wird Geld von den Toten und Lebendigen genommen. Im übrigen hatte mich der Besitzer des Dampfers mit Auszeichnung behandelt und mir für die Passage weniger abgefordert als den übrigen Passagieren.

Die Baracke, in welcher ich nun festsass, gehörte wieder einem Portugiesen, einem alten ergrauten Männchen, mit dem aber wenigstens etwas anzufangen war. Freilich waren die Aussichten schlimm, da an einen andern Dampfer nicht zu denken war; aber in der Not frisst der Teufel Fliegen, und ich kam schon nach fünf Tagen weiter. Auf den mir von unserm Wirte gemachten Vorschlag, ein kleines Boot in den benachbarten Baracken zu suchen, ging ich mit meinem neuen Begleiter, einem Brasilianer, frisch ans Werk und ergatterte bald ein kleines Boot. Es war zwar schier untauglich und sass hoch auf einem Berge, wo es in der Regenzeit bei hohem Wasserstande liegen geblieben war, aber dafür bekamen wir das Ding geschenkt. Wir machten uns sofort an die Arbeit und schleppten es mit vieler Anstrengung in den Fluss, wo es in einem Augenblick voll Wasser lief, denn die im Vorderteil befindlichen Löcher waren so gross, dass man bequem einen Zylinderhut durchstecken konnte. Indessen Blech, Nägel und Pech fanden wir zum Glück in unserer Baracke, und ich erlernte im Umsehen das Handwerk eines Schiffsbauers. Bis zum Nachmittag war unser Boot fertig und die Abfahrt auf den nächsten Tag festgesetzt. Ich kaufte noch Kochtöpfe, Konserven, Reis etc. ein und erwartete mit Ungeduld den nächsten Morgen.

Ein herrlicher Tag brach an, und mit vielem Dank verliessen wir unsern alten portugiesischen Freund. Im Anfange wurde mir das Rudern sehr schwer zumal die Finger bald Blasen bekamen, aber nachdem der erste halbe

8*

Digitized by Google

Tag verflossen war, überwand ich die Schwäche und ruderte mit Hilfe des eisernen »Muss« bis zum Abend. Auf dem Beni war es schliesslich nicht viel anders gewesen — nur lag ein gewaltiger Unterschied darin, dass ich dort, wenn auch allein, doch mit dem Strome fuhr, während wir hier gegen diesen fuhren und bei jeder, auch der geringsten Pause das Boot rückwärts ging. Da wir ohne Schutzdach fuhren, so waren die Nachmittagsstunden in dem schmalen, windlosen Flüsschen erstickend heiss, zumal die bekannten Mariguis das ihrige leisteten. Jedermanns Sache ist solch eine Fahrt jedenfalls nicht! Die Nächte verbrachten wir in möglichst kleinen Baracken. So ruderten wir acht Tage lang.

Eines Nachmittags traf ich in einer Baracke einen sehr liebenswürdigen Portugiesen, der sich entschloss, in unserm kleinen Boote bis zu seiner Baracke Panorama mitzufahren. Da er ruderte, so konnte ich feiern. Gegen 5 Uhr nachmittags zogen sich die Wolken zusammen und es entlud sich über unsern Häuptern ein kolossales Gewitter. Im strömenden Regen sass ich, zitternd am ganzen Körper, im Boot und machte einen Cock-tail nach dem andern. Bei finsterer Nacht, steif vor Kälte, erreichten wir endlich Panorama. Da die Ufer des Flusses zahlreiche Palisadas haben, so wundert es mich noch heute, dass wir bei dem orkanartigen Sturm und der Finsternis ohne Unfall ankamen. Ich glaubte sicher eine Malaria davonzutragen, indessen blieb ich, da ich mich innen und aussen tüchtig mit Zuckerrohrschnaps bearbeitet hatte, gesund. Am nächsten Morgen, der prachtvoll anbrach, nahm ich ein erfrischendes Bad, welches nach solcher Fahrt zur Vermeidung des Fiebers sehr günstig wirkt, wenngleich es noch besser ist, sich sofort zu baden, wenn man vom Regen durchgeweicht ist.

Gegen Mittag erreichten wir die Baracke Empreza, welche ebenfalls einem Portugiesen gehörte. Hier erlebten wir das folgende kleine Intermezzo. Die Frühstückszeit war bereits vorüber, und der Besitzer der Baracke nahm wohl an, dass das auch für mich der Fall sei, denn er lud mich zu einem Gläschen Whisky ein, bot mir aber nichts zu essen an und wollte auch einen diesbezüglichen, recht deutlichen Wink nicht verstehen. Seine sehr hübsche englische Dogge sprang schon bei meinem Eintritt, mich freudig begrüssend, an mir empor. Er wunderte sich darüber und lobte die Intelligenz des Hundes, welcher in mir sofort den Europäer erkannte. In meiner Hoffnung auf eine Mahlzeit getäuscht, verabschiedete ich mich bald wieder und begab mich zu meinem Begleiter zurück, den ich im Boote gelassen hatte. Der Aermste sah bereits im Geiste einen gedeckten Tisch vor sich; ich erklärte ihm jedoch, wir müssten weiterfahren und uns im Walde ein dürftiges Frühstück bereiten, denn der Hund des Besitzers sei freundlicher gewesen, als dieser selbst. Damit fuhren wir ab.

Ein Wäsche waschender Neger war Zeuge dieser Unterredung gewesen. An der nächsten Biegung des Flusses bemerkte ich zu meiner

Digitized by Google

Ueberraschung die freundliche Dogge, zwei andere Hunde und den Besitzer der Baracke, der uns eifrig zurief, heranzukommen. Anfangs zeigte ich keine Neigung, gab aber schliesslich nach und legte an. Der gute Schwarze war nämlich sofort zu seinem Herrn geeilt und hatte ihm meine Worte wiederholt. Das wollte der biedere Portugiese sich nicht nachsagen lassen, und so war er uns nachgelaufen. Wir mussten zwar lange warten, ehe das Frühstück erschien, aber es lohnte sich. Er hatte schnell Hühner, eine Ziege und ein Schwein schlachten lassen und veranstaltete in seinem Hause ein solennes Festessen, zu dem er noch 20 Mann aus seiner Baracke eingeladen hatte. Mein liebenswürdiger Gastgeber, der übrigens eine bildschöne junge Frau besass, hielt mich fast drei Tage fest und tat alles mögliche, mir den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen

Nach zwei weiteren Tagen kamen wir dann endlich mit unserm kleinen Fahrzeuge an der Mündung des Rio Sinho, eines linken kleinen Nebenflusses, an, unterhalb der Stromschnelle gleichen Namens. Diese Stromschnelle (Cachoeira) teilt in der trockenen Zeit den Fluss in den oberen und unteren Acre, da sie nicht zu passieren ist, während in der Regenzeit, also bei hohem Wasserstande, selbst grosse Dampfer darüber hinweg fahren. Unser Bootchen zogen wir über Land, und da ich das Glück hatte, oberhalb einen kleinen Dampfer zu finden, setzte nun mein Begleiter, der dicht an seinem Ziele war, die Reise allein fort. Nach viertägiger Reise erreichte dann auch ich mein Reiseziel am Acre und landete in der Baracke Amelia, welche damals einem Spanier gehörte, der mich mit aller Liebenswürdigkeit aufnahm.

Hier fand ich während meines sechstägigen Aufenthaltes Gelegenheit, die im Gummi arbeitenden brasilianischen Neger zu beobachten. Der Vergleich zwischen ihnen und den bolivianischen Indianern fiel durchaus zu Gunsten der letzteren aus. Die Roheit und Frechheit dieser schwarzen Subjekte grenzt ans Unglaubliche. Sonntags laufen sie mitten im Urwalde wie die Gigerln umher, tragen schwarzen Rock und Hose, steifen schwarzen Hut, weisse Weste, Lackstiefel, und verpesten die Luft mit Moschusdunst. Am ersten Abend meiner Anwesenheit war Tanz, und der Spanier hatte mir zur Feier deutsches Bier vorgesetzt. Es dauerte gar nicht lange, so kam einer dieser frechen Menschen und trank mir dasselbe, ohne mich eines Blickes zu würdigen, vor der Nase aus. Auch an Bord des kleinen Dampfers, mit welchem ich gekommen war, habe ich erstaunliche Proben von Unverschämtheit erlebt. Der damalige brasilianische Kaiser Don Pedro hat Brasilien keinen Dienst erwiesen, indem er die Neger von einem zum andern Tage für frei erklärte. Man hätte die Freiheit lieber neugeborenen Kindern geben sollen, als diesen ausgewachsenen Negern. Die ganze Gesellschaft, meist aus Ceará, steht auf

Digitized by Google

einer äusserst niedrigen Kulturstufe. Die »Faca«, das Messer, spielt eine grosse Rolle bei ihnen, selbst Weiber tragen es in Brasilien im Strumpfe. Ich habe mir erzählen lassen, dass sie Kranke, um sie nicht länger zu pflegen, einfach in den Fluss werfen. Ich verstehe sehr wohl, dass man diese Geschöpfe mit Gewaltmitteln zum Respekt zwingt, sie also einfach gründlich auspeitschen lässt, denn der Vernunft und Rede sind sie unzugänglich. Wer die Verhältnisse in diesen Ländern kennt, wird auch keinen Augenblick zögern, zu diesem einzig möglichen Mittel zu greifen. Ich habe anfangs das grösste Mitleid mit ihnen empfunden, heute aber sage ich: »Schade um jeden Schlag, der nicht trifft.«

Nachdem ich die Verhältnisse gründlich studiert hatte, beschaffte ich mir eine neue Ausrüstung und trat eine 40 Leguas lange Reise durch den Urwald an. Auf einem schmalen Wege, welcher von Gummiarbeitern hergestellt war, konnte ich die ersten zehn Leguas in Begleitung meines Wirtes auf dem Maultier zurücklegen. Häufig kamen wir an kleinen Palmhäusern vorüber, worin Gummiarbeiter lebten, denn wir ritten quer durch den schönsten Gummiwald. Der erste Abend wurde ohne grosse Mahlzeit mit einer Tasse Kakao beschlossen. Die Tiere wurden von dem begleitenden Jungen zusammengekoppelt und mit dem Laube einer gewissen Palmart gefüttert. Ich stellte mein kleines Feldbett ohne Zelt unter den Kronen der Waldriesen auf und schlief bald unter dem Gesang laut pfeifender Nachtvögel und dem Gesumme Tausender von Insekten ein. Hier und da flog noch ein laut ächzender Reiher auf, dann trat tiefes Schweigen ein. Man empfiehlt sich dem Allmächtigen und überlässt sich auf gut Glück der Ruhe, die Büchse neben dem Bett schuss- und die Machete handbereit.

Der Morgen brachte wieder neue Eindrücke; er war angenehm frisch, Vögel zwitscherten in den Zweigen, Papageien (Aras und Araras genannt) flogen paarweise in ziemlicher Höhe und laut schreiend über uns hinweg. An dem Schwanken der Zweige merkte man, dass sich auch Affen in unserer Nähe befanden, indes schleunigst das Weite suchten. Lautlos ritt einer hinter dem andern auf dem schmalen Pfade. Die Natur ist so imponierend, dass der Mensch bewundernd verstummt. Wir sahen zu beiden Seiten des Pfades dicke Gummibäume stehen; der Weg führte uns auf einem schmalen Bergrücken des sonst flachen Waldes entlang, teils über kleine Waldbäche hinweg, oder in plötzlichen Senkungen steil abwärts, um dann wieder zu steigen. Obwohl der Boden des Waldes mit dichtem Laub bedeckt ist, sieht man nur selten entlaubte Bäume, die dann statt der Blätter Blüten tragen. Die Bäume verlieren ihr Laub nicht, wie bei uns, alle gleichzeitig, sondern einzeln und zu verschiedenen Zeiten. Gewiss existiert in diesen abgelegenen Wäldern noch manche der Wissenschaft unbekannte Pflanzengattung, es gibt indes in Brasilien viel leichter zugäng-

Digitized by Google

liche Gegenden, wo die Forscher ihren Studien obliegen können. Wir Laien gehen andern Werten nach und bahnen solchen wissenschaftlichen Pionieren gern die Wege. Unsere Erfolge bestehen dann im materiellen Verdienst, bei sonst bescheidener Zurückhaltung.

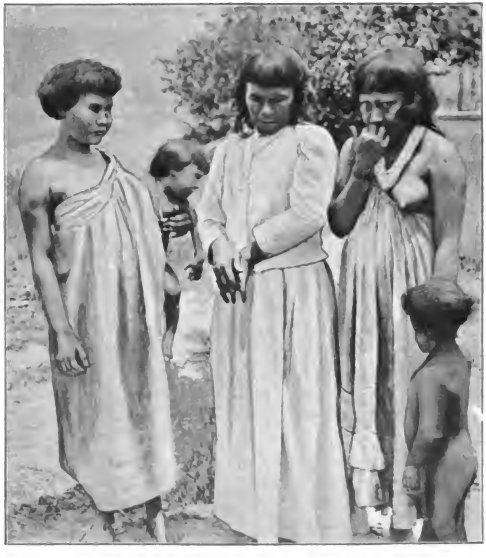
Am Nachmittage des zweiten Tages erreichten wir das Flüsschen Chipamanu, welches im Verein mit dem Caramanu den Abuná bildet. Manu heisst in indianischer Sprache Fluss. Der Chipamanu, ein schmales Flüsschen, hat seinen Ursprung zwischen den Cabezeras des Acre und Madre de Dios, desgleichen der Tahuamanu. Auf einem mächtigen Waldriesen, welcher quer über den Fluss gefallen war, kletterte ich durch das dichte Geäst auf die andere Seite hinüber, wo sich ein indianischer Rancho befand. Die Maultiere wurden zurückgelassen und mein Begleiter nahm Abschied von mir. Im Rancho selbst traf ich einen alten Cholo, der mich auf einen Weg führte, auf welchem ich nach einigen Stunden zu einem Indianerdorf vom Stamme der Pacaguaras gelangen sollte. Unter diesen Pacaguaras lebte ein bolivianischer Cholo, allerdings unter beständiger Lebensgefahr, und von diesem hoffte ich, dass er mir zum Durchmarsch nach dem Tahuamanu verhelfen würde. Ich wanderte also mit einem Indianer, welcher mein geringes Gepäck trug, weiter, und erreichte schon nach drei Stunden das Dorf, welches auf einem rund ausgehauenen Platze inmitten malerischer Wildnis stand. Aus den Hütten, deren Dach aus Palmblättern fast bis zur Erde reichte, erscholl bei meinem Erscheinen ein Hundegekläff, dass ich mein eigenes Wort nicht hören konnte.

Don Fidel, so hiess mein nunmehriger Gönner, trat mir entgegen und führte mich unter seinen Galpón (Hütte), in welchem ich mich von dem Marsche zu erholen begann. Ich war nämlich unterwegs von einem Schwarm Wespen überfallen und von einigen derselben gestochen worden. Diese Wespen sind bedeutend grösser, vielleicht doppelt so gross als die bei uns in Deutschland bekannten, und verursachen einen so intensiven Schmerz, dass ich, nachdem ich in rasendem Laufe geflohen war, am ganzen Körper zitternd zu Boden sank. Don Fidel erfrischte mich zunächst mit Chicha, nach deren Ursprung ich gar nicht erst fragte, und legte mir kühlende Blätter auf meine von Wespenstichen stark angeschwollenen Glieder.

Endlich erhob ich mich und hielt Umschau, womit der Hundespektakel wieder einsetzte, aber bald mit Knütteln, selbst brennenden, glühend roten Aesten, gedämpft wurde. Diese Hunde gleichen in Figur, Farbe und Wesen dem Fox-terrier, haben etwas schwächeren Bau, spitzeren Kopf und aufrecht stehende Ohren, sind vorzüglich auf der Jagd, besonders auf Schweine, und sehr wachsam. Ich habe diese Hunde nur im Besitze wilder Indianerstämme gefunden. Es befanden sich auf dem

Digitized by Google

Platze, dessen Mitte frei war, ungefähr zehn Hütten, in denen verschiedene Familien wohnten. Drei bis vier Feuer brannten, in deren Nähe Weiber und Kinder lagerten und an niedrigen Pfählen je drei bis vier Hunde ganz kurz angebunden waren. Die Männer lagen in kleinen Hängematten, die aus Bast geflochten waren und rührten sich nicht.



Pacaguaras-Indianer

Ich wurde mit feindseligen Blicken empfangen und unfreundlich angefahren, als ich mir erlaubte, ihre Waffen und sonstigen Gegenstände einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Ihre Pfeile sind aus dünnem Rohr, mit den verschiedensten Spitzen versehen, die Bogen aus schwarzem Eisenholz. Die Spitzen der Pfeile bestehen stets aus einem Aufsatz von Holz, gewöhnlich auch Eisenholz, und endigen in Widerhaken aus Fischzähnen oder Zähnen von kleinen Raubtieren, sägenartigen Einschnitten, einer kleinen Holzkugel zum Schiessen von Vögeln, deren Gefieder nicht

Digitized by Google

verletzt werden soll, oder einer langen, scharfen, messerartigen Schneide aus Rohr für grössere Tiere usw. Das Ende ist mit vier bunten Federn versehen und schwarz umwickelt. Die Waffen entsprechen genau denen der Guarayos. Die Pfeile und Bogen waren zur Aufbewahrung oberhalb des Längsbalkens in Manneshöhe durch das Dach gesteckt. Besonders interessierten mich kleine Körbchen mit Arzneimitteln aus Blättern, geriebenen Wurzeln und Knollen. Ein solches Körbchen war ca. 25 cm breit und 25 cm hoch, zum Ineinanderschieben. Leider konnte ich für kein Angebot eine solche Apotheke erwerben.

Es wird vielfach behauptet, dass sich der Stamm der Guarayos vom Madidi über den Madre de Dios bis nach dem Madeira erstreckt. Es wären dann also die Caripunas, Pacaguaras und Guarayos vom gleichen Schlage. Es leben indessen noch verschiedene andere Stämme in den besagten Gegenden, deren Typus nicht dem der Erstgenannten entspricht. Die Bezeichnung »Guarayo« bedeutet »Krieger«.

Der Typus der Pacaguaras ist durchweg hässlich, ihre Sprache nicht wohlklingend. Einige, welche beim Mahlen von Mais beschäftigt waren, weibische Gesichtszüge hatten und sich in zeternder Weise unterhielten, entpuppten sich als Männer, was ich gar nicht glauben wollte. Dieser Eindruck wirkte sehr abstossend auf mich. Die Bekleidung der Männer bestand aus einem kleinen Schamläppchen oder auch Hosen, die ihnen Don Fidel gegen Gummi eingetauscht hatte. Die Frauen trugen zumeist nicht mehr als die Männer, einige von ihnen hatten indes einen Schal in Form eines kurzen Rockes um die Hüften gewunden. Das Haar reichte ihnen bis zu den Schultern und war über dem Gesicht kurz abgeschnitten. Im Kinngrübchen tragen sie sämtlich ein bernsteinähnliches Stückchen Harz, welches in der Form dem Mundstück einer Zigarrenspitze gleicht. In der Scheide der Nasenwurzel befindet sich ein kleines Loch, durch welches von jeder Seite eine bunte Papageienfeder gezogen wird. Auch in den Ohrläppchen findet sich zu gleichem Zwecke eine Durchlöcherung. Gegen einige Kleinigkeiten, welche ich bei mir trug, tauschte ich Bogen und Pfeile ein.

Da die Lebensmittel sehr knapp waren, so konnte mir Don Fidel nur trockenen, in Wasser gekochten Reis vorsetzen, was nach den voraufgegangenen zwei Tagen ohnehin nicht sehr reichlich war. Kaum aber hatte ich mich zu meinem einfachen Mahl niedergelassen, als sich sofort sechs bis acht Pacaguaras einstellten und stillschweigend mit ihren Fingern in den Reis griffen. Ich nahm das natürlich nicht übel, sondern lachte ihnen freundlich zu, denn böse zu werden ist bei diesen Waldmenschen nie empfehlenswert.

Nachdem ich dergestalt nicht gefrühstückt hatte, gab ich dem alten Häuptling (Capa) des Stammes zu verstehen, dass ich gern die Geschick-

Digitized by Google

lichkeit seiner Leute im Bogenschiessen sehen möchte. Im Augenblick stellten sich zwölf oder vierzehn Indianer ein, um ihre Schiesskunst zu zeigen. Uebrigens empfing ich bei dieser Gelegenheit den Eindruck von guter Disziplin, denn sie gehorchten dem Capa auf den Wink. An einem ca. 60 Schritt entfernten Baumstamme befestigte ich ein Blatt Papier als Zielscheibe. In halbgebückter Seitwärtsstellung spannten sie die starken Bogen und schossen Pfeil auf Pfeil ab. Mit wenigen Ausnahmen wurde gut gezielt, sie gerieten förmlich in Eifer und suchten sich zu übertreffen. Jetzt drückte mir der alte Häuptling Pfeil und Bogen in die Hand, indem er auf das zerschossene Papier zeigte. Ich zielte, strengte mich aufs äusserste an, den Bogen zu spannen, was mir aber aus Mangel an Uebung nicht sehr gut gelang, und schoss ab; unter endlosem Jubel und Gebrüll fiel der Pfeil nur drei Schritt von mir entfernt zur Erde. Don Fidel riet mir nun, meine Büchse zu nehmen und ihnen hiermit eine Schussprobe zu liefern. Ich lud zehn Kugeln in meine Winchester-Büchse und schoss dieselben, so schnell ich konnte, in das Papier. Da war die Sache etwas anders — ein allgemeines Staunen malte sich in ihren Gesichtern, und ich hatte mir Respekt verschafft, was, wie mir Fidel sagte, auch nötig war, denn diese Indios seien gefährliche Freunde.

Uebrigens gefiel es mir allmählich ganz brillant unter diesen Wilden; die ganze Landschaft wirkte auf mich überaus anziehend. Ringsum kolossale Urwaldstämme, die über dem Platze freie Aussicht nach dem Himmel, welche die Sonne durchliess, oder des Nachts einen entzückenden Blick auf das flimmernde Himmelszelt gestattete, die nackten Naturkinder um ihre Feuer lagernd, der Gesang der Waldvögel oder grosse Schmetterlinge, welche über den kleinen Platz schaukelten, vereinigten sich zu einem zauberhaften Bilde.

Eines Morgens gegen drei Uhr wurde ich plötzlich von meinem indianischen Begleiter geweckt. Ich erschrak zwar im ersten Augenblick und griff nach meiner Büchse, erkannte ihn dann aber sofort und fragte, was los wäre. Einer der Pacaguaras, mit welchem ich Tags zuvor um seinen »Dios« (Gott) verhandelt hatte, drückte sich lautlos unter meine Mosquitera und bot mir nun den Gott an, den er mir vordem durchaus nicht hatte geben wollen. Er verlangte als Gegenwert ein unscheinbares Messer, welches er bei mir gesehen hatte; es war ein gewöhnliches, bei uns als Küchenmesser bekanntes Ding. Er liess mir bedeuten, dass er diese frühe Stunde gewählt habe, damit nicht seine Stammesgenossen davon erführen, denn wenn sie wüssten, dass er seinen Gott weggegeben habe, würden sie ihn umbringen. Das alles wurde mir mit geheimnisvollen und traurigen Mienen klar gemacht. Es war sein Gott gegen Kopfweh und andere Krankheiten, was er mir alles lautlos vormimte. Ferner musste ich ihm versprechen, diesen Gott niemals einer Frau zu zeigen, da diese sonst in drei Tagen sterben müsse; ich versprach alles,

Digitized by Google

auch, den Gott sofort zu verstecken, und empfing ihn. Das Ding hatte die Form eines Schuhes und bestand zum Teil aus einem kleinen Stein und aus Harz. Hinten waren zwei Augen aus Beeren und obenauf zwei kleine Papageienfedern angebracht. Bei dem später erfolgten Schiffbruch unseres Dampfers ging auch der Dios verloren.

Fünf Tage musste ich bei Don Fidel bleiben, da uns keiner der Leute begleiten wollte. Mein Vertrauen war auch nicht besonders gross, weshalb ich am liebsten mit meinem alten Begleiter allein weitergezogen wäre. Schliesslich fanden sich drei von ihnen, welche mich begleiten wollten. Wir verliessen früh das Dorf und wanderten auf schmalem Pfad über Baumstämme, durch Sümpfe und Wasser. Leider begann es fein zu regnen, so dass die erste Nacht eine ziemlich trostlose war. Auf dem Marsche liess ich die Pacaguaras voraufgehen, während ich den Schluss machte. Plötzlich blieben sie stehen und verlangten unter feindseligen Gebärden, dass ich voraufmarschiere, was mir natürlich nicht einfiel. Daraufhin warfen sie meine Habseligkeiten zur Erde, ergriffen umherliegende Aeste und verprügelten meine Bettstelle. Schliesslich steckte ich ganz ruhig noch einige Kugeln in die Kammer meiner Büchse und erreichte sofort den gewünschten Erfolg. Die Reise ging weiter; wir verfolgten einige Affen und ich schoss einen grossen Marimono, der gemeinsam verzehrt wurde.

Bis zum Tahuamanu brauchten wir fünf Tage; leider gingen meine mitgenommenen Lebensmittel bald zur Neige, so dass wir zwei Tage hungern mussten. Die Indianer kauten wahrscheinlich irgend welche Blätter, während ich, des Marschierens ungewohnt, sehr zu leiden hatte. Befindet man sich in einer solchen Lage, so ist die Hauptsache, dass man sich, wenn die gewohnte Esszeit vorüber ist, nicht hinsetzt, da dann die Kräfte statt zu- nur abnehmen. Während einer Nacht vergass ich jede Sorge und liess die sonst geübte Vorsicht ganz ausser acht. Am folgenden und letzten Tage wurde nicht geruht und ich begann sogar in den letzten zwei Stunden, auf dem Wege zu der Don Fidel gehörenden Baracke Bella-Flor am Tahuamanu, Trab zu laufen, da ich fühlte, dass die Kräfte abnahmen und fürchtete, die Baracke nicht mehr zu erreichen. Am schwersten wurde mir das Ueberschreiten von Wurzeln oder umgestürzten Stämmen. Mit vollkommen zerrissenem Anzuge, denn ich lief oft gegen Aeste an und drängte unaufhaltsam vorwärts, kam ich gegen 5 Uhr nachmittags in Bella-Flor an, wo ich mich augenblicklich auf eine Pritsche von Bambusrohr legte und bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr schlief. Am nächsten Morgen nahm ich ein frisches Bad, trank eine Tasse Kaffee, von deren Geschmack nur der eine Ahnung haben kann, der sich einmal in einer ähnlichen Lage befunden hat, und war wieder wohl. Es gab Marimono und Reisbrei. Bis hierher waren 30 Leguas zurückgelegt.

Digitized by Google

Meinen drei Pacaguaras schenkte ich einige Kleinigkeiten und entliess sie. Leider hatte ich meine Sachen nicht vor ihrem Abgange revidiert und sah zu spät, dass sie meine sämtliche Wäsche mitgenommen hatten. Derselbe Stamm machte einige Tage später einen Ausfall auf eine Baracke am Rio Orton, tötete daselbst zwei Mann und verwundete drei schwer. Wie ich später erfuhr, weilt Don Fidel auch nicht mehr unter den Lebenden.

In einer Canoa fuhr ich nun mit vier Indianern aus der Baracke den Tahuamanu hinunter bis zu dessen Vereinigung mit dem Manuripi und diesen hinauf. Der Tahuamanu und Manuripi bilden zusammen den Rio Orton. Der Manuripi führt dunkles Wasser und hat seinen Ursprung in Lagunen aus der Nähe des Madre de Dios. Der Fluss ist tief und fischreich; seine Ufer sind hoch und dicht bewaldet, werden aber streckenweise von sumpfigen Pampas mit mannshohem Gras unterbrochen. Aus Furcht vor Schlangen habe ich diese Pampas nicht betreten, obwohl ich gern einen Tag zur Kenntnisnahme des Bodens geopfert hätte.

Der Fluss macht im ganzen einen düsteren Eindruck, ist aber hochromantisch und trägt das Gepräge einer voll entwickelten Tropennatur. Vielfach bildet er kleine Seen, die, von mächtigem Schilf und Bambus umgeben, ein Eldorado für Wasservögel und Alligatoren sind. Hier am Manuripi habe ich Waldriesen gesehen, die zu den höchsten und stärksten gehören, die mir jemals vorgekommen sind; unzählige Lianen und Schlingpflanzen verbinden ihre mächtigen Arme mit dem stillen Wasser und ermöglichen unzähligen Käfern den Aufstieg. Sehr zahlreich war die Tierwelt vertreten. Ich sah viele Ottern, prachtvolle Reiher und auch enorme Krokodile. Zum Mittagessen angelten wir in kurzer Zeit eine Anzahl der schon bekannten schmackhaften Palometa.

Geräuschlos schoss unser Einbaum dahin, bis die Nacht ihre Schatten über uns senkte und die Mannschaft sich mit zufriedenen Gesichtern um das Feuer vereinigte. Harmlos wie die Kinder leben diese Menschen, fern von dem Gewühl der in Nervosität und Genusssucht sich verzehrenden weissen Rasse. Die Natur gibt alles, was der Mensch zum Leben nötig hat, und was er nicht kennt, entbehrt er nicht. Das höchste Gut, wonach die Menschen streben, das wird auch dem Indianer in diesen entzückenden Weltgegenden zuteil — die Liebe zu Weib und Kind! — Oft beschäftigten mich solche Gedanken angesichts der erhabenen Natur; ich fühlte mit diesen Leuten und begriff ihre Sorglosigkeit, ihren stets guten Humor und ihre Liebe zur Freiheit. Wer einmal das Glück gehabt hat, in solchen Gegenden die Sonne sinken, den Horizont sich über dieser Baum- und Blütenpracht röten, den Mond aufgehen zu sehen, der wünscht sich, wie ich als Potsdamer Kind, nur noch den lieben Klang des heimatlichen Glockenspiels der Garnisonkirche: »Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren« hinzu, um vollkommen zufrieden zu sein.

Digitized by Google

Inzwischen hatte sich ein eisiger Südwind eingestellt, der mich aber nicht abhielt, mein gewohntes Frühbad zu nehmen. Diesmal jedoch wollte sich die Körperwärme gar nicht wieder einstellen; mich fror entsetzlich. Dessenungeachtet kletterte ich in die Canoa und setzte die Reise fort. Gegen Mittag musste ich jedoch anlegen und mein Feldbett im Walde aufstellen lassen. Während die Indianer an einem grossen Feuer in der Nähe kochten, kroch ich unter meine wollenen Decken, die Wendung des Fiebers vom Frost zur Hitze erwartend, denn eine tüchtige Malaria war im Anzuge.

Plötzlich schwieg die Mannschaft, und ich hörte in geringer Entfernung ein dumpfes Knurren. — »Es un tigre«, hörte ich sagen. Da hielts mich nicht mehr im Bett, und wenige Augenblicke später war ich mit einem der Indianer im Dickicht verschwunden. In atemloser Spannung rückten wir Schritt für Schritt vorwärts. Das Geknurr entfernte sich, und wir folgten. Es war kein Mutún, der ein ähnliches Geräusch von sich gibt. Nun fing ich an zu transpirieren und konnte kaum aus den Augen sehen. Wir waren inzwischen dem Geräusch ziemlich nahe gekommen; ich revidierte meine Büchse und glaubte jeden Augenblick das bunte Fell des Jaguars zu erblicken. Wir befanden uns am Rande eines schmalen Tümpels, über welchen ein dicker Ast lag, den ich als Steg benutzte. Kaum hatte ich einige Schritte getan, als der Ast krachend unter mir zusammenbrach, worauf das Knurren verstummte. Die Lage war unangenehm, denn nun hatte ich obenein noch nasse Füsse. Ich suchte trotzdem weiter, konnte das Tier aber nicht zu Gesicht bekommen, und so kehrten wir unverrichteter Sache um. Hätte ich mit meinen zitternden Fingern einen Fehlschuss getan, so wäre die Jagdpartie vielleicht schlecht abgelaufen. Also besser so — und vorwärts!

Am übernächsten Tage, nach einer recht trübseligen Fahrt, erreichte ich mein Ziel, eine kleine Baracke, von welcher ein Weg zu einer andern, Namens Camacho, an den Madre de Dios führte. Zufällig war der Besitzer selbst mit einigen Maultieren dort, so dass ich nach eintägigem Aufenthalt in dessen Begleitung nach Camacho reiten konnte. Verschiedene Male wurde mir auf dem Tiere alles schwarz vor Augen, und ich glitt rückwärts hinunter, zum Glück, ohne weiteren Schaden zu nehmen. Sofort nach erfolgter Ankunft brach das Fieber mit aller Heftigkeit los. Innerhalb 24 Stunden ging ich am Stock und gekrümmt wie ein Greis. Nichts wollte helfen — das Fieber stieg über 41 Grad. Da bekam ich Durst auf Wein, welchen mir der Besitzer, Don Manuel Cardenas, in Gestalt einer Flasche Moselwein schleunigst brachte. Obgleich mir schon beim Ansetzen des Glases der Mut sank, leerte ich mit kurzen Unterbrechungen die ganze Flasche. Bald darauf trat heftiges Erbrechen ein, und am nächsten Morgen, es klingt fast unglaublich, sass ich als Steuermann in einer Canoa und machte mit vier Indianern einen Abstecher flussaufwärts nach der Baracke

Digitized by Google

Carmen, eine Tagestour. Die Flasche Mosel mit ihren Folgen war ein Radikalmittel gewesen. — Der alte Cardenas ist inzwischen gestorben. Er war ein Original. So oft ich zu ihm kam, wurde des Guten fast zu viel getan. Er war ein grosser Freund der Deutschen, und besonders liebte er den alten Kaiser Wilhelm I., auf dessen Andenken viele Male angestossen wurde.

Hier in Carmen fand ich eine grössere Anzahl von Guarayos-Indianern, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, welche von einer Expedition in der bereits beschriebenen Weise nach der Baracke gebracht worden waren.

Guarayos in der Baracke Carmen

Von den Männern lebten nur noch einige, die aber auch schon dem Tode verfallen waren. Die Leute hocken sich in eine Ecke, stecken den Kopf zwischen die Knie, verweigern jede Annahme von Nahrungsmitteln und sterben so freiwillig den Hungertod. Die Frauen folgten vielfach dem Beispiel der Männer. Die Leichen der Gestorbenen wurden von den Kindern beseitigt. Ich sah im Augenblicke meiner Ankunft, wie zwei kleine Burschen von fünf bis sechs Jahren eine Frauenleiche an den Haaren herbeischleppten und sie am Ufer liegen liessen, so dass das Wasser den Körper gerade bespülte, ohne ihn wegzuschwemmen. Auf den Befehl, die Leiche gründlicher zu beseitigen, bestiegen sie eine Canoa und schleppten die Frau an den Haaren bis in die Mitte des Flusses. Hier nahm einer von ihnen

Digitized by Google

sein Ruder und stiess damit den Körper in die Tiefe, während die übrigen vom Ufer aus zusahen. Unter den Kindern befand sich ein bildhübsches kleines Mädchen, welches, nebst seiner abschreckend hässlichen Mutter, in den Besitz eines Maschinisten nach Riveralta überging. Im Moment der Abfahrt verabschiedete sich die Alte von ihren Stammesgenossen, indem sie ihnen den Rücken drehte und einen Gruss ausführte, den ich hier nicht wiedergeben kann. Von den Pacaguaras wird erzählt, dass sie ihre Toten einige Tage ins Wasser legen und dann das Skelett auf die peinlichste Weise vom Fleische säubern. Das Fleisch wird verbrannt, während sie das Skelett unter feierlicher Zeremonie begraben. Eine bei den Indianern, auch den schon bei Europäern in Diensten stehenden, verbreitete hässliche Sitte ist das Essen von Lehm, eine Angewohnheit, die man ihnen nicht aberziehen kann und die zu ihrem sicheren baldigen Tode führt. Ich habe des öfteren Leute deshalb vergebens auspeitschen sehen. Man nennt diese Leute Cometierras (Erdfresser).

Von Carmen aus fuhr ich dann flussabwärts nach Riveralta, das ich in sechs Tagen erreichte. Hier wurde ich von allen meinen Bekannten als ein von den Toten Auferstandener begrüsst, denn man hatte mich längst totgesagt.

Nun aber kehrte das Fieber zurück und trat von jetzt ab täglich auf, so dass meine Kräfte sehr mitgenommen wurden. Dies hielt mich jedoch nicht ab, einem schon auf der Reise gefassten Plan, über den oberen Madre de Dios nach Peru bezw. dem Ucayali zu gelangen, näher zu treten. Man hoffte über den gesunden, ebenfalls schiffbaren Ucayali eine andere und bessere Route nach Bolivien zu finden. Nachdem sämtliche Angelegenheiten geordnet und unser Projekt gründlich besprochen war, trat ich schon am 27. August, also nach nur zehn Tagen Ruhepause, meine Expedition nach dem Alto Madre de Dios an, wenn auch noch krank, aber mit Zuversicht und gutem Humor.

Digitized by Google

X. KAPITEL.

Ich fuhr mit dem Besitzer der Baracke Esperanza, Don Nicolas Suarez, mit dem ich sehr befreundet war, in dessen Heckraddampfer »Esperanza«. Der Dampfer war 20 m lang, zirka $3^1/_2$ m breit, ein Flachboot mit zirka 50 cm Tiefgang, ohne Kabinen und mit einem vom Heck bis mittschiffs reichenden Oberdeck, auf welchem sich das Steuer befand. Er war in seinem Bau aller Voraussicht nach geeignet, um den Fluss auch in der trockenen Zeit in seinem obersten Teile zu befahren. Da wir eine Expedition in noch unbekannte Gegenden unternahmen, in denen besonders viele Guarayos lebten, so hielten wir es für sicherer, eine vermehrte Mannschaft mitzunehmen. Es wurden daher zwanzig der besten Leute, die sämtlich gute Schützen waren, gewählt; jeder empfing eine Winchester Büchse mit hinreichendem Kugelvorrat und eine Machete. Wir rüsteten den Dampfer mit Lebensmitteln, einer Apotheke und sonstigen Notwendigkeiten so gut als möglich aus. In einem Boot (Montaria), welches der Dampfer schleppte, hatten wir sogar eine Kuh verladen, die als Schlachtvieh später unsern frischen Fleischvorrat ergänzen sollte.

In den ersten vierzehn Tagen, während welcher wir den unteren Madre de Dios hinauffuhren, boten sich uns keine bemerkenswerten Erlebnisse. Wir legten in Camacho, in Carmen und andern Baracken an; die Moskitos taten nachts ihre Schuldigkeit, während uns die Mariguis am Tage unterhielten. Wir fuhren im Durchschnitt von früh 6 bis nachmittags 6 Uhr. Vom Moment der Abfahrt sass ich während des ganzen Tages bis zur Ankunft mit Kompass und Fernglas, genau den Flusslauf nach ersterem notierend. Leider gingen diese Aufzeichnungen bei dem später erfolgten Schiffbruche eines andern Dampfers verloren. In Camacho wurde die Kuh geschlachtet, deren Fleisch wir in möglichst dünne und grosse Scheiben (Fladen möchte ich sagen) zerschneiden und einsalzen liessen; dann wurde dasselbe in Kisten verpackt und auf die losen Deckel schwere

Digitized by Google

Gewichte gelegt. Auf diese Weise liess sich das Fleisch acht Tage lang frisch erhalten. Wir hatten eine Anzahl leerer Oel-Gallonen und Blei mitgenommen, um im Notfalle Bojen zu werfen.

Langsam näherten wir uns nun der vollkommenen Wildnis und somit dem interessanteren Teile unserer Reise. Zunächst begann der Fluss an und für sich Schwierigkeiten zu machen, auf die wir jedoch vollkommen vorbereitet waren. Der Madre de Dios weist in seinem oberen Laufe vielfach grössere Inseln auf, welche den Hauptarm teilen und zu deren Seiten der Wasserstand weniger hoch ist. Der Boden ist steinig, stellenweise sogar felsig, was auch im unteren Laufe der Fall ist, so dass der Dampfer Gefahr läuft, leck zu werden. Wir gebrauchten daher beim Passieren solcher Inseln fleissig das Senkblei und loteten.

Eines Tages gewahrten wir gerade in der Nähe einer Insel eine Truppe von Marimonos in den Baumen auf dem Festlande. Natürlich war die Mannschaft sehr interessiert, selbst der Steuermann vergass seines Amtes und beobachtete die Affen, statt den Kurs im Auge zu behalten. Während der Befehl gegeben wurde, ein Boot mit den besten Schützen ans Land zu schicken, befand sich der Dampfer noch in voller Fahrt, und zwar, ohne dass es bemerkt wurde, in direkter Richtung auf einen aus dem Wasser ragenden Felsen. Plötzlich, wie aus einem Munde, schrie alles durcheinander: »Piedras, Piedras!« (Steine). Allein zu spät; im nächsten Augenblick, trotzdem die Maschine schon voll rückwärts arbeitete, erfolgte der Krach. Da das Schiff am Felsen abglitt, konnten wir ohne Zeitverlust gleich »Vorwärts« geben und suchten schleunigst die glücklicherweise vorhandene sandige Playa anzulaufen. Nach zwei Tagen war der Schaden repariert; indes hatte mein Freund Suarez den Mut verloren und wollte durchaus umkehren, in welchem Falle ich die Reise per Boot mit zehn Mann allein fortgesetzt haben würde. Nach vielen Vorstellungen gelang es mir indessen, ihn zur Weiterreise zu bewegen.

Inzwischen hatten wir fleissig gejagt und reichlichen Vorrat von frischem Fleisch. Die säuberlich abgehäuteten Affen schwebten gar zu menschenähnlich am Dache zu beiden Seiten der Küche, so dass dieser Raum einer schreckenerregenden Galgenstätte glich. Unser Maschinist ass die Finger besonders gern, ebenso den Schädel und die Weste (el chaleco), d. h. die Fettschicht auf der Brust.

Die Hindernisse sollten nun aber erst beginnen; täglich gab es neue Enttäuschungen. Namentlich beim Passieren der Inseln gab es immer etwas zu erleben. Wir näherten uns auch schon der Kordillere und sahen am Horizont die ersten Ausläufer derselben. Natürlich wurde das Gefälle des Flusses bedeutend stärker und die Fahrgeschwindigkeit viel geringer. Besonders wenn eine Insel den Fluss in zwei Arme teilte, mussten wir gegen den heftigsten Strom bergauf fahren; war einmal der Höhepunkt

Digitized by Google

überwunden, so hatten wir gewöhnlich stilles Fahrwasser und fuhren mit grösserer Geschwindigkeit. Aber hierin lag eben die Hauptgefahr.

Stets legten wir an, bevor wir überhaupt den Versuch machten, bemannten die Montaria und suchten den Kanal und die Stelle, wo wir eventuell passieren konnten. Während dieser Vorsichtsmassregeln trieb der Maschinist den Dampf hoch und hielt sogar noch Ueberdruck. Das Boot wurde zunächst ans Land gezogen und oberhalb der kritischen Stelle angebunden. Sodann kam die ganze Mannschaft bis auf zwei Mann wieder an Bord, ein jeder mit einer dicken und langen Stange zum Stossen versehen. Endlich waren wir soweit, und voll Spannung fuhren wir ab. Zuerst ging es schnell vorwärts, aber je mehr wir uns dem Höhepunkt näherten, um so langsamer fuhren wir; endlich waren wir da, die Maschine arbeitete mit vollem Dampf, so dass das Schiff vor Anstrengung zitterte, jeder einzelne griff zur Stange, aber trotz aller Mühe bewegten wir uns nicht von der Stelle. Schliesslich liess der Dampf nach, und mit erschöpften Kräften sahen wir uns rückwärts treiben. Wieder wurde angelegt, wieder der Dampf hochgebracht, jeder versprach, Uebermenschliches zu leisten, alles wurde durch einen Schluck gekräftigt, und wir versuchten unser Heil von neuem. Hierbei wurde natürlich viel kostbare Zeit versäumt, abgesehen von dem Heizmaterial, welches so unnütz vergeudet wurde. Mit neuer Hoffnung gingen wir an die Arbeit, umsonst, auch diesmal mussten wir zurück. Inzwischen war es spät geworden und ein dritter Versuch daher nicht mehr ratsam. Der Abend verging in trostloser Unterhaltung über den schwierigen Fall.

Aber der nächste Tag brachte neue Hoffnung, und diesmal beschlossen wir, es auf der andern Seite zu versuchen, nachdem wir diese tags zuvor schon mit dem Boote revidiert hatten. Hier war die Gefahr noch grösser, da im Falle des Zurücktreibens der Dampfer leicht auf Felsen und Baumpfähle auflaufen konnte. Verhängnisvoll können bei solchen Manövern die sogenannten Tumbos werden. Stellt man sich mit dem Gesicht flussabwärts, vor die den Fluss teilende Insel, so sieht man, wie die Kraft des Stromes nicht direkt die Ufer bespült, sondern bogenförmig ausbricht. Es sieht aus, als wäre an dieser Stelle, also zu beiden Seiten der Insel, der Boden zwischen dem Ufer und der eigentlichen Wassermenge ausgehöhlt; dieser also ausgehöhlte Teil wird mit dem Ausdruck »Tumbo« bezeichnet. Es läuft darüber nur wenig Wasser, welches aber viel Steine und Geröll mit sich führt und Kraft genug hat, um einen Menschen umzuwerfen.

Der Tag brach an, und alle Vorbereitungen wurden getroffen. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde eingeschlossen, denn was einmal über Bord geht, das sieht man nicht wieder, da der Strom es zu schnell entführt. Wir fuhren wieder bis unterhalb der gefürchteten Stelle und machten den nötigen Dampf auf. Atemlos harrten wir des

Digitized by Google

Erfolges und schauten ängstlich auf den Manometer. Jedoch schon bei der Abfahrt drängten sich die Wassermassen zwischen Land und Schiff und drückten das letztere quer über einen unter Wasser ruhenden Felsen in den Fluss, gerade auf den Tumbo los. Wir gaben schon alles verloren, aber bei dem Kommando »Volldampf« bekam das Schiff wieder Richtung stromaufwärts, allerdings auf dem Rande des Tumbos. Hier stand es still und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Jeden Augenblick musste die Katastrophe erfolgen. »Alle Mann an die Stangen!« hiess es, mit Verzweiflung arbeiteten wir, und die Maschine vibrierte; da endlich, mit einem Male ein Freudengeschrei: »Wir fahren, wir fahren!« und wirklich, wir hatten den Höhepunkt erklommen. Sofort griff ich zur Flasche und belohnte die ganze Mannschaft, während ich für uns nach der ausgestandenen Todesangst einen kunstvollen Cock-tail braute.

Schon am Abend des gleichen Tages standen wir vor derselben Aufgabe. Sie wurde indessen diesmal auf eine andere Weise gelöst, da uns hier die Natur zu Hilfe kam. Die Sachlage war genau dieselbe, unsere Versuche, hinauf zu kommen, erwiesen sich wieder als fruchtlos. Die Fortsetzung unserer Reise war in Frage gestellt, denn auch die andere Seite der Insel liess sich mit Dampf nicht nehmen. Wir blieben also auf der zu Anfang gewählten linken Seite der Insel und begannen auf folgende Weise zu manövrieren: die Natur hatte mitten im Flusse, an der denkbar günstigsten Stelle einen enormen Baumstamm eingerammt, der uns zum Retter werden sollte. Nachdem mit Hilfe unseres Bootes genau der Grund ausgelotet worden war, wir also gewiss waren, genügend Fahrwasser zu haben, verbanden wir sämtliche Taue und Ketten, die sich an Bord befanden, rollten dieselben im Boot auf, und schickten es mit vollzähliger Mannschaft hinauf, um ein Ende an dem Baumstamm zu befestigen. Dies war keineswegs leicht auszuführen, denn, einmal im Strome, reichte selbst die 14 Köpfe zählende Mannschaft nicht aus, um das Boot gegen die Strömung zu halten. Es war daher erforderlich, dicht am Lande bedeutend höher hinauf zu fahren und genau zu berechnen, ob man, sobald der Strom das Boot erfasste, noch bis an den Pfahl rudern konnte. An der Spitze des Bootes stand ein guter Lassowerfer, und dieser lassierte den Baumstamm in dem Moment, in dem das Boot vorbeischoss. Es gelang beim dritten Male.

Das Ende des Lassos war gut am Boot befestigt, so dass es nun möglich war, mit Aufbietung aller Kräfte das Boot an den Baumstamm zu bringen und das Ende der vereinigten Taue daran zu befestigen. Das Boot mit den noch aufgerollten Tauen hatte dort zu verbleiben, bis der Dampfer, natürlich unter vollem Dampf, an die Stelle kam, welche er nicht überwinden konnte, und mit der Dampfpfeife eine Signal gab. Darauf liessen die Leute das Boot los und schossen pfeilschnell an uns heran. Bei dieser Gelegenheit

9*

Digitized by Google

stürzte beinahe ein Mann über Bord, da er zwischen Bootkante und Tau gequetscht wurde. An ein langsames Herunterlassen ist natürlich nicht zu denken, da der rasende Strom sich sofort des Bootes bemächtigt. Es gelang, glücklich das Ende der Kette an Bord zu bringen und es um die Winde am Vorderteil zu legen; zwei Mann gingen nun mit dem Boot flussabwärts in ruhiges Wasser, während die ganze andere Mannschaft, auch wir, unsere Kräfte aufboten und halfen. Alles musste natürlich das Werk eines Augenblicks sein, damit der Dampf nicht etwa nachliess. Noch ein kräftiges »Fuerza, muchachos!« (Kraft, Jungens!) und wir waren abermals oben. Dieser eine Schritt kostete mit all seinen Vorbereitungen und Umständen einen ganzen Tag. Auf diese Weise reist man in südamerikanischen Flüssen. Sollte der eine oder der andere Leser einmal in die gleiche Lage kommen, so soll es mich freuen, ihm durch meine Erfahrungen einen Wink zur Selbsthilfe gegeben zu haben.

Ein anderes Mal hatten wir eine Cachuela (Stromschnelle) zu passieren, die auch recht verhängnisvoll hätte werden können. Schon von weitem sahen wir das Wasser gegen die Felsen aufspritzen und vermuteten eine böse Stelle. Wir legten deshalb rechtzeitig unterhalb an und schickten wieder unser Boot zur Rekognoszierung aus. Die Nachrichten, welche die Mannschaft zurückbrachte, lauteten wenig ermutigend, aber nachdem wir so viele Hindernisse siegreich überwunden hatten, wäre es doch zu fatal gewesen, wieder umkehren zu müssen.

Wir suchten den Kanal genau ab und versuchten dann unter vollem Dampf unser Glück. Plötzlich, am kritischsten Punkte, bekam der Dampfer von einer Welle einen Stoss, dass er fast umschlug; man vergesse nicht, dass der Dampfer ein vollkommenes Flachboot war. Unwillkürlich fasste jeder zu, um sich fest zu halten, es war auch wirklich ein unangenehmer Moment, aber mit einem lauten »Viktoria!« kamen wir darüber hinweg. Infolgedessen taufte ich die bis dahin namenlose Stromschnelle »Viktoria«. Ob der Name weitergeführt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Kurz hinter diesem Hindernis sahen wir plötzlich eine Canoa mit Wilden, die mit aller Gewalt ruderten, um das Land zu erreichen. Gewiss glaubten sie, der leibhaftige Teufel komme, denn einen Dampfer hatten sie noch nie gesehen. Zum Spass zog ich noch kräftig die Dampfpfeife. Ich ruderte in unserm Boot an das Ufer, um die Canoa in Augenschein zu nehmen, fand aber nichts mehr vor, die Wilden waren wie die Hasen im Dickicht verschwunden. Wir setzten von nun ab unsere Reise ungestörter fort und erreichten bald den Inambari.

Der Inambari bildet angeblich die Grenze zwischen Peru und Bolivien, wenigstens behaupten das die Bolivianer, wenn auch die Peruaner anderer Meinung sind. Zur Stunde sind sich die drei Republiken Bolivien, Peru und Brasilien selbst noch nicht einig über die Grenzen ihres Hinterlandes.

Digitized by Google

Am Inambari machten wir Halt und studierten die unmittelbare Umgegend. Zunächst suchten wir, natürlich gut bewaffnet, zu Fuss die Gegend nach Gummibäumen ab, fanden aber nichts, sodann unternahmen wir eine Fahrt stromaufwärts, die ebenfalls resultatlos verlief. Soviel gewahrten wir, dass der Fluss auch grosse Schwierigkeiten bietet und in der damaligen Jahreszeit, also Mitte Oktober, für einen Dampfer überhaupt nicht passierbar ist. Er hat viele Palisadas und steinigen resp. felsigen Grund. Am Ufer präsentierte sich ein mächtiger Jaguar, den wir aber leider nicht zur Strecke brachten.

Sehr gern hätte ich ein Renkontre mit den Guarayos erlebt, aber leider hielten sich diese in respektvoller Entfernung. In der Nacht liess ich sogar einige eigens für den Zweck mitgebrachte Raketen steigen, um den Wilden unsere Anwesenheit zu signalisieren, aber auch das half nichts. Wollten wir, wie gewöhnlich, eine ungestörte Nacht verbringen, so banden wir selbst den Hähnen die Beine zusammen, um sie am krähen zu verhindern.

An einem Morgen, als Holz geschlagen werden sollte, benutzte ich die Gelegenheit, um mit dem ersten Maschinisten in den Wald zu gehen und einige Affen zu schiessen. Es hatte während der Nacht heftig geregnet, so dass der Boden recht feucht war und die Fährten der verschiedensten Wildgattungen sich markierten. Wir pirschten einige Zeit, ohne jedoch ein Resultat zu erzielen, als ich plötzlich eine ganz frische Spur bemerkte, die zweifelsohne von einem Wilden herrührte, und zwar von einem Mashgo-Indianer, wie ich später erfuhr, ein sehr gefürchteter Stamm; denn aus dem Gebiete der Guarayos waren wir hinaus. Wir untersuchten schleunigst noch einmal unsere Büchsen und wanderten vorwärts. Plötzlich standen wir vor einem kleinen ausgehauenen Plätzchen, auf welchem noch Feuer rauchte. Der Maschinist riet zum Umkehren; mir blieb nichts übrig, als ihm zu folgen, wenn ich nicht allein bleiben wollte, und mit den Augen auf dem Rücken empfahlen wir uns. Es wäre auch eine Unklugheit gewesen, zu zweien einen Strauss zu wagen.

Erwähnen will ich noch, dass der Fluss, je mehr wir uns der Kordillere näherten, desto romantischer und schöner wurde. Es zeigten sich die prachtvollsten Bergpartien. Das Ufer des Madre de Dios hob sich steil empor und bildete häufig zu beiden Seiten hohe, kahle Felswände von rötlicher Färbung, während oben noch der üppigste Urwald stand. In diesen Regionen sah ich ganze Wälder von Königspalmen, die sich prächtig von dem sonst eintönigen Grün abhoben.

Jeder Tag brachte neue Bilder und Naturschönheiten mit sich. Ein interessantes Arbeitsfeld wäre diese Gegend für einen Botaniker, denn ich bemerkte, dass die Flora sich gegen das Tiefland bedeutend verändert hatte. Ich sah Bäume, Vögel und Schmetterlinge, die mir ganz neu waren.

Digitized by Google

Unliebsam wurden wir eines Nachts aus dem Schlafe geweckt durch einen sogenannten »Turbion«. Wir hatten am Abend an einem sandigen Ufer angelegt und den Dampfer mittels Tauen an eigens zu dem Zwecke von uns eingerammten Pfählen angebunden, aber unvorsichtigerweise unterlassen, den Anker mit an Land zu bringen. Um Mitternacht bemerkten wir plötzlich, dass sich der Dampfer bewegte, und vernahmen ein eigentümliches Rauschen des Wassers und Knarren der Taue. Nachts wurde natürlich nie Feuer im Kessel unterhalten, so dass wir keinen Dampf hatten. Im Nu war alles auf den Beinen, und wir wurden gewahr, dass wir nicht mehr, wie am Abend, am Lande lagen, sondern fast im Strom. Der Fluss war also innerhalb weniger Stunden um vier Fuss gestiegen und hatte das Land überschwemmt. Das nennt man einen Turbion. Die Gefahr besteht darin, dass der plötzlich steigende Strom die eingerammten Pfähle unterspült und den Dampfer mit seinen schlafenden Gästen in die bereits bekannten Palisadas oder Felsen hineintreibt. Wir bemerkten glücklicherweise die Gefahr rechtzeitig und liessen sofort Dampf aufmachen.

So schnell das Wasser gestiegen ist, fast eben so schnell fällt es auch wieder. Bei Gelegenheit anderer Reisen habe ich beobachtet, dass ich, stromabwärts fahrend, plötzlich mit dem kommenden Turbion fuhr; später aber sah ich weiter unten, dass der Fluss noch nicht gestiegen war, was sich daraus erklärte, dass der Dampfer schneller gefahren war, als der Turbion den Fluss herunter kam.

Ein anderes Mal erinnere ich mich, dass ich, den Madre de Dios hinauffahrend, einen andern Dampfer vollkommen auf dem Trockenen liegen sah. Der Fluss lief einige 30 Meter entfernt vom Dampfer. Der Kapitän hatte des Abends angelegt und nicht gelotet, infolgedessen nicht bemerkt, dass sein Schiff auf niedrigem Wasserstande lag. Ueber Nacht war der Fluss plötzlich enorm gefallen und das Schiff lag zum nicht geringen Erstaunen der erwachenden Mannschaft in einer trockenen Sandwüste. Es handelte sich hier sogar um eine äusserst eilige Reise, da es galt, Lebensmittel den Fluss hinaufzubringen. Volle elf Tage hatte der Kapitän Musse, seinen Dampfer trockenen Fusses zu umkreisen. Gewiss eine Geduldsprobe seltener Art! An Bord war man auf eine längere Reise nicht vorbereitet, so dass es den Aermsten an allem mangelte; sie hatten nicht einmal genügend Munition zum Jagen. Wie ein Gott wurde ich begrüsst; zum Glück konnte ich den armen Teufeln wenigstens ihre Hungerqualen etwas mildern. Am unangenehmsten empfanden sie den Mangel an Salz, es ist dies in der Tat eine schwere Entbehrung, wie ich aus eigener Erfahrung weiss.

Am 1. Oktober früh morgens verliessen wir den Madre de Dios und fuhren triumphierend in den Manu ein. Dieser Fluss bietet weniger

Digitized by Google

Interessantes, da seine Ufer flach und reizlos sind; erst im oberen Laufe nach etwa achttägiger Fahrt wurde er stellenweise sehr schön, da er sich durch hohe, eng bewachsene Felsenpartien hindurchpresste. Hier waren auch schon viele Baracken von Kautschukarbeitern, welch letztere aber fast ohne Ausnahme ein recht trauriges Dasein führten. Es waren Peruaner, die dort ihr Leben fristeten und in ihren Diensten stehende Campasindianer. Wie ich später aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, sind die dort arbeitenden Peruaner und Campas von den erwähnten Mashgosindianern sämtlich ermordet worden, so dass z. Z. keine Baracken mehr dort existieren.

Am achten Tage unserer Fahrt im Manu hatten wir plötzlich beim Passieren einer sehr dichten Palisada mit unserer »Esperanza« abermals Unglück. Wir befanden uns mitten in einer zufällig offen gebliebenen Fahrstrasse in der Palisada, als der Maschinist in der besten Absicht, aber ohne dazu Befehl erhalten zu haben, plötzlich den Dampf geringer stellte und dadurch die Fahrgeschwindigkeit verminderte. Da der Steuermann oben davon keine Ahnung hatte, erfasste im selben Moment der Strom den Dampfer und drängte ihn im Umsehen in die Palisada hinein, wobei die Räder hinten wie Streichhölzer wegknackten. Nun war es mit unserer Dampfschiffahrt wirklich zu Ende. Hierbei bewies sich unsere indianische Mannschaft als recht tapfer, denn schon im nächsten Moment schwangen sich einige, mit Leinen versehen, über Bord und schwammen wie Fische an einen grossen Baumstamm heran, an welchem sie blitzschnell ihre Lassos, deren Ende mit dem Dampfer verbunden war, befestigten. Auf diese Weise wurde verhütet, dass der Dampfer noch schwerere Havarien erlitt. Der Maschinist hatte nun verschiedene Tage zu tun, um die Räder wieder einigermassen herzustellen, und fuhr dann mit der Mannschaft unter dem Befehl eines eigens für die Rückfahrt bestimmten Kommandanten zurück.

Schon am nächsten Morgen rüsteten wir unser Boot aus, bedeckten das Hinterteil mit einem Dach aus Palmenblättern und nahmen etwa sechs lebende Hühner, Konserven und, zum nicht geringen Leidwesen des Kommandanten und Maschinisten, die letzten Flaschen Cognac mit.

Beim schönsten Wetter fuhren wir dann mit vier Ruderern und einem Jungen zur Bedienung fort. Am Steuer lösten wir einander gegenseitig ab. Gegen 6 Uhr abends legten wir an, kochten, stellten unser Zelt auf und begaben uns zur Ruhe. Das ging so verschiedene Tage ohne Zwischenfall. Eines Morgens, wohl gegen 2 Uhr, weckte mich plötzlich mein Begleiter Suarez und fragte: »Hören Sie etwas?« Ein orkanartiger Sturm fegte heran; nur noch wenige Augenblicke und er musste da sein. Die Nacht war sehr heiss gewesen, so dass wir selbst die wollenen Decken abgeworfen hatten. Im nächsten Moment rüttelte ein

Digitized by Google

eisiger Südwind an unserm Zelt, noch ein Ruck und es brach über uns zusammen. Mein Moskitonetz flatterte bereits wie eine Fahne im Winde, während ich noch schlaftrunken auf meinem Bette sass und in die finstere Nacht starrte. Die Decken kollerten über den Sand, ebenso einige andere Gegenstände, in welchen ich meine Kleidungstücke erkannte. Noch ein Stoss und der Regen brach los. Wohin flüchten! Ueberall war es nass und wurde es nass. Es war eine verzweifelte Situation. Wir suchten schliesslich unter einer mitleidigen Falte unseres umgestülpten Zeltes Schutz, während unsere Betten und andern Besitztümer im Regen umherschwammen. Zum Ueberfluss hatte der Sturm noch alles versandet. Waren die Mashgos oder irgend welche andere Wilde gekommen, sie hätten gewiss ein leichtes Spiel mit uns gehabt, denn aller Mut war uns vergangen. Endlich, endlich brach der Tag an. Ach, wie sah es da aus! Alles durchnässt oder versandet. Unsere Indianer kicherten unter ihren Decken. Diese Naturkinder schliefen natürlich nicht wie wir unter einem Zelt, sondern auf Palmblättern, auf die sie eine einfache Decke und einen Plan legten. Alle fünf waren zusammengerückt, wobei die beiden äusseren die Enden des Planes unter sich geschoben hatten. Auf diese Weise lagen sie trocken und amüsierten sich über unsere langen Gesichter. Zum Glück blieben wir beide, trotz der eisigen Dusche, gesund und setzten unsere Reise vergnügt fort.

Am oberen Manu fanden wir Pirosindianer, von deren Geschicklichkeit in der Handhabung ihrer Canoas wir schon viel gehört hatten. Besondere unterscheidende Merkmale konnte ich an den Piros nicht entdecken; doch weiss ich, dass dieser Stamm sich sehr gegen die andern abschliesst und von ihnen respektiert wird. Zur Gummiarbeit lässt sich dieser Indianer nicht herbei; er ist nur für Jagd, Fischerei und Schiffahrt zu gebrauchen und hat infolge der letzteren Eigenschaft auch einen hohen Wert. Er beherrscht seine Canoa und den Fluss mit staunenswerter Sicherheit, so dass man sich diesen Leuten auf derartigen Reisen unbedingt anvertrauen kann. Wir erreichten nach im ganzen zehntägiger Fahrt die Mündung des Flüsschens Casbajal, welchen wir hinauffahren mussten, um nach dem sogenannten Baradero zu kommen. Der Baradero war ein Punkt, von dem aus wir fünf Leguas durch den Urwald zu gehen hatten, um in einen andern Waldbach, Serjali, zu gelangen, der später in den Mishagua führt, welch letzterer in den Urubamba mündet.

Zur Reise auf dem Casbajal, welcher unendlich viel Windungen macht und sehr schmal ist, benutzten wir mehrere Canoas. Wir fuhren mit Piros, welche uns in einer Baracke zur Begleitung mitgegeben wurden.

Die Reise auf dem Serjali dauerte von morgens 6 bis um 1 Uhr Nachts des nächsten Tages und verlief ohne jede Störung, nur dass wir während des Frühstücks derartig von kleinen Fliegen geplagt wurden, wie ich es

Digitized by Google

auf meinen vielen Reisen nicht wieder erlebt habe. Eine ähnliche Fliegenplage gab es auch auf meiner Reise vom Acre nach dem Tahuamanu, sie war aber mit dieser gar nicht zu vergleichen. Eigentümlicherweise bin ich dieser Erscheinung nur selten und in gewissen Distrikten begegnet. Wir übernachteten am Casbajal und marschierten am nächsten Morgen quer durch den Wald auf schlechtem Pfade bergauf und ab nach dem Flüsschen Serjali. Der Marsch dauerte nur vier und eine halbe Stunde, in welcher Zeit 5 Leguas zurückgelegt wurden. Der Weg vom Acre nach dem Madre de Dios, welcher 40 Leguas betrug, fiel mir nicht so schwer, wie diese kurze Strecke.

Der Casbajal ist eigentlich kaum ein Flüsschen zu nennen, da er sehr wenig Wasser hat und schmal ist, ebenso gleicht der Serjali eher einem Bache. Bei unserer Ankunft am Casbajal lernten wir den Besitzer der verschiedenen Baracken am Manu kennen, Don Carlos Fermin Fizcarrald, mit dem wir von hier aus nach seiner Hauptbaracke am Zusammenfluss des Mishagua mit dem Urubamba zu reisen beschlossen. Wir blieben in der Nähe des Casbajal, schlugen an den wildromantischen, mit kolossalem Urwald bewachsenen Ufern unser Lager auf und ruhten uns zwei Tage von den überstandenen Strapazen aus. Wenn auch das Bett im Urwald steht, so erholt man sich doch, der Wald ist dann eben Wohnzimmer und gute Stube zu gleicher Zeit. Der Mensch gewöhnt sich so an dieses Leben, dass er allmählich in seinen Urzustand zurückfällt. Ein herrliches Gefühl ist es, wenn man des Morgens aufwacht und, ohne ein Glied zu rühren, durch die Bäume in den blauen Himmel sieht und die fröhlichen Sänger vom Kopfkissen aus beobachten kann. Das Fieber, welches ich aus dem Acre mitgebracht hatte, verliess mich erst am oberen Madre de Dios, nachdem ich zu einer einmaligen enormen Dosis Chinin gegriffen hatte. Ich nahm eine Handfläche voll in Kaffee.

Endlich fuhren wir in drei Canoas den engen Casbajal hinunter. Während der Fahrt produzierten sich die Pirosindianer im Fischfang und vertauschten, gewöhnlich kurz vor dem Frühstück, das Ruder mit Pfeil und Bogen. Schon die Sicherheit, mit welcher sie die Fische von weitem erkannten, erregte meine Aufmerksamkeit; der hinten stehende Steuermann ruderte langsam, während einer der beiden Vorderleute schoss. Mit stoischer Ruhe zog er den Bogen an, und flitsch! sass der Pfeil im Fisch. Gewöhnlich ereignete es sich, dass der Fisch mit dem Pfeil Kreise schwamm, worüber sie sich dann alle kindlich freuten. Selten schoss der Mann vorbei. In einem Zeitraum von einer halben Stunde hatten wir ein Dutzend prachtvoller Fische und somit unser Frühstück.

Der Wald war wirklich entzückend und hochromantisch. Der Casbajal is ein so schmaler Bach, dass man im Durchschnitt rechts oder links bequem aussteigen kann. Fortwährend zeigten sich hochinteressante Fels-

Digitized by Google

partien, Steine wie grosse Teller oder Tische standen umher. Lianen hingen über den Bach, Affen jagten davon und Papageien flogen kreischend auf. Diese Reise gehört mit zu meinen schönsten Erinnerungen.

Eines Morgens hörten die Piros plötzlich Wildschweine. Im Nu hatte die Canoa lautlos angelegt und die Indianer krochen mit einer fabelhaften Geschwindigkeit in den Urwald hinein. Ich versuchte, ihnen so schnell wie möglich zu folgen, aber obwohl ich kein Neuling war, konnte ich nicht mit ihnen Schritt halten. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen sie mit vier Wildschweinen zurück und legten sie in die Canoa, ohne jedoch ein Wort zu sprechen, denn diese Indianer sind sehr schweigsam. Schiesst einer von ihnen einen Jaguar, vielleicht sogar mit Lebensgefahr, so kommt er nach Hause, wirft den Jaguar ab und setzt sich still an das nie ausgehende Feuer; ebenso wenig wird er von seinen Angehörigen nach seinem Erlebnisse gefragt.

Die Reise den Serjali und Mishagua hinunter dauerte im ganzen sechs Tage und verlief ebenfalls ohne Störung. Wir erreichten zu unserer grossen Genugtuung ungefährdet Mishagua, wo wir den wärmsten Empfang fanden. Hier blieben wir etwa sechs Tage und nahmen Gelegenheit, verschiedene uns fehlende Gegenstände zu ersetzen und uns abermals auf eine längere Weiterreise vorzubereiten.

In Mishagua fanden wir hauptsächlich die Piros-Indianer von Señor Fizcarrald, aber auch einige seiner Cunibos-Indianer. Hier sah ich zum ersten Male tättowierte Gestalten; zum Teil hatten sich diese Leute vollkommen schwarz gemalt; selbst kleine Kinder, die noch nicht laufen konnten, sahen aus, als ob sie einem Tintenfass entstiegen wären. Die Frauen der Cunibos tragen fast sämtlich ein kleines Silberplättchen in der Grösse eines gewölbten Fünfpfennigstückes auf der Oberlippe. Eine originelle Sitte dieser Indianer, die auch im Beni-Gebiet herrscht, verlangt, dass der Mann bei der Geburt eines Kindes die Wöchnerin spielt. Er legt sich ins Bett, verbindet sich den Kopf und stellt sich, als ob er schwer krank wäre. Die Frau bereitet ihm Hühnerbouillon und muss sowohl ihn wie den Säugling verpflegen, sowie sämtliche Arbeiten besorgen. Das Nationalgetränk auch dieser Stämme ist die bekannte Chicha.

Nach nur sechstägigem Aufenthalt nahmen wir wieder Abschied von Mishagua und bestiegen eine Canoa, um in Begleitung des Señor Fizcarrald und seines Geschäftsteilhabers Cardozo den Urubamba hinunter, dann auf dem Ucayali und Marañon nach Iquitos zu fahren. Unsere Canoa, welche aus einem Stamm von ca. 15 Meter Länge und anderthalb Meter Breite bestand, war eine der grössten, die ich je gesehen. Das Hinterteil war mit Palmblättern bedeckt und bildete unsere Kabine, die genügend Raum bot, um je zwei Feldbettstellen nebeneinander aufstellen zu können. Das an und für sich recht ungelenke Fahrzeug wurde von zwei Leuten gesteuert,

Digitized by Google

die, jeder mit einer Paddel versehen, rechts und links ihren Platz hatten, und von acht weiteren Leuten gerudert. Die Mannschaft bestand aus Piros-Indianern. Da der Fluss ein Gefälle von sechs bis sieben Knoten hat, so wurden an die Ruderer weniger Anforderungen gestellt als an die Steuerleute, die unausgesetzt mit schärfster Aufmerksamkeit nach den uns drohenden Gefahren ausspähen mussten.

Cunibos-Indianer vom Urubamba

Der Urubamba ist, wie ich leider später noch erfahren sollte, ein äusserst gefährlicher Fluss, voll tückischer Strudel, Gefälle, Steine, Felspartien usw. Das Klima ist ausgezeichnet, und ich erfreute mich hier der besten Gesundheit. Zur Jagd gingen wir nicht, da wir darauf bedacht waren, möglichst schnell vorwärts zu kommen. Soviel konnte ich aber beobachten, dass die Ufer des Flusses sehr wildreich sind und der Jaguar besonders stark vertreten ist. Ich habe später Gelegenheit gehabt, Kapitalexemplare zu sehen.

Digitized by Google

Nach nur zweitägiger Fahrt erreichten wir den Zusammenfluss des Tambo mit dem Urubamba, welcher von nun an Ucayali heisst. Von hier an nahm die Stromgeschwindigkeit bedeutend ab, dafür konnten wir aber des Nachts fahren, indem die Indianer abwechselnd ruderten und schliefen. Um sich einen Begriff von der Stromgeschwindigkeit des Urubamba zu machen, sei erwähnt, dass man zu der Fahrt stromaufwärts in der Canoa etwa 15 Tage und mehr benötigt, während wir sie, wie schon oben erwähnt, in zwei Tagen stromabwärts machten.

Auch der obere Ucayali bietet sehr schöne Scenerien. Hier und da lagen, von undurchdringlichem Grün umgeben, Baracken, die von Cunibos bewohnt waren. Diese Indianer gehörten zu der bedeutenden Baracke Cumaría, dem Eigentum eines Italieners, Franchini. Derselbe beschäftigte auch Cachivos-Indianer, die dem Tambogebiet entstammen. Unter ihnen fand ich Gelegenheit, Leute mit künstlich flachgepressten Schädeln zu sehen. In den ersten Wochen werden den Neugeborenen zu beiden Seiten des Kopfes Holzbrettchen gelegt und diese zusammengeschnürt, so dass sich der Schädel nach rechts und links nicht ausdehnen kann. Ich sah einen Alten, dessen Kopfform an eine Zigarrenkiste erinnerte. Die Cachivos, ebenso die Cunibos, sind kleine, untersetzte und sehnige Gestalten; sie haben anscheinend einen gutmütigen Charakter, behandeln aber in der Trunkenheit ihre Frauen, deren sie vier bis fünf haben, unter aller Würde. In sittlicher Beziehung wachsen die Familien auf wie die Tiere. Sie arbeiten nur gezwungen und verbringen ihre Zeit lieber auf der Jagd oder mit Fischerei. Alkohol lieben sie über alle Massen, und mit Hilfe desselben kann man jeden Dienst von ihnen erreichen.

In Cumaría, welches wir nach zweitägiger Fahrt auf dem Ucayali erreichten, begann die furchtbare Plage der Moskitos. Schon ein einziger Moskito kann den ruhigsten Menschen aus der Fassung bringen. Merkwürdigerweise summt einem das Scheusal immer dicht an den Ohren herum. Setzt es sich und schlägt man danach, so trifft man sicher vorbei, bis man sich entschliesst, Licht anzustecken und den Sünder zu verbrennen. Ueber diesen Punkt hat wohl jeder Reisende schon geschrieben und seiner Erbitterung Ausdruck gegeben. Ich wollte es jedoch nicht unterlassen, damit man nicht glaube, es gäbe keine Moskitos am Ucayali. Im Gegenteil wird dieser Fluss von der Plage am meisten heimgesucht.

Wir fuhren in unserer Canoa noch fünf bis sechs Tage und erreichten, nachdem wir tagsüber die verschiedensten Baracken passiert hatten, die Baracke Pucálpa. Der Tag war furchtbar heiss gewesen, selbst abends herrschte noch eine drückende Schwüle. Nach dem Essen, welches wir oben im Hause eingenommen hatten, ging ich hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Kaum aber hatte ich einige Minuten draussen verbracht, als ich beim Atmen die heftigsten Stiche verspürte und mir fast die Luft aus-

Digitized by Google

ging. Sofort wurde ich eingepackt, mit »Painkiller« eingerieben und trank heissen Tee, der zur Hälfte Cognac enthielt. Während der ganzen Nacht sassen meine Freunde bei mir und wachten, denn zweifelsohne war es ein Anfall von Lungenentzündung. Am nächsten Morgen, nachdem ich, allerdings recht unvorsichtigerweise, mein gewohntes kaltes Bad im Flusse genommen hatte, fühlte ich mich wieder ganz wohl. Zugleich wurden wir durch die Pfeife eines Dampfers freudig überrascht! Unsere Canoafahrt hatte nun ein Ende und wir konnten per Dampf nach Iquítos fahren. Es war der »Bermúdez« aus Iquítos. Meine Beschwerden wiederholten sich noch einige Male, doch war ich bald wieder auf dem Posten. Die Verpflegung auf dem Dampfer war eine ganz gute und der Kapitän ein recht liebenswürdiger Herr.

So erreichten wir endlich am 12. November, nachmittags 3 Uhr, Iquítos, wo eine grössere deutsche Kolonie ansässig ist. Dieselbe setzt sich zum grössten Teil aus Angestellten der Firma Wesche & Co. zusammen. Iquítos ist der Hafenplatz und Hauptort des Departements Loréto, sowie Zollstation für sämtliche Waren, die von dieser Seite, also der Ostküste, nach Peru kommen. Leider werden die Verhältnisse in jener Gegend von der Regierung stark vernachlässigt. Es herrscht seitens der Beamten eine Willkür, unter der der Handel stark zu leiden hat. Die Entfernungen bis zur Hauptstadt Lima sind ebenso wie die von Riveralta nach La Paz so enorm, dass eine strenge Disziplin undurchführbar ist. Zum grössten Teile werden die zu besetzenden Aemter zu Strafversetzungen benutzt, es kommen daher Beamte an das Ruder, deren Pflichtgefühl von vornherein fragwürdig ist. Sie betrachten die Zeit ihrer Verbannung als eine gute Gelegenheit, sich nach Möglichkeit zu bereichern, ja, sie halten sich gewissermassen dazu berechtigt, als Entschädigung der ihnen zugefügten Unbill. Andere melden sich eigens für solche Posten und sind oft noch raffinierter.

Wie Riveralta der Zentralpunkt für Gummiausfuhr des Departements Beni ist, so ist es Iquítos für Loréto. Es herrscht ein reger Handel, Dampfschiffe kommen und gehen täglich, sogar direkt von und nach Europa. Das Bild im Hafen ist ein ständig wechselndes, grössere Pará-Dampfer und eine Anzahl kleinerer Flussdampfer liegen stets vor Anker. Das Klima ist im allgemeinen gesund, hin und wieder tritt Malaria auf, selbst epidemisch, was jedoch auf ungenügende Hygiene zurückzuführen ist. Der Abhang am Hafen ist der Müllplatz von Iquítos, ebenso befindet sich das Schlachthaus daselbst, wo so gut wie nichts geschieht, um die übeln Gerüche zu bekämpfen. Die Strassen sind weit gebaut und in der Mitte von einer offenen, gemauerten, verhältnismässig tiefen Rinne durchzogen. Ich schätze Iquítos auf ca. 5—6000 Einwohner. Wenige Meilen hinter Iquitos leben noch wilde Indianerstämme, die jedoch noch in keine Berührung mit dem Ort und der Umgegend getreten sind.

Digitized by Google

Der Fluss, welcher den Namen Marañon führt, wird oberhalb Iquitos durch eine langgedehnte Insel in zwei Arme geteilt und vereinigt sich erst unterhalb wieder unter dem Namen Amazonas. Der breitere Arm (la madre) führt hinter der Insel entlang, während der schmalere Arm mit starkem Gefälle an der Stadt vorüber fliesst.

Der Zweck meiner Reise war nun erfüllt und die Route über den Madre de Dios von mir als nicht geeignet befunden worden. Die Wasserverhältnisse gestalten sich in der trockenen Zeit ungünstiger als im Acre und erfordern zum Transport von Waren zu viel Arbeitskräfte, so dass die Waren die Kosten nicht tragen können. Reisen zu Dampfer den Ucayali und Urubamba hinauf nehmen bedeutend mehr Zeit in Anspruch und sind zu gefährlich. Der Warentransport in grösseren Mengen von Mishagua bis nach dem Manu scheint mir unausführbar. Der einzige, allerdings wichtige Faktor, welcher diese Route wünschenswert macht, besteht in dem gesunden Klima. Die Schlussfolgerung meiner beiden langen Reisen ist insofern schwer zu ziehen, als alle drei nach dem Beni führenden Wege vom Amazonas aus ihre bedeutenden Schattenseiten haben. Ueber den Madeira sind es, neben der stark auftretenden Malaria, die zahlreichen Stromschnellen und Wasserfälle; über den Acre der 40 Leguas lange Weg durch den Urwald mit ebenfalls schwierigen Hindernissen bezüglich des Transportes, sei es auf Maultieren, sei es per Eisenbahn. Ersteres wäre wegen des schwer zu beschaffenden Unterhalts für die Tiere mit grossen Kosten verbunden, letzteres würde bei den unvermeidlichen Erdarbeiten zahllose Opfer an Menschenleben fordern, bei der ohnehin furchtbar wütenden Malaria. Ueber den Ucayali sind es neben der Entfernung die oben angeführten Gründe. Mein Freund Suarez schloss eine Sozietät mit Fizcarrald, verlor ein grosses Kapital und sah zu spät die Schwierigkeiten ein, welche einer Vereinigung von in Peru und Bolivien liegenden Interessen entgegen standen.

Digitized by Google

XI. KAPITEL.

Ein von mir gefasster Entschluss, mich speziell dem Acre zu widmen, veranlasste mich, nicht über Michagua zurückzufahren, sondern einstweilen in Iquitos zu bleiben, um von hier aus meine Dispositionen bezüglich der Gründung einer deutschen Handelsgesellschaft zu treffen.

Nachdem ich einige Zeit in Iquitos bei einem deutschen Freunde verlebt hatte, bekam ich eine Einladung zu einer Reise den Marañon hinauf nach der Hacienda San José de Parinari, deren Besitzer, Don Manuel Reateguí, mir die beste Gelegenheit verschaffte, meine Kenntnis der dortigen Verhältnisse zu erweitern. Es lag mir hauptsächlich daran, eine gute Ortskenntnis zu erlangen, um für spätere Geschäfte einen möglichst weiten Ueberblick zu haben und meinem eigenen Urteil folgen zu können. Ich benutzte daher die Gelegenheit, in einem Señor Reateguí gehörenden Dampfboote verschiedene Reisen auf den Nebenflüssen des Marañon zu machen; so unter anderm auf dem Flusse Samiria, wo Reateguí eine Anzahl von Cocamas-Indianern im Gummi beschäftigte. Auf der Hacienda wurde neben einer unbedeutenden Viehzucht die Fabrikation von Branntwein, hier Cacháza genannt, und von Ziegeln betrieben. Die eigenen Produkte wurden auf dem Dampfer verladen, ausserdem bunte Kattune und vieles mehr, was Indianerherzen erfreut, und der kleine Dampfer »Samiria« setzte sich unter dem wenig angenehmen Geheul einer Sirene in Bewegung.

Der Samiria, ein rechter Nebenfluss des Marañon, etwas oberhalb der Mündung des Ucayali, fliesst in zahlreichen Krümmungen von Süden nach Norden und hat wahrscheinlich seinen Ursprung in Lagunen im Urwalde. Das Wasser ist dunkel im Gegensatz zum gelben Wasser des Marañon, etwa goldbraun wie der Manuripi. Die Ufer des etwa sechs bis sieben Meter breiten Flusses, der sich anfänglich, bevor er in den Marañon mündet, seeartig ausbreitet, sind dicht bewaldet. Enorme Stämme, sowie viele und hohe Palmen erregten meine Aufmerksamkeit. Unzählige Lianen hingen über den Fluss, dessen Wasserspiegel von einem fast undurch-

Digitized by Google

dringlichen Pflanzengewirr gesperrt wurde. Prachtvoll waren die Nächte, unzählige Leuchtkäferchen huschten im Gebüsch hin und her, märchenhaft schimmerte der sternbesäte Himmel durch das Laubdach; wie geisterhafte Erscheinungen fielen die Schatten der dicken Baumriesen auf den Fluss. In solchen Momenten zauberhafter Verklärung weckt die Natur im Menschen die Sehnsucht nach beglückender Mitteilung, den Wunsch, einem andern Herzen zuflüstern zu können, was man fuhlt!

Wohl drei Tage und Nächte fuhren wir ununterbrochen, bevor wir nach der betreffenden Baracke kamen. Erst am Abend des dritten Tages erreichten wir dieselbe und wurden von einer grossen Anzahl von Indianern begrüsst. Ich erfreute mich an der natürlichen, ungezwungenen, ja kindlichen Art, mit der uns die Cocamas empfingen. Sie lebten dort unter ihren Galpones glucklich und zufrieden, man sah ihnen recht an, dass sie echte Kinder der Freiheit waren. Zahme Vögel sassen in den Balken der Hütten, oder hüpften zwischen dem Hausrat umher.

Dicht neben dem Ort, wo der Dampfer lag, befand sich ein zerbrechlicher Käfig, in welchem zwei mächtige Jaguare hausten. Während der ganzen Nacht brüllten diese Bestien und liessen mich kein Auge schliessen; jeden Augenblick glaubte ich, dass sie über mich herfallen würden. Mit wahrer Freude begrüsste ich den kommenden Morgen.

Xenon Reateguí, der Sohn, welcher mitgefahren war, schickte nun neun Indianer zur Jagd, deren Ergebnis wir bis zum Abend abwarteten. Jeder einzelne hatte seine Schuldigkeit getan; der eine brachte verschiedene Affen, der andere ein paar Schweine, ein dritter wilde Pfauen usw. Besonders interessierten mich die verschiedenen Affenarten, unter welchen ich mir noch unbekannte fand. So war darunter ein langhaariger, graumelierter, mit hundsähnlichem Kopf, den ich nie zuvor gesehen.

Bei meinen verschiedenen Besuchen im Berliner Zoologischen Garten ist es mir aufgefallen, dass Süd-Amerika nur schwach vertreten ist. In Bolivien gibt es allein 17 verschiedene Affenarten, in Peru, wie wir oben gesehen haben, wieder andere, ebenso in Brasilien. Ueberhaupt ist Süd-Amerika, besonders das Gebiet des Amazonas, noch recht unbekannt, und ich glaube, nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, dass Afrika erforschter ist, als das Innere Süd-Amerikas. Dass dem Publikum Süd-Amerika noch so fremd ist, liegt wohl zum grossen Teil daran, dass es fast ausschliesslich von Kaufleuten bereist wird, die ein wissenschaftliches Interesse im allgemeinen mit ihren Handelsinteressen nicht verbinden. Ich gebe aber auch zu, dass Berichte von Kaufleuten in England bedeutend mehr Anklang finden und gebührender gewürdigt werden, als in Deutschland, wo man, um gehört zu werden, mindestens den Doktortitel besitzen muss.

Während mein liebenswürdiger Gastgeber seine Dispositionen in der Baracke traf, durchstöberte ich die indianischen Ranchos nach allen mög-

Digitized by Google

lichen Kuriositäten. Leider fand ich nur lebende Objekte, die ich sämtlich dankend annahm, um nun zum Sklaven ihrer Gewohnheiten zu werden. Zunächst mussten für die verschiedensten Tiere Käfige angefertigt und sodann für die passende Fütterung gesorgt werden. Ich hatte einen kleinen Nasenbären, einen goldfarbigen Wickelbären (Cercoleptes camlirolvulus), verschiedene Sorten Affen und Vögel. Ein ganz besonders reizendes Löwen-Aeffchen hatte ich ebenfalls erobert. Das Tierchen war winzig klein, goldgelb, am Schwänzchen mit einem schwarzen Quästchen versehen und trug eine volle Mähne, die mit schwarzen Pünktchen übersät war. Sämtliche Tierchen waren sehr zahm und konnten einzeln aus dem Käfig herausgenommen werden. Auf diese Weise kam ich mit einer kleinen Menagerie zurück nach Parinári, wo ich später noch grössere Ernten machte.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr bot sich abermals Gelegenheit zu einer kleinen Reise nach dem Flusse Chambíra, welcher, wie der Samíria, ein rechter Nebenfluss des Marañon ist. Der Chambíra bietet in Bezug auf seine natürliche Lage genau dasselbe Bild wie der Samíria, so dass wenig darüber zu sagen ist. Die dort wohnenden Indianer, mit denen Señor Reateguí eigentlich nur freundschaftlichen Verkehr hatte, sind vom Stamme der Chambíras. Sie leben sehr zurückgezogen im Walde und können nicht zur Arbeit herangezogen werden. Hin und wieder kommen sie mit ihren Canoas nach Parinari und bringen Kopal, Zarzaparilla, Honig oder auch Gummi, um sich dagegen andere Gegenstände, als Hemden, Eisenwerkzeuge etc. oder Schmuck für ihre Frauen, einzutauschen.

Von dieser Reise zurückgekehrt, lud mich Señor Reateguí zu einer Fahrt nach Yurimáguas am Huallaga ein. Der kleine Dampfer »Samíria« wurde für eine vierzehntägige Reise ausgerüstet, was mein freundlicher Wirt ausgezeichnet verstand. Wir fuhren zunächst den Marañon hinauf, legten an den verschiedensten Plätzen an und kamen eines Morgens, noch ehe wir in den Huallaga einfuhren, in einen reizend gelegenen See, an dessen äusserstem Ende ein kleines Indianerdorf lag. Die Bewohner kannten alle den alten Reateguí, weshalb sie vertrauensvoll an Bord kamen, doch schienen sie sonst an den Anblick eines Weissen nicht sehr gewöhnt zu sein, da Kinder und Weiber im Sturm davon liefen als ich an Land kam. Einige, die beherzter waren, versteckten sich hinter den Männern und hielten sich an ihnen fest.

Die für das Tauschgeschäft erforderlichen Waren befanden sich in der Kabine, was dazu Anlass gab, dass sie sich im Augenblick mit Indianern anfüllte. Um besser über die Köpfe ihrer Genossen hinweg die mitgebrachten Waren besichtigen zu können, stiegen sogar drei dieser Unmenschen mit ihren lehmigen Füssen direkt auf mein Bett, welches mit einer seidenen Decke zugedeckt war. Das war mir denn doch etwas zu naiv, und mit einer durchaus höflichen Handbewegung gab ich dem roten

Digitized by Google

Mann zu verstehen, dass so etwas in Deutschland nicht Sitte sei, er möge gütigst mein Bett verlassen. Die Leute meinten es natürlich nicht böse, sie hatten eben keine Ahnung von europäischen Gewohnheiten.

Jeder von ihnen brachte getrocknete Fische, der eine oder andere auch einen an der Sonne getrockneten Affen. Auch einige lebende Enten wurden gegen Messer, Perlen oder Stoff eingetauscht. Meine grösste Aufmerksamkeit erregte die überaus grosse Reinlichkeit des Dörfchens. Kein Blättchen, ich möchte fast sagen kein Stäubchen war auf dem Boden der sogenannten Plaza des Dorfes. Ebenso sauber sah es in den Hütten aus. Dieses Völkchen lebte ganz unter sich, und keine ausserindianische Seele war dort zu finden. So viel mir bekannt, war dieser Stamm, der vielleicht 120—150 Köpfe zählte, vor einem andern Stamm geflüchtet und hatte sich an diesem See angesiedelt. Es waren durchweg nette Leute, besonders ganz hübsche Weibchen. Da mir später durch Schiffbruch meine sämtlichen Tagebücher verloren gingen und ich dieses Werk aus dem Gedächtnis niederschreibe, kann ich leider den Namen des Stammes nicht angeben. Ich wäre gern noch etwas länger dageblieben, denn dieses harmlose, unverfälschte Naturvölkchen gefiel mir ausgezeichnet. Ja, wenn man an unsere Grossstädter mit ihrer hochentwickelten Zivilisation denkt, wie einfach, wie sittenrein erscheinen diese Leute dagegen! In der Tat, der Wilde ist von Natur ein gutmütiger und, was ich besonders betonen möchte, ein ehrlicher Mensch.

Da ich einmal von dem Charakter dieser Leute spreche, will ich hier einen Zug von ihnen erzählen, wie er im zivilisierten Europa wohl gar nicht oder selten vorkommen könnte. Gelegentlich einer Reise auf dem Ucayali legte ich an einem Rancho an, der von Chámas-Indianern bewohnt war. An Bord hatte ich ein Aeffchen, welches mir schliesslich etwas unbequem wurde; da ich doch wieder vorbeikommen musste, beschloss ich, das Tier einer Indianerin in Pension zu geben. Bereitwillig übernahm sie den Pflegling, der übrigens sehr damit einverstanden schien, und empfing von mir als Belohnung ein Armband, worüber sie sich unbändig freute. Bei meiner Rückkehr legte ich wieder dort an, um den Affen mitzunehmen. Aber da kam mir meine Freundin traurig entgegen, statt des Affen brachte sie mir mein Armband zurück mit den Worten: »Dein Affe ist tot, ich habe ihn gewiss nicht gut genug gepflegt; ich habe das Armband nicht verdient, hier gebe ich es Dir zurück!« Um nichts in der Welt konnte ich sie bewegen, es zu behalten. Immer wieder kam sie mit demselben Einwand. Schliesslich legte sie es mir in den Dampfer und ging fort. Ich hielt sie fest und drängte es ihr auf; alles war vergebens. Auch die umstehenden Männer und Frauen wollten es nicht annehmen. Mir tat der Vorfall ausserordentlich leid, und gern hätte ich die Frau für ihre Gesinnung noch mehr belohnt, allein es war nicht möglich.

Digitized by Google

Sobald nun der Weisse, besonders der Mischling spanischer Abkunft, mit diesen Leute nin Verbindung tritt, ist es aus mit ihrer Herzensreinheit, ihrer Gesittung und Ehrlichkeit. Zunächst ist der Alkohol schuld, der ihnen aufgedrängt wird und ihnen, wenn sie ihn erst kennen, sehr mundet. Nach kurzer Frist stehen sie dann auf dem Standpunkt des Weissen, den dieser für viel höher hält, der aber, wenigstens bei südamerikanischem Blute, meistens ein viel tieferer ist. Nach vielen Umständen verabschiedeten wir uns endlich von dem am Ufer stehenden Völkchen, das mir durch seine Bekanntschaft einen recht fröhlichen Tag verschafft hatte und dessen Erinnerung immer in mir fortleben wird.

Wir passierten gegen Mittag den Rio Tigre und, wenn ich nicht irre, liefen wir schon am Nachmittag des gleichen Tages in den Huallaga ein. Dieser Fluss hat nichts Bemerkenswertes aufzuweisen. Am Vormittag des nächsten Tages liefen wir bereits Yurimáguas an und hatten somit das Ziel unserer Reise erreicht. Dieser Ort ist der Einschiffungshafen für Reisende, welche von der Westküste, also Lima etc., kommen und nach dem Marañon bezw. Iquítos wollen. Auch kam aus der Umgegend von Yurimáguas lange der Rindviehbedarf für Iquítos, ob heute noch, weiss ich nicht. Yurimáguas hat ca. 5—600 Einwohner und gutes Klima, ist wie alle Kordillerenstädte bergig und zum Teil recht hässlich, nur wenige Häuser zeichnen sich durch besseren Baustil aus. Nach einem Aufenthalt von vier Tagen traten wir die Rückreise an und dampften ohne Zwischenfall nach Parinári.

Nun war mir aber doch daran gelegen, wieder nach Iquítos zu kommen, deshalb beeilte ich mich, meine Koffer zu packen. Señor Reateguí schenkte mir noch einen ausgewachsenen Tapir, den er schon drei Jahre besass und der sehr zahm war. Es wurde ein grosser Käfig für ihn gebaut, die übrigen Tiere ebenfalls in ihren Käfigen untergebracht und der Dampfer in eine fahrende Tierbude verwandelt. Dazu bekam ich eine ausgestopfte Wasserschlange von etwa acht Meter Länge und fast vierzig Zentimeter Umfang, sowie eine grosse Schlangensammlung, in welcher sich recht seltene Exemplare befanden.

Digitized by Google

XII. KAPITEL.

Kurz vor meiner Abreise von Parinári brachte ein von Iquitos herauffahrender Dampfer die Nachricht, dass ein Bolivianer, von Europa kommend, mit einem ungeheuren Train von Menschen und Waren daselbst angekommen sei. Ich ahnte nicht, in welchen Zusammenhang ich sofort bei meiner Ankunft in Iquitos mit jenem Unternehmer treten sollte. Unsere »Samiria« kam an, und wirklich lag dort der »Rio Branco«, der grösste Dampfer der Amazon Steam Navigation Co. Es wimmelte an Bord von Menschen, denn verschiedener Gründe halber durfte noch keiner, ausser den Spitzen des Unternehmens, den Dampfer verlassen. Sofort beim Anlegen der »Samiria« kamen denn auch schon Freunde, um mir die Neuigkeit zu berichten; und zu meiner grössten Ueberraschung stellte sich heraus, dass ein alter Freund und Reisegefährte von mir, der Dr. Vaca-Diez, der Urheber des grossen Unternehmens war. Fünfhundert Emigranten aller Nationen hatte er herübergebracht, in der Hoffnung, tüchtige Gummiarbeiter aus ihnen zu machen.

Ich beeilte mich, an Land zu kommen und suchte ihn sofort auf. Mit ausgebreiteten Armen begrussten wir uns auf der Strasse, wo wir uns zufällig begegneten. Schnell erfuhr ich, woher er kam und wohin er wollte. Natürlich war sein erstes Wort, dass ich an der Expedition teilnehmen und auf diese Weise ein schon früher mit ihm getroffenes geschäftliches Abkommen erfüllen müsste. Ich sagte zu und gehörte von nun an zur Expedition.

Es ist nicht zu beschreiben, was für ein Gesindel man dem armen Doktor da aufgehängt hatte. Der Auswurf der Strassen Barcelonas, Fluchtlinge, Elsässer Deserteure, Spitzbuben und Mörder waren mitgekommen. Eine nette Bande! Mit denen in die Wildnis zu gehen, wo Leiden und Entsagen erst beginnen sollte, das war eine Zumutung, vor welcher der kuhnste Mann zurückschrecken konnte. Schon auf der Reise

Digitized by Google

von Pará nach Iquitos war Herr Vaca-Diez seines Lebens nicht sicher gewesen und viel weniger seiner Geldkisten. Nacht für Nacht musste strenge Wache gehalten werden, um vor einer Ueberrumpelung seitens der mitgebrachten heulenden Rotte sicher zu sein. Nur der Aufopferung der deutschen Angestellten und deren lobenswertem Eifer gelang es, die Bande mit gespanntem Revolver zu zügeln. Bei dieser Gelegenheit haben sich übrigens nur die Deutschen den Kranz der Ehre gewunden, auf die anwesenden englischen Maschinisten war nicht zu rechnen, da sie beim Whisky wichtigere Beschäftigung fanden. Es wurden an Bord des Dampfers »Rio Branco« nicht weniger als siebzehn verschiedene Sprachen gesprochen; man kann sich also ein Bild davon machen, welch ein zusammengewürfeltes Heer hier beisammen war. Darunter befanden sich Gesichter, von denen man mit Abscheu den Blick wandte. Schon nach wenigen Tagen, nach erfolgter Ausschiffung, begann das Fieber unter ihnen seine Opfer zu fordern. Den ungestümen Forderungen der Emigranten konnte auf die Dauer nicht Widerstand geleistet werden, und so ereignete es sich, dass täglich ganze Trupps desertierten und Iquitos mit ihrer dauernden Anwesenheit beglückten.

Dass das ganze Unternehmen ein Fehlgriff war, hatte ich von Anfang an erkannt. Solche Halunken würden niemals in den Wäldern gearbeitet, sondern nur die Indianer demoralisiert haben. Ich freute mich, so oft ich hörte, dass einer nicht mit wollte. Die Brauchbarsten und besser Denkenden waren zufälligerweise diejenigen, welche den Krankheiten erlagen. Der Train schmolz furchtbar zusammen, so dass es, als später die Expedition fortgesetzt werden sollte, Mangel an Leuten gab.

Es war beschlossen, von Iquitos den Ucayali und Urubamba hinauf, den Madre de Dios und Beni hinunter bis zum Rio Orton zu fahren, wo der Dr. Vaca-Diez seine Besitzungen hatte. Bei seiner Ankunft in Pará hatte er schon von der gelungenen Reise gehört, welche ich gerade gemacht hatte, und entschloss sich daraufhin, diesen Weg ebenfalls zu wählen, da ihm von den grossen Schwierigkeiten dieser Route noch nichts bekannt war. Durch meine Erfahrung konnte ich der Expedition nun sehr nützlich sein und übernahm, um nicht als Passagier mitzufahren, den Posten eines Kommandanten.

Von Iquitos aufwärts konnte der »Rio Branco« nicht mehr fahren, seines Tiefganges wegen; es wurden deshalb zum Zweck der Weiterreise die eigens mitgebrachten kleineren Dampfer fertiggestellt und ein dritter grösserer, die »Laura«, vom Hause Wesche & Co. dazugekauft. Ein anderer mitgebrachter Schlepper »Bolivar« konnte in der kurzen Zeit nicht reisefähig gemacht werden und wurde deshalb von vornherein ausgeschlossen. Während der Vorbereitungen, die fast zwei Monate in Anspruch nahmen, passierten täglich die merkwürdigsten Dinge. Zunächst stellte die perua-

Digitized by Google

nische Zollbehörde der Expedition die unglaublichsten Hindernisse in den Weg. Auch die Zeitung war voll von den Ankömmlingen und verbreitete die sonderbarsten Gerüchte. Man glaubte an eine bolivianische Intrigue Peru gegenüber, um ungefährdet und unter Vorspiegelung falscher Tatsachen Waffen ins Land zu schmuggeln. Aus den Ingenieuren und Angestellten der Gesellschaft wurden preussische Artillerieoffiziere, denen man ja auch dort begegnen kann, die für bolivianische Dienste bestimmt seien, ferner hiess es, an Bord befände sich ein Arsenal von Waffen und Kanonen usw. Natürlich sollte sich der Krösus Vaca-Diez auch erst die Gunst aller Interessenten erwerben, aber im allgemeinen hatte man sich darin getäuscht. Die natürliche Folge war, dass sich ein erbitterter Federkrieg entspann, in welchem unser Doktor aber, dem eine ausserordentliche Gewandtheit gerade diesen Gaunern gegenüber nicht fehlte, den Sieg davon trug.

Unsere Emigranten fuhren inzwischen gleichfalls fort, dem armen Doktor das Leben möglichst sauer zu machen — das ausgezahlte Geld vertranken sie und schrien dann nach Brot. Es kam auch vor, dass für neugeborene Kinder die erste Ausrüstung für die Lebensreise von uns verlangt wurde. Aber Vaca-Diez, dessen unverwüstlicher Humor unter all diesen Schwierigkeiten absolut nicht litt, verbrachte doch eine recht vergnügte Zeit, und wir mit ihm. Täglich sassen wir beim Champagner oder beim Biere, denn Vaca-Diez gehörte zu den Leuten, die nüchterner werden, je mehr sie trinken, und schloss dann die besten Kontrakte ab. Unsere Maschinisten setzten die mitgebrachten Musikdosen, Leierkasten etc. bald in Ordnung, und so verliefen unsere Abende stets sehr heiter.

Eines Abends beschloss eine Rotte davongejagter Spanier einen Ueberfall auf uns beide, die wir zusammen wohnten. Rechtzeitig bekam ich Wind von der Verschwörung, versammelte bei einer Kiste Bier die sämtlichen deutschen Angestellten und requirierte Militär. Beim Anblick der aufgestellten Rothosen empfahlen sich die stolzen Spanier ohne weiteres. Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Zwischenfalle erwähnen; genug, am 1. Mai früh war endlich auf dem »Adolfito« alles klar. Mein Freund Vaca-Diez sollte mit der zwei Tage später auslaufenden »Laura« fahren, während ich mir als Fahrgast unsern Eisenbahn-Ingenieur, Herrn Friedrich Gurr, eingeladen hatte. Meine Mannschaft war natürlich zusammengewürfelt und stand von Anfang an unter sich auf dem Kriegsfusse. Für mich zwar nicht sehr erbaulich, indessen wusste ich mit ihnen fertig zu werden. Mein Koch war Franzose, die Maschinisten Hamburger, die Matrosen Spanier, der Heizer Elsässer, die Steuerleute Peruaner. Der zweite Dampfer war die »Cintra«, ein elender Kasten, d. h. elegant, aber mit verbrauchter Maschine und Kessel. Leider war dem Doktor dieses Fahrzeug bei einer englischen Firma in die Augen gefallen und hatte schweres

Digitized by Google

Geld gekostet, während der »Adolfito«, ein deutsches Turbinenschiff von der Werft R. Holtz, Harburg, brillant lief und allen Anforderungen entsprach.

Wir richteten unsere reichlich grosse Kabine so bequem wie möglich ein, hatten eine grosse Musikdose (Symphonion) an Bord, so dass es auch an Konzerten nicht fehlte, und konnten durch vier grosse Glasfenster volle Aussicht zu beiden Seiten auf den Fluss geniessen, ferner gelangte man durch eine Glastür nach vorn, durch welche man in das mit einem Plan gedeckte Vorderteil des Dampfers kam. Auch hier standen zu beiden

Baracke am Ucayali

Seiten Bänke mit losen Polstern. Auf diese Weise hatten wir während der Fahrt einen erfrischenden und angenehmen Aufenthalt. Nipper, unser vierfüssiger Stubenkamerad, ein recht braver Terrier, teilte natürlich all diese Bequemlichkeiten. Der Mannschaft gegenüber wusste er sich Achtung zu verschaffen, auch betrat er mit selbstbewusstem Stolz unsere Kabine, zu der sonst niemand Eintritt hatte.

Die Reise auf dem Ucayali bot im allgemeinen nichts Wichtiges. Bis zum Dorfe Contamana, welches ungefähr auf der Hälfte des Ucayali liegt, hatten wir ganz leidliche Fahrt. Hier riss aber plötzlich unserm Doktor die Geduld und es hiess: »Kein Spanier bleibt an Bord!«

Digitized by Google

So mussten denn die letzten Reste spanischer Herkunft in Contamana an Land gehen und sehen, wo sie blieben. Auf diese Weise trat abermals eine Umwälzung der Mannschaft ein und jeder wollte die besten Leute haben. Meine guten mussten natürlich bleiben, während ich die unbrauchbaren auf die »Laura« und »Cintra« abwälzte, denn dafür hatte ich das Oberkommando. Der Kapitän der »Laura«, ein schon sehr bejahrter Seemann, hatte seine grösste Not, da er eigentlich nur plattdeutsch verstand und sein Spanisch eher dem Volapük glich; indessen pflegte er in dringenden Fällen der Deutlichkeit halber zum blitzschnell abgezogenen Pantoffel zu greifen und der ausreissenden Mannschaft wohlgezielte Püffe zu verabfolgen. Es kam mitunter zu köstlichen Auftritten.

Ich bekam nun einen andern Koch, wieder einen Franzosen, und zwar mit seiner allerliebsten kleinen blonden Frau, die durchaus auf den »Adolfito« kommen wollte. In der ersten Zeit kochten sie ganz gut und vertrugen sich mit der Mannschaft, leider dauerte das nicht lange, und meine Stellung als fortgesetzter Friedensrichter wurde eine schwierige. Die junge Frau, die sehr fleissig, liebenswürdig und niedlich war, erwarb sich naturlich bald die Sympathie der Mannschaft, während ihr Mann vor Eifersucht anfing das Essen für die Leute zu verbrennen. Täglich liefen Klagen ein; ich redete natürlich zum Guten, konnte aber wenig ausrichten. Die Hamburger bekrittelten den armen Koch auf plattdeutsch, während dieser französisch schwadronierte. Eines Tages erhob sich plötzlich ein Tumult; man hatte den armen Koch beim Wickel und die Maschinisten waren gerade im Begriff, den Aermsten über Bord zu werfen, als wir beide dazu kamen. Selbst Nipper zerrte an den diversen Beinen umher; diesem Beispiele folgend, biss die junge Frau den ersten Maschinisten derartig in den Arm, dass das Blut lief. Der Ingenieur, ein Hüne, nahm nun den ganzen Menschenknäuel und setzte ihn mit einem Ruck auf Deck, wodurch die Ruhe im nächsten Moment wieder hergestellt wurde.

Täglich schoss ich auf dieser Reise Alligatoren, deren es im Ucayali sehr viele gibt. Ich habe Exemplare von 8 Meter Länge gesehen und getötet. Da der Dampfer des geringen Stromes wegen so nahe wie möglich am Ufer entlang fährt, so kann man sie häufig am Ufer überraschen und aus nächster Nähe zur Strecke bringen; allein auf dieser Reise schoss ich 78 dieser Reptilien.

Einen bösen Streich spielte mir mein Stewart, ein Deutscher, den ich, da er in Iquítos infolge seines schlechten Betragens wenig Anklang fand, mitgenommen hatte, in der Hoffnung, ihn zu bessern. Nachdem wir bereits in der vollkommenen Wildnis und von jeder Zivilisation abgeschnitten waren, wurde ich eines Morgens gewahr, dass dieser Taugenichts mit dreien meiner besten und unentbehrlichsten Leute kehrt gemacht hatte. Hierzu stahl er mir meine einzige Canoa, welche der Dampfer

Digitized by Google

mitschleppte und die täglich zu Rekognoszierungs- und Jagdzwecken diente. Ausserdem hatte er sich meisterhaft verproviantiert, Decken, Aexte, die Flinte vom Koch und die Hälfte der Kücheneinrichtung mitgehen heissen. Am schmerzlichsten empfand ich den Verlust meines indianischen Lotsen, den er, sowie zwei Heizer bestochen hatte.

Von nun an musste ich die Reise ohne Lotsen machen, was bei dem gefährlichen Strome eine schwere Aufgabe war. Den Steuermann musste ich in den Heizraum schicken, während ich das Steuer des Dampfers von früh bis zum Abend selbst bediente. Herr Gurr übernahm gern das Loten. Am empfindlichsten vermisste ich die Leute beim Holzschlagen, denn Kohlen gibt es in diesen Ländern nicht, und so mussten wir beide den Maschinisten mit gutem Beispiel vorangehen und taglich selbst diese harte Arbeit mitverrichten. Wenn ich auch nicht soviel leisten konnte wie die Maschinisten, so genügte es doch, um in kurzer Zeit total zerschundene Hände zu bekommen.

An Bord der »Laura« und »Cintra«, welche von Contamana ab voraufgefahren waren, hatte man keine Ahnung von unserm Schicksal und musste später lange auf uns warten. Leider gingen unsere Lebensmittel zur Neige, so dass wir neben der harten Arbeit nichts als trockenen Reis zur Nahrung hatten. Hin und wieder erlegte ich ein Waldhuhn oder auch einen kleinen grünen Alligator, der eine vorzügliche Suppe lieferte; der Schwanz eines solchen Tieres gleicht dem besten Fisch. Uebrigens kommen in Pará täglich solche Tiere zum Verkauf auf den Markt. In manchen Gegenden werden sogar Schlangen gegessen, deren Blut besonders auf Frauen, welche der Niederkunft entgegensehen, günstigen Einfluss haben soll.

Eines Tages hatte ich mich, trotz der vollkommenen Wildnis, in der wir uns befanden, von Nipper begleitet, allein zur Jagd begeben. Da ich einen Kompass bei mir führte, war ich mehrere Stunden vorwärts gepirscht und wollte dann, da mir doch Bedenken verschiedenster Art aufstiegen, den Rückweg suchen. Ich orientierte mich zunächst und ging genau dem kleinen Taschenkompass nach, wurde aber nach langem Marsche gewahr, dass ich wieder an die Stelle kam, von der ich ausgegangen war. Ich hatte also einen Kreis beschrieben. Nun legte ich mir den Kompass auf die flache Hand und versuchte den Rückweg von neuem, mit demselben Resultat. Jetzt erst kam ich auf den Gedanken, dass die Waffen, die ich bei mir trug, die Magnetnadel abgelenkt hatten. Ich ging nun in kurzen, geraden Strecken vorwärts, liess aber Gewehr und Waldmesser, an einen Baum gelehnt, in Sicht zurück. Dann machte ich mir ein Zeichen, knickte einen Zweig um und trug bis zu diesem meine Waffen. Obwohl mir das Ablegen derselben recht bedenklich erschien, blieb mir nichts weiter übrig. Auf diese Weise kam ich streckenweise

Digitized by Google

dicht oberhalb des »Adolfito« an den Fluss, wo man bereits angefangen hatte, sich um mich zu sorgen.

Unser Terrier war von einer grossen Jagdleidenschaft beseelt und erlangte eine seltene Uebung im Erkennen von Alligatorköpfen in Palisadas. Schon bevor die Indianer an Bord ein solches Tier bemerkten, bellte Nipper bereits wütend nach der Richtung. Er musste während des Zielens und Schiessens aber stets festgehalten werden, da er vor lauter Aufregung in die Flintenläufe biss. In jeder Baracke am unteren Flusse hatte er böse Kämpfe, fing stets die Prügelei an und nahm es gleichzeitig mit mehreren Hunden auf.

Schliesslich konnten wir nicht mehr weiter, da die Ansprüche an die Kräfte der Mannschaften zu grosse wurden und den Leuten anfing der Mut zu sinken. Ich entschloss mich deshalb, mit meinem ersten Maschinisten ein mitgenommenes, zusammenlegbares Segeltuchboot auszurüsten und damit unsere Gefährten zu suchen. Welches Opfer wir damit brachten, ist nicht leicht zu sagen, denn das Boot war sehr klein, und wir konnten kaum das Allernotwendigste mitnehmen; dazu kam der furchtbare Sonnenbrand und das unausgesetzte Rudern gegen den Strom. Diese Boote sind übrigens in stark strömenden Flüssen nicht zu gebrauchen, da sie vorn zu breit sind und zuviel Wasser zu verdrängen haben. Bei jedem kräftigen Ruderzug läuft man Gefahr, von der Bank zu rutschen und dadurch das Boot umzuwerfen. Es gelang uns denn auch nicht, weit genug hinaufzukommen, und wir mussten nach tagelanger Bemühung unverrichteter Sache zurückkehren.

Die Mannschaft hatte inzwischen fleissig Heizmaterial geschlagen, und so versuchten wir von neuem unser Heil und dampften vorwärts. Am folgenden Tage hätten wir beinahe Schiffbruch gelitten. Da der Dampfer an einer besonders stark strömenden Flussbiegung nicht genügende Kraft hatte, musste er unter Zuhilfenahme der sämtlichen Mannschaft vom Lande aus mit einer Trosse gezogen werden. Natürlich musste das Steuer, damit der Dampfer nicht der Trosse folgte, bedeutend flusswärts gestellt werden. Dabei riss plötzlich die Trosse, und ehe ich das Steuer zurückdrehen konnte, wurde das Schiff vom starken Strom erfasst und seitwärts gedreht. Schon drückten die Wassermassen das Schiff nieder und stürzten in den Raum. Aber noch rechtzeitig gab ich Befehl: »Voll vorwärts!« und konnte den Rumpf des Dampfers glücklicherweise noch aufrichten, so dass die drohende Katastrophe um Haaresbreite vermieden wurde.

Auf der »Laura« trug man bereits Bedenken, und zu unserer Freude kam uns eine grosse Canoa voll Holz und mit Leuten zu Hilfe. Mit frischem Mut ging es nun vorwärts, und nach drei weiteren anstrengenden Tagen sahen wir zu unserer Freude die »Laura« an dem Zusammenflusse des Tambo und Urubamba liegen. Endlich ankerten wir längsseit; wir

Digitized by Google

wurden förmlich bestürmt, und das Erzählen nahm kein Ende. Wir hatten nur noch Reis an Bord und nichts zu trinken. Mein Wein hatte zwar bis zum letzten Tage gereicht, indessen hatte die Mannschaft ihn entbehren müssen. Die »Cintra« war inzwischen abgefahren, den Urubamba hinauf.

Wir blieben zwecks vorzunehmender Reparaturen und anderer Umstände wegen noch acht Tage liegen. Die »Laura« hatte hier ihre Ladung zu löschen und kehrte dann nach Iquítos zurück, da ihr Tiefgang die Einfahrt in den Urubamba nicht zuliess. Die ausgeladenen Waren wurden aufgespeichert, mit Plänen gedeckt und unter Bewachung des Herrn Gurr mit Nipper und eines Franzosen vorläufig zurückgelassen. Die kleineren Dampfer sollten später von Mishagua zurückkehren und auch diese Waren den Fluss hinaufbringen.

Nun kam auch Dr. Vaca-Diez an Bord des »Adolfito«. Mit Vorräten gut versehen, hofften wir in etwa vierzehn Tagen in Mishagua zu sein. Wären wir in Canoas gefahren, hätten wir vielleicht diese Zeit einhalten können, aber mit einem Dampfer, der in der Mitte des Stromes stellenweise, da wegen Felsen und Palisadas am Ufer entlang nicht gefahren werden konnte, stundenlang auf einem Punkt stand und weder vorwärts noch rückwärts konnte, war daran nicht zu denken. Statt vierzehn, waren wir bereits volle dreissig Tage auf dem Flusse; abermals mussten wir täglich Holz schlagen und hatten nichts mehr zu essen.

Der »Cintra« war inzwischen ein Teil der Mannschaft (Indianer) desertiert, weshalb sie zurückblieb und von mir später heraufgeholt werden sollte; auch war der betreffende Kapitän so unvorsichtig gewesen, gegen den Willen des Lotsen eine andere Richtung einzuschlagen, weshalb das Schiff denn auch auflief. Zum Unglück fiel der Fluss stark, so dass es bald vollkommen auf dem Trockenen sass. — Endlich am 8. Juli vormittags sah ich von Ferne zwei Canoas den Strom herunter kommen, und erkannte in einem derselben bald meinen Freund Fizcarrald, welcher uns entgegen kam, um uns mit Lotsen und mehr Leuten zu versehen.

Mit wahrem Enthusiasmus zog ich die Dampfpfeife und begrüsste Fizcarrald. Die Canoas legten an, und ein herzlicher Empfang fand statt. Vaca-Diez und Fizcarrald lernten sich jetzt erst kennen. Fizcarrald, mit dem der Leser schon bekannt ist, besass an der Mündung des Flüsschens Mishagua in den Urubamba die bereits bekannte Baracke, welche zunächst das Ziel der Expedition sein sollte. Noch bevor ich die »Laura« am Tambo erreichte, hatte man bereits eine Canoa nach Mishagua geschickt und Señor Fizcarrald von der bevorstehenden Ankunft der Expedition unterrichtet. Zu unserer nicht geringen Freude war er nun sogar persönlich gekommen, um uns willkommen zu heissen.

Der »Adolfito« setzte sich nun wieder in Bewegung, und in der lebhaftesten Unterhaltung verlief der Nachmittag. Gegen sechs Uhr trat die

Digitized by Google

Dunkelheit ein und ich liess anlegen; zufällig bot sich auch gleich eine passende Stelle, woselbst wir Anker warfen und den Dampfer mit Tauen befestigten. Fizcarrald hatte sich sein Zelt an der andern Seite des Flusses aufschlagen lassen und liess sich gegen acht Uhr zu uns übersetzen. Wir waren alle in gehobener Stimmung und beschlossen, den Abend zu feiern. Es war eine Passion von Dr. Vaca-Diez hin und wieder eine Nacht ohne Schlaf zu verbringen. Hierzu war nun heute eine besondere Veranlassung gegeben, und in der Tat hatte auch ich noch nicht das Bedürfnis, mich schlafen zu legen. So sassen wir und besprachen unsere bevorstehende Ankunft in Mishagua. Draussen hörte man die Leute schnarchen, die Sterne funkelten klar am Himmel, hin und wieder knarrten die Taue, während über der Natur tiefe Stille lagerte.

Bei uns im heiteren Kabinchen sah es recht gemütlich aus, trat man gelegentlich hinaus ins Freie, so überraschte die Ruhe förmlich und mahnte an den Ernst der Dinge. Während des ganzen Abends spielte unser Musikkasten die »Gigerlkönigin«, die Lieblingsweise des Dr. Vaca. Dabei stiessen wir auf die Zukunft und das glückliche Ende unserer Reise an. In dieser fröhlichen Stimmung verrann eine Stunde nach der andern. Vaca-Diez war ein Mann von überaus fideler Stimmung, niemals war er Spielverderber, und stets bereit, an allem Teil zu nehmen, was sich bot. Er war ein hochintelligenter Mensch, äusserst belesen und in jedem Fache bewandert, hatte Medizin studiert und soll in diesem Fache sehr tüchtig gewesen sein. Von seiner Familie, der er der sorgsamste Vater war, sprach er stets mit grosser Anhänglichkeit. Seine Frau wollte ihn gern begleiten, sie ahnte, dass ihm einst ein Unglück zustossen würde und sprach es oft genug aus.

Schon färbte sich der Himmel rot, die Morgendämmerung drang auch in die Kabine und liess das Licht der noch immer brennenden Lampe trübe erscheinen. Da ersuchte mich mein Freund Vaca-Diez, die nun schon wachen Maschinisten hereinzurufen, da er noch mit ihnen zu sprechen wünschte. Es waren ihrer drei, ferner ein kaufmännischer Angestellter, Herr Josef Feichtner. Er hielt eine längere Ansprache, in Absätzen, da ich das Gesagte ins Deutsche übersetzen musste, und drückte jedem einzelnen im wärmsten Tone den herzlichsten Dank aus für die furchtbaren Strapazen, welche die Deutschen mit ihm geteilt hatten. Er belobte jeden für seine Hochherzigkeit in Stunden ernster Gefahr. Jedem wurde eine Gehaltserhöhung zugesagt und die Karriere in der Kompagnie gesichert. Er wiederholte, wie fest er gerade auf die Deutschen baue, die stets seine Sympathie gehabt hätten. »Und jetzt«, sagte er, »stehen wiederum nur noch Deutsche um mich« — und damit füllte er die inzwischen gebrachten Gläser und trank auf des Wohl und die Grösse Deutschlands. Hierbei schüttelte er jedem die Hand und brach in Tränen aus. Dem eisernen

Digitized by Google

Mann, dessen Augen ich nie feucht gesehen, ging im Gefühl der Dankbarkeit das Herz über. Es war eine ergreifende Szene, welche sich am Morgen des 9. Juli, während des herrlichsten Sonnenaufganges, inmitten der Wildnis abspielte.

Stumm verneigten sich die Leute und verliessen die Kabine. Plötzlich wandte er sich an mich und sagte: »Lassen Sie uns jetzt die Messe spielen.« Ich suchte zu diesem Zweck die »Klosterglocken« hervor, die lange ertönten. Er hatte sich gleichsam von uns verabschiedet. Wenige Tage vorher hatte er seinen Diener, der des Morgens und Abends an Bord kam, da er in einer der begleitenden Canoas fuhr, gefragt, ob noch ein Buch aus der mitgebrachten Bibliothek für ihn da wäre. »Noch eins, und das letzte«, war die Antwort, »Sie haben dann alles gelesen.« Es sollte wirklich sein letztes sein und betitelte sich »Las tierras del cielo« (Die Erden des Himmels) von Flammarion.

Inzwischen war die Sonne hell aufgegangen, man hörte die eisernen Türen des Kessels zuschlagen, das Sicherheitsventil fing an zu pfeifen und geschäftiges Hin- und Herlaufen verkündete den baldigen Aufbruch. Fizcarrald kam herüber, um uns guten Morgen zu wünschen, aber nicht, um uns zu begleiten, da er sich mit seinen Indianern sicherer fühlte. Endlich, auf vieles Zureden, entschloss er sich, wenngleich ungern, auf dem »Adolfito« zu bleiben.

Wir setzten uns nun langsam in Bewegung und fuhren während des ganzen Vormittags ohne Unterbrechung. Während dieser Zeit drehte sich die Unterhaltung ausschliesslich um Versicherungsangelegenheiten. Vaca-Diez bemerkte, dass am Tage, an welchem er stürbe, für seine Familie gesorgt sei, während Fizcarrald behauptete, dass es keinen Zweck hätte, sich zu versichern, da bei Lebzeiten die Quoten wohl regelmässig eingezogen, im Sterbefalle an die Angehörigen aber nicht ausgezahlt würden.

Wohl gegen $3^1/_2$ Uhr bemerkte ich plötzlich, dass wir uns einer gefahrlichen Stromschnelle näherten, weshalb ich hinaus ging, um nach dem Manometer zu sehen. Wir hatten vierzehn Atmosphären, die der diensthabende erste Maschinist halten zu können glaubte. In der Annahme, dass wir unter diesen Umständen ohne anzulegen durchhalten könnten, ging ich wieder in die Kabine. Mit einem Male, ich traute kaum meinen Augen, wurde ich gewahr, dass der Dampfer einen ganz falschen Kurs nahm und sprang mit einem Satz hinaus zum Steuermann. »Das Steuer dreht sich nicht, ich kann das Steuer nicht gerade gegen den Strom halten«, gab mir dieser zur Antwort.

Alles war Augenblicksache, bereits war der Dampfer von dem rasenden Strome in die Flanken gefasst und trieb quer pfeilschnell flussabwärts. An der linken Seite des Flusses erhebt sich eine zerklüftete

Digitized by Google

Felswand, wenige Augenblicke fehlten und das Vorderteil des Dampfers wäre an den hervorragenden Blöcken zertrümmert worden. »Voll rückwärts!« gab ich das Kommando, und um Zentimeter gelang es, den Anprall zu vermeiden.

Nachdem ich so den Dampfer rückwärts in freies Wasser gebracht hatte, liess ich anfangs »halbe Kraft« und bei erreichter Richtung »voll vorwärts« geben. Mittlerweile war auch der Dampf weggefallen, was mir ohnehin Veranlassung gab, anzulegen. Das Manöver gelang! Nun galt es, schnell ein Tau an Land zu bringen, aber bei dem Phlegma der Indianer und ihrem leidigen Grundsatz, immer nur das zu tun, was jedem zukommt, war es mit der nötigen Eile schlecht bestellt.

Im nächsten Augenblick schon drängten sich die Wassermassen zwischen Schiff und Land und drehten das Vorderteil mit solcher Kraft in den Strom, dass der Mann am Lande nicht mehr gegenhalten konnte. Das Unglück wollte, dass das Steuer sich nicht von der Stelle bewegte, obwohl drei Mann daran arbeiteten. Der Dampfer legte sich sofort und nahm hinten Wasser, das ihn mit Riesengewalt niederdrückte. Ich liess nun »vorwärts« geben, um ihn möglichst schnell aufzurichten, aber vergebens. Einen Anker besass der »Adolfito« nicht mehr. Der junge Angestellte am Lande war bereits ins Wasser gesprungen und unter den Dampfer gekommen, weshalb ich »voll rückwärts« gab. Der dadurch herbeigeführte Strudel brachte ihn wieder hervor. Schon füllte sich der Maschinenraum, mit Schrecken sah ich die furchtbare Gefahr, wir waren unrettbar verloren; das Hinterteil überlief bereits, während ich noch immer am Steuer vergebens riss.

Ich hatte Vaca-Diez schon vorher einen grossen Rettungsring hingeworfen, welchen er aber in seiner Todesangst liegen liess. Beide, Vaca-Diez wie Fizcarrald, schwangen sich durch die Fenster in die tosende Flut. Vom Deck herunter fielen Ruder, das zusammengelegte Boot und vieles andere mehr. Noch stand ich allein auf der Spitze und erwartete das Platzen des Kessels, was aber nicht geschah. Mit einem Kopfsprung, weit ausholend, stürzte auch ich mich in den reissenden Strom, und der »Adolfito« verschwand in den reissenden Fluten, während bis zum letzten Moment der Musikkasten spielte: »Martha, Martha, du entschwandest«.

Ich schwamm lange und versuchte an Land zu kommen, indessen warfen mich die Strudel immer wieder hinaus. Meine Kleidung wurde mir schwer und die mit Nägeln beschlagenen Stiefel zogen mächtig nach unten. Da erinnerte ich mich meiner Freunde Vaca-Diez und Fizcarrald, die beide nebeneinander verzweifelt an einem Rohrstuhl kämpften. Ich drehte mich, hielt mich einen Augenblick gegen den Strom und im gleichen Moment trafen sich unsere Blicke zum letzten Male, sie gingen

Digitized by Google

lautlos unter. Ich musste meine ganze Selbstbeherrschung zusammenfassen, um ihnen nicht zu folgen, es war ein fürchterlicher Augenblick.

Der ganze Vorgang von Anfang an war das Werk weniger Augenblicke. — Ich schwamm noch immer, während ich mir fortwährend sagte: »Nur ruhig bleiben und nicht den Kopf verlieren.« Meine Kräfte fingen an zu erlahmen und nur mit äusserster Anstrengung konnte ich mich noch halten. Da erschien die Rettung. Der zweite Maschinist Albers aus Hamburg rief plötzlich vom Land aus: »Halten Sie sich; eine Canoa kommt!« Und wirklich, eine Canoa mit wilden Cachivos-Indianern ruderte mit aller Kraft gegen den Strom auf mich zu. Es war die höchste Zeit, ich konnte mich nicht mehr halten und, vielleicht nur noch einen Meter entfernt vom rettenden Boote, versank auch ich. Aber blitzschnell griff der an der Spitze stehende Wilde in den Strom und hatte mich glücklich erfasst. Totenbleich wurde ich an das Land gebracht, wo mich die sämtlichen Ueberlebenden herzlich umarmten. Eine furchtbare Katastrophe hatte stattgefunden! Wir konnten kaum glauben, dass unser »Adolfito« auf dem Grunde lag und die Fluten brausend und gefühllos über unsere Freunde und ihn dahintobten. Vor Minutenfrist in fröhlicher Unterhaltung, und welches Bild bot sich nun? Wie grausam hatte das Geschick uns zugesetzt! Ich wäre am liebsten mit dem Kopf gegen die Felsen gelaufen, denn ich war der Verzweiflung nahe.

Ausser meinem alten Freund Vaca-Diez und Fizcarrald ertranken der Maschinist Emil Menth aus Hamburg und Juan Baldié, ein Franzose. Letzterer ist von niemand gesehen worden, während Menth einen Fuss breit vom Ufer die hingereichte rettende Hand seiner Kameraden nicht erreichen konnte und vor deren Augen verschwand. Da standen wir nun am Ufer des reissenden Flusses, dem wir so oft getrotzt hatten, und rangen die Hände. Bald ahnten unsere stromabwärts wartenden Gefährten, was passiert war, denn der Fluss trieb Koffer, Kisten, Bretter, Ruder und Heizmaterial, sowie das Deck des Dampfers mit sich. Nur unsere Canoas, ebenso ein grosses eisernes Boot, welches der »Adolfito« bisher geschleppt hatte, waren zurückgeblieben.

Am Mittage hatten wir, kurz vor dem Unglücksorte, eine geringe Schnelle zu passieren, deren Strom uns gebot, das eiserne, seetüchtige Rettungsboot zu lösen und mit den Indianern den Fluss hinaufzuschicken. Nachdem wir die kleine Stromschnelle ohne Schwierigkeiten überwunden hatten, beabsichtigte ich anzulegen, um das Boot wieder ins Schlepptau zu nehmen. Aber der unglückliche Vaca-Diez, welcher das bemerkte, rief mir zu: »Lassen Sie uns doch weiter fahren, der Dampfer läuft gerade so schön, die Indianer können ja noch ein wenig rudern!« So kam es, dass wir unsere Reise ohne das grosse Boot fortgesetzt hatten. Dasselbe hatte sechs Tonnen Gehalt und vorn und hinten grosse, hermetisch verschlossene Luftkasten. Hätte ich dieses Boot an der Seite des Dampfers

Digitized by Google

gehabt, so wäre ihm höchstwahrscheinlich nichts passiert, oder es wäre Zeit gewesen, sich da hinein zu retten. Das Boot war stets längsseit hinten und vorn am Dampfer angebunden, ebenso befanden sich neben den Tauen scharfgeschliffene grosse Waldmesser, um damit im Falle eines Unglücks das Boot schnell losschlagen zu können.

Der voraufgegangene Abschied von der Mannschaft, die Klosterglocken, die fast nie gespielt wurden, die Unterhaltung über Versicherung, das letzte Werk: »Las tierras del cielo« und das während des Unterganges spielende Stück »Martha, Martha, du entschwandest«, das ausnahmsweise Fehlen des Bootes, sind das nicht eine Reihe von Faktoren, die geradezu auf Bestimmung schliessen lassen? Selbst über den Rettungsring stürzte der Doktor hinweg.

Wir Ueberlebenden standen nun inmitten der Wildnis; alles, was wir an uns trugen, war nass, und fast alles, was wir besassen, verloren. Ich hatte wenig gerettet und war ausserdem der einzige nicht Versicherte. Meine Tagebücher, Photographien, Waffen und Sammlungen hatten natürlich hier ihren Untergang gefunden. Den Maschinisten war das Unglück überhaupt noch nicht klar geworden, denn während ich in stilles Brüten versank, stimmten sie »die Wacht am Rhein« an.

Gegen acht Uhr abends erreichten uns die Canoas und unser Boot. Die Indianer weinten und jammerten laut um ihren Herrn. Den Cachivos, die mich gerettet hatten, schenkte ich verschiedene von den aufgefischten Gegenständen. Zum Glück hatten die Indianer eine schwimmende fünf Literflasche aufgefangen und, ihren Inhalt nicht ahnend, abgegeben. Es war Pisco, ein Schnaps aus reiner Traube. Die Nachtkühle fing an, sich unangenehm fühlbar zu machen, und so waren wir wenigstens in der Lage, uns neben einem Feuer auch innerlich zu erwärmen.

Noch in derselben Nacht reiste ich in der kleinsten der Canoas mit einem Piros-Indianer und seiner Frau ab, um die Todesbotschaft nach Mishagua zu bringen. Das Opfer war sehr gross, denn ich hatte mir nichts mitgenommen, fuhr während der ganzen Nacht und des nächsten Tages und erreichte Mishagua erst nach abermals durchfahrener Nacht, am Morgen um drei Uhr. Die letzten Stunden in dem schwanken Fahrzeuge werden mir unvergesslich bleiben, denn ich durfte mich nicht bewegen und konnte den Schlaf nicht mehr bekämpfen. Alle Augenblicke fuhr ich zusammen und starrte dann schlaftrunken in das rasende Wasser. Bei meiner Ankunft entledigte ich mich zunächst meiner Schreckenspost bei dem Subdirektor unserer Gesellschaft, Herrn Fr. Hessel, der mit seiner jungen Frau in der seiner Zeit von Urubamba hinaufgeschickten Canoa nach Mishagua gereist war. Diese von allen hochverehrte Frau ist später leider auch ein Opfer der Verhältnisse geworden. Wie so viele,

Digitized by Google

hat sie den Boden ihrer Heimat nicht wieder betreten. Kuragiert war sie, und jeder Indianer, ob alt, ob jung, vergötterte sie.

Dann musste ich die junge Frau des unglücklichen Fizcarrald von dem Schicksal in Kenntnis setzen, das sie betroffen hatte. Ahnungslos sass sie mit ihren drei Knaben am Kaffeetische, als ich heraufkam und sie begrüsste. Ich will dem Leser die Szene sparen, welche stattfand; eine schwerere Aufgabe habe ich nie gelöst! Sofort wurden fünf Canoas ausgerüstet, Leinenstoffe und auch Gerätschaften mitgenommen, und wir, Herr Hessel und ich, fuhren nach wenigen Stunden wieder flussabwärts, um die unglücklichen Opfer zu suchen. Erst am fünften Tage fanden wir leider nur den Körper des Señor Fizcarrald, während die übrigen nicht aufgefunden wurden.

Weit unterhalb der Unglückstelle ist am erhöhten Ufer, inmitten der Wildnis, der kühne Erforscher dieser Gegenden, Herr Carlos Fermin Fizcarrald, zur ewigen Ruhe gebettet; ein einfaches Kreuz kennzeichnet die Grabstelle. Ganz Bolivien nahm Teil an dem traurigen Schicksal des grossen Unternehmers Dr. Antonio Vaca-Diez.

Digitized by Google

XIII. KAPITEL.

Mit schmerzerfüllter Seele wurde die traurige Rückfahrt angetreten, während ich mich zur »Cintra« begab, um diese nun nach Mishagua zu bringen. Ich hatte nun vier Maschinisten an Bord, diejenigen der »Cintra« und des »Adolfito«, auf welchem drei gefahren waren, ausserdem Herrn W. Bühring aus Hamburg, den Diener des Doktors und einen andern Franzosen als Koch — das frühere Pärchen war mit der »Laura« zurückgefahren — sowie einen Indianer als Lotsen. Alle übrigen waren in Canoas nach Mishagua gefahren. — Da die »Cintra« auf dem Trockenen lag, so kostete es viel Arbeit, sie mittels Lokomotivwinden und andern Mitteln wieder flott zu machen. Es gelang indes und wir fuhren anfänglich ohne Schwierigkeit. Die »Cintra« schleppte das Boot des »Adolfito«. Aber schon am Nachmittag des zweiten Tages lief der Dampfer auf. Unser Lotse hatte sich geirrt.

In diesem Augenblick erklärte mir fast die ganze Mannschaft, mit Ausnahme des englischen Maschinisten, der mit den deutschen nicht harmonierte, und des Herrn Bühring, dass sie nun nicht mehr Lust hätten, täglich ihr Leben zu wagen. So fatal die Lage war, man konnte es den Leuten kaum verdenken. Sie hatten schon Uebermenschliches geleistet, kein Schuhwerk mehr und nur zerlumpte Kleidung. Ich gab ohne weiteres meine Zustimmung; sie sollten mich verlassen, wenn sie es fertig brächten. Der Dampfer lag auf einer Sandbank mitten im Strome, der fortwährend gegen ihn arbeitete. Da es geschehen konnte, dass der Fluss plötzlich stieg und das Schiff dann ohne Dampf gewesen wäre, so verpflichtete ich die sich zur Abfahrt rüstende Mannschaft, die »Cintra« mit Tauen hinten und vorn am Ufer anzubinden. Die Taue waren lang genug um über den Fluss zu reichen.

Da sass ich nun mit einem Maschinisten und Herrn Bühring, der obendrein an der Dysenterie in der Kabine lag. Gegen 6 Uhr früh verliessen mich die Leute, mit der Absicht, nach Mishagua zu fahren, was,

Digitized by Google

wie ich voraus wusste, ihnen niemals gelingen würde. Indes liess ich sie gewähren. Bis zum Mittag sann ich über mein Schicksal nach, unsere Lebensmittel waren gering, nur Reis war noch vorhanden. Plötzlich kam mir der Gedanke, die Weiterfahrt zu versuchen und den andern zu zeigen, dass ein Wille mehr leisten kann, als acht Männerkräfte. Ich rief den Engländer Drapper herbei und fragte ihn, ob er mir beweisen wolle, dass er wirklich ein ganzer Kerl sei? »O yes, Sir!« Wir nahmen unser einfaches Frühstück ein und gingen dann sofort ans Werk.

Wir stiegen bis an den Leib ins Wasser und handhabten unsere schwere Lokomotivwinde mit Löwenmut in dem rasenden Strom. Nach zweitägiger Arbeit wurden wir zu unserer grossen Freude ein Knirschen gewahr, ein Zeichen, dass der Dampfer sich bewegt hatte und es uns bei ausdauernder Geduld gelingen müsse, das Schiff wieder flott zu machen. So arbeiteten wir unverdrossen bis es dunkel war und hatten den Dampfer schon ziemlich schief gestellt, so dass uns nun die Kraft des Wassers zu Hilfe kommen konnte. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch setzten wir unsere Bemühungen mit Erfolg fort. Bald fehlte nur noch wenig, und wir mussten nun daran denken, die Taue loszubinden. Das war allerdings eine recht schwierige Aufgabe, deren Lösung mit der grössten Lebensgefahr in Verbindung stand. Drapper konnte nicht schwimmen, und Herr Bühring, ein vorzüglicher Schwimmer, war krank. Also entschloss ich mich und ging zunächst Zoll für Zoll auf der Sandbank hinauf, um mich an dem geeigneten Punkt in den Strom zu stürzen, und nicht in die unterhalb befindlichen zahlreichen Baumstämme getrieben zu werden. Das Tau des Hinterteils war in dieser Palisada befestigt, was die Mannschaft mit Hilfe des Bootes vor der Abfahrt noch bewerkstelligt hatte.

Wenige Augenblicke, bevor ich den Dampfer verlassen hatte, trieb eine grosse Otter den Fluss hinunter und zeigte beim Passieren des Dampfers wütend ihre Zähne. Diese Tiere, welche man in Brasilien Arirenhas nennt, sind äusserst gefährlich und deshalb von den Eingeborenen ungemein gefürchtet, da sie im Wasser sofort angreifen und man dann rettungslos verloren ist. Sie ähneln unserer Otter, sind aber doppelt so lang.

Nun war ich soweit, um das Wagnis unternehmen zu können, den rasenden Strom zu durchschwimmen. Fieberhaft arbeitete ich mich durch und erreichte das nur einige Meter von der Palisada entfernte, überhängende Tau, an dem ich mich schnell festhielt und mich dann an das nahe Ufer zog. Im Nu hatte ich das Tau gelöst; aber noch stand der Rückweg bevor. Dazu überfielen mich die lästigen Mariguis von allen Seiten und peinigten mich besonders im Rücken. Mein Mut fing an zu sinken, das Bild sah von hier nach drüben anders aus, als von drüben nach hier; aber was half's, auf Hilfe konnte man nicht rechnen, es musste gewagt sein. Bühring musste mich wohl beobachtet haben, denn er ermannte

Digitized by Google

sich zum Aufstehen und rief mir zu, sich bereit stellend: »Versuchen Sie es; ich springe Ihnen nach, wenn der Strom Sie in die Palisada treibt!« Ein gewiss hochherziger Entschluss; ich will ihm an dieser Stelle wiederholt meinen tiefsten Dank aussprechen.

Ich ging nun weit am Ufer hinauf und sprang dann, ohne mich noch weiter umzusehen, ins Wasser. Beim Heruntertreiben flog ich mit den Knien gegen den ersten Pfahl, an dem ich mich nun festhielt und glücklicherweise Grund fühlte. Von Bord aus konnte man mir hierher eine Leine zuwerfen, die ich auch nach wiederholten Versuchen erfasste. Die beiden an Bord zählten und bei »3« liess ich den Pfahl los. Zwar musste ich gehörig Wasser schlucken, aber ich erreichte den Dampfer, wenn auch ganz erschöpft vor Erregung und Erbrechen. Aber hier war keine Zeit zu verlieren. — Nachdem ich mich genügend erholt hatte, zog ich mich an dem Tau, welches das Hinterteil des Schiffes mit der Palisada verband, zu dieser hinüber und setzte mich reitend auf einen der grossen Stämme, um nun für Heizmaterial zu sorgen. Mit einer Leine, welche man mir zuwarf, zog ich ein Beil herüber und begann die über Wasser ragenden, erreichbaren trockenen Stämme abzuschlagen, die dann mit derselben Leine an Bord gezogen wurden. Nach dieser Operation zog ich auch mich wieder an Bord, woselbst wir das Holz zerkleinerten und aufstapelten.

Alles, was im Schiffe aus Holz war, wurde zerhackt, so die Kabinentüren, die Deckel von den Kohlenbunkern usw. Nun wurde tüchtig eingeheizt und unter »Rückwärts« und »Vorwärts voll« der Dampfer losgearbeitet. Herr Bühring stand mit dem Waldmesser am hinteren Tau, um dieses einfach unter Verlust desselben im gegebenen Moment zu kappen. Ich stand am Steuer, von wo aus ich den Hebel mit der rechten Hand noch erreichen konnte, um die Dampfkraft zu geben, die ich für nötig hielt. Plötzlich mit rasender Geschwindigkeit drehte der Strom den Dampfer und unter »Tau los!« waren wir flott, fuhren aber zu unserm Schrecken seitwärts auf einen Baumstamm los. Gottlob war er morsch und krachte ab. Mit polizeiwidrigem Ueberdruck waren wir abgefahren und hatten Kraft genug, die Stromschnelle zu überwinden.

Nach einer halben Stunde Fahrt legte ich auf der andern Seite, oberhalb am Urwalde, an einer sicheren und tiefen Stelle an. Meine Freude war gross; ich hätte aufjauchzen können vor Uebermut, war mir doch mein Vorhaben glänzend gelungen. Nun gingen wir wieder daran, Holz zu schlagen und alles andere nötige zu besorgen. Von nun ab spielte ich Kapitän, Steuermann, ein Stück Maschinist, Koch und Matrose zu gleicher Zeit, aber wir fuhren, was die Hauptsache war, lustig weiter. Unser Patient fühlte sich wohler und konnte das fortwährende Loten übernehmen. Im Vollgefühl unseres Triumphes entbehrten wir gerne und arbeiteten uns die Hände wund.

Digitized by Google

Am nächsten Tage hatten wir gerade angelegt, um unser einfaches Reisfrühstück zu bereiten, als ich plötzlich oberhalb einen Punkt bemerkte, der sich näherte und in dem ich bald mein Boot mit den Ausreissern erkannte. Nicht schlecht staunten sie über die »Cintra«, die sie noch weit unten glaubten, und konnten natürlich nicht begreifen, wie wir sie flott gemacht hatten. Jeder trat nun sein Amt wieder an, während ich das Steuer übernahm, denn ich war froh, sie wieder an Bord zu haben. Aber schon am nächsten Nachmittage bot sich ein neues Hindernis. Der Strom teilte sich in drei schmale und reissende Arme. Wo war nun der Kanal zu finden? Nachdem wir doppelten Dampfdruck aufgemacht hatten, versuchten wir unser Glück, aber vergeblich. Der Dampfer, den die tobenden Wasser möglichst unglücklich zu liegen brachten, knirschte nur und lag fest. Noch will ich erwähnen, dass wir unser eisernes Boot am Walde versteckt hatten liegen lassen, da wir es doch nicht schleppen konnten.

Es fing an spät zu werden und der Dampfer musste irgendwo befestigt werden, denn den Anker, der auch auf steinigem Grund unbrauchbar ist, hatte die »Cintra« schon im Ucayali verloren. Niemand wollte durch den Strom, der nur bis etwas über die Hüften reichte, an Land mit dem Tau, welches, einmal im Strom schleppend, furchtbar zieht. So übernahm ich es und stieg ins Wasser. Auf dem besten Wege und schon ein gutes Stück vorwärts gezogen, überschlug ich mich plötzlich, kam aber glücklicherweise wieder auf die Beine, doch verlor ich meinen einzigen Hut, der im nächsten Moment schon weit fort war. Endlich ermannte sich dann der schwächste und kleinste der Maschinisten, der nicht einmal schwimmen konnte, und kam an dem von mir gehaltenen Tau herüber, wo wir dann zu zweien zogen. Zum Schluss halfen sie alle. Auf diese Weise stellten wir eine Verbindung mit dem Lande her.

Nicht weniger als drei Tage versuchten wir immer wieder den Ansturm, aber vergebens. Endlich, am Morgen des vierten Tages, kam Rettung in Gestalt von Indianern, die mir den Kanal zeigten. Sie erkundigten sich zunächst genau nach dem Tiefgang des Schiffes und übernahmen dann, auf der Spitze in gebückter Stellung genau den Flusslauf visierend, die Führung. Man hörte oft die Steine knirschen, was aber die Indianer keineswegs beirrte, denn sie kannten den Fluss zu genau. Ich glaube, wenn der Dampfer nur wenig mehr Tiefgang gehabt hätte, wäre es nicht gelungen, hinaufzukommen. Zu bewundern war jedenfalls die Sicherheit der Indianer. Sie brachten uns hinauf und verabschiedeten sich stillschweigend. Durch unser langes Ausbleiben beunruhigt, schickte man uns dann endlich einen guten Lotsen und vor allen Dingen Lebensmittel und Getränke. Sogar zwei Flaschen Cognac waren

Digitized by Google

mitgekommen, die natürlich allgemeine Freude hervorriefen, ferner zwei Karabiner und Kugeln. Nach noch dreitägiger Fahrt sahen wir endlich die Palmdächer von Mishagua, wo eine jubelnde Begrüssung der tapfern Mannschaft zu teil wurde.

Während ich mit der »Cintra« mich hinaufkämpfte, hatten die übrigen oben in Mishagua auch das ihrige zu leisten. Die indianische Bevölkerung wurde aufsässig, weil sie keinen Herrn mehr hatte, und begann zu revoltieren. Besonders hatten sie es auf die anwesenden weissen Frauen abgesehen und trachteten zunächst danach, die Männer zu ermorden. Deshalb wurden die 14 Frauen in einen Raum des Haupthauses gebracht, während die Männer ihr Lager ringsum aufschlugen. Glücklicherweise waren ihrer genügend, so dass der Anschlag von vornherein vereitelt wurde.

Für mich handelte es sich nun zunächst darum, zurück nach Iquitos zu kommen, um der Hafenpolizei über den untergegangenen »Adolfito« Rechenschaft abzulegen. Leider kann ich an dieser Stelle nicht verschweigen, dass sich die Angestellten des Herrn Fizcarrald in durchaus unwürdiger Weise betrugen. Waren wir doch völlig hilflos und lagen ihnen mit dem noch aus 17 Personen bestehenden Rest der Expedition zur Last. Obwohl genügend Canoas vorhanden waren, gelang es mir selbst gegen Bezahlung nicht, ein solches und noch viel weniger Leute zu bekommen. Da ich unter keinen Umständen in Mishagua bleiben wollte, entschloss ich mich, ein Floss zu zimmern und suchte mir, trotzdem mir alle abrieten, geeignete Korkstämme.

Am Morgen des 11. August bestieg ich dann in Begleitung eines Franzosen, der sich leider später als Taugenichts entpuppte, ferner eines grossen schwarzen Affen mein kleines Floss und wurde bald unter Winken und Rufen vom Strome entführt. Das von Lianen zusammengehaltene Floss war etwa 1,50 Meter breit und 3 Meter lang und entbehrte jeder Deckung. Was es heisst, auf einem so gefährlichen Flusse eine Flossreise zu unternehmen, sollten wir bald erfahren. Wir mussten sehr aufpassen und möglichst Pfählen aus dem Wege zu gehen suchen, denn ein einziger hätte das Floss auseinander gerissen. Wir hatten viel Glück, wenngleich wir oft genug noch gerade haarscharf an einer Palisada vorbeitrieben.

Der Fluss war mittlerweile wieder stark gefallen, so dass er an manchen Stellen ein ganz anderes Gepräge bekommen hatte, doch war er immer nur zu unserm Nachteil verändert. Es hatten sich selbst kleine Wasserfälle gebildet, die wir aber rechtzeitig erkannten und möglichst im Kanal passierten. Eines Tages hörten wir schon von ferne ein Brausen und Tosen. Zwar wusste ich von der Herauffahrt her, dass uns heut eine böse Stelle bevorstand und hatte der Vorsicht halber alles festgebunden, der Fluss war aber gefallen und bot eine zehnfache Gefahr. Zu halten,

Digitized by Google

war nicht mehr möglich, denn der Strom lief schon bedeutend schneller, an Land zu kommen, war es zu spät, wir mussten uns also auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Schon raste unser Floss. Ich trachtete, im Kanal zu bleiben, aber der Strom schleuderte das gebrechliche Fahrzeug gerade auf die Felsen zu. In demselben Augenblick gähnte ein schwarzes Wasserloch vor mir. Da hinein, dachte ich, oder wir zerschellen, riss mit aller Kraft das Steuer herum, warf mich blitzschnell auf den Leib und klammerte mich an. Selbst mein Affe Pucho erkannte rechtzeitig die Gefahr, und

Stromschnelle im Urubamba

mit einem Sprung sass er auf meinem Rücken und krallte seine Finger in meine Gurgel. Zwar schlugen wir etwas auf, aber das Floss drehte sich herum und wir fuhren weiter. Es kostete mich Mühe, meinen Hals von den muskulösen Armen des Affen zu befreien, der mich zu erdrosseln drohte.

Unmittelbar darauf nahten wieder Felsen; wir ruderten tüchtig und wie der Wind sausten wir glücklich vorbei. Es ist gar nicht möglich, alles wiederzugeben, was wir durchzumachen hatten. Die ganze Reise ging auf Leben und Tod. Freilich blieb uns auch keine andere Wahl, als sie fortzusetzen. Endlich erreichten wir die Stelle, wo mein grosses Rettungsboot lag, aber auch unter schwierigen Verhältnissen, denn der Strom hatte

Digitized by Google

sich auch dort geändert, und ein Landen war ausgeschlossen. Ausserdem war es bei der Ankunft schon spät. Um zu übernachten, mussten wir durch Schlamm nach einem kleinen Sandhügel waten. Das Floss konnten wir nicht genügend an Land ziehen, da der Fluss zu flach war, und so blieb es etwa 20 Meter weit draussen liegen. Wir mussten nun schon bei Dunkelheit unsere Sachen nach dem Hügel tragen und zu diesem Zweck wohl jeder zehn- bis zwölfmal die Reise durch Wasser und Sumpf machen, dazu jedesmal mit dem umgehängten Karabiner, denn es gibt am Urubamba sehr viel Jaguare. Alle Augenblicke gewahrte man einen Schatten, den man vorher nicht gesehen zu haben glaubte, und vermutete in ihm irgend eine wilde Bestie. Die ganze Zeit fiel ein feiner Regen, gegen den uns nur ein kleiner Plan schützte. Endlich konnten wir uns ein Feuer anmachen und uns heissen Tee brauen; das war wenigstens eine Erquickung. Zum Schlafen kam ich nicht, da ich jeden Augenblick ein neues Geräusch hörte. So verbrachten wir die Nacht bei dem nervenzerrüttenden Summen zahlloser Moskitos. Ich wünsche keinem Menschen eine solche Nacht. Unter solchen Umständen kann auch der Mutigste verzagen. Mich beeinflusste leider bei solchen Expeditionen sehr das schlechte Wetter. Hätten wir klaren Himmel gehabt, so wäre ich wahrscheinlich ganz vergnügt eingeschlafen.

Am nächsten Morgen wurden wir gewahr, dass unser Boot vollkommen im Schlamm lag und der Fluss einige Meter davon entfernt lief. Unter furchtbaren Anstrengungen konnten wir unser Floss in die Nähe bringen. Die daran befestigten Bambusrohre brachen wir ab, um uns eine Brücke nach dem Boot zu bauen. Das gelang; Stab für Stab vor mich herwerfend gelangte ich glücklich hinüber und war nun doch wenigstens im Besitze des Bootes. Aus Vorsicht hatte ich die Lokomotivwinde mitgenommen, und in der Tat hätten wir ohne diese das Boot niemals von der Stelle gebracht. Wir brauchten einen vollen Tag, um es in das nahe Wasser zu bringen, und arbeiteten dabei bis an die Hüften im Schlamm. Welches Gefühl der Wonne erfüllte uns, als wir am nächsten Morgen in unserm sicheren Boot sassen! Selbst Pucho schien sich zu freuen, denn während der Franzose ruderte, machte der Affe am Ruder über Wasser seine Kunststückchen. Das Boot hatte sehr hohen Bord. Ebenso wie auf dem Floss, so auch hier mussten wir einige heftige Regengüsse über uns ergehen lassen.

Endlich erreichten wir gegen 10 Uhr nachts, bei verschleiertem Monde, die Mündung des Tambo. Die traurigsten Erinnerungen wurden hier in mir wach. Hier hatten die »Laura« und der »Adolfito« zusammengelegen. Was hatte sich inzwischen alles zugetragen! Noch will ich erwähnen, dass der Stuhl, an welchem die beiden unglücklichen Opfer sich bis zum letzten Moment angeklammert hatten, unterwegs von mir aufgefunden wurde und sich nun im Boot befand. Ebenso ist merkwürdigerweise das ziemlich dicke

Digitized by Google

Buch »Las tierras del cielo«, mit dem goldenen Pincenez des Dr. Vaca-Diez zwischen den Blättern, auf dem Urubamba schwimmend gefunden worden. Ich habe dasselbe später der in London lebenden Witwe persönlich zugestellt. Die letzte, halb verbrauchte Kiste Zigarren, welche in der Kabine auf dem Tisch stand, trieb ebenfalls auf den Fluten und kam in meinen Besitz.

Wir verbrachten hier die Nacht und steuerten am nächsten Morgen in den Ucayali. Am zweiten Tage vormittags erreichten wir die Baracke Cumaría. Die Reise hatte von Mishagua bis hierher nur sechs Tage gedauert. Man kann sich danach ein Bild davon machen, mit welchem Strom man flussaufwärts zu kämpfen hat. In der Baracke Cumaría versah ich mich nun mit frischen Lebensmitteln, baute mir eine bequeme Kabine aus Segeltuch mit Vorhängen und legte noch eine zufällig vorhandene Strohmatratze hinein. Ein wahrer Prachtsalon war nun fertig! Cognac hatte ich auch erobert, eine Unmenge Schildkröteneier, frisches Fleisch für einen Tag und anderes mehr. Den Franzosen setzte ich hier ab, da mir seine Gesellschaft nicht behagte. Mut will ich ihm nicht absprechen, den bewies er schon dadurch, dass er überhaupt mit mir gekommen war. Auch undankbar möchte ich nicht gegen ihn erscheinen, aber er passte mir nicht, weshalb ich ihn seiner Zeit schon vom »Adolfito« auf die »Laura« abschob.

Digitized by Google

XIV. KAPITEL.

Es war ein heisser Tag, als ich, mit Pucho an der Hand und in Begleitung der Bewohner der Baracke, dem Ufer zuschritt, um nun die Reise allein fortzusetzen. Für meinen treuen Gefährten hatte ich eigens einen hohen Mast eingesetzt, damit er daran turnen konnte. Das Tier vertrieb mir auf diese Weise manche Stunde. Schrecklich begann es zu schreien, wenn ich an Land ging und es nicht mitnahm. Es gab sich nicht zufrieden, bis ich kam und es holte. Dann gab es mir eine Hand und ging in grossen Sätzen auf den Hinterbeinen oder zog sich hoch und liess sich tragen, wobei es freundlich grunzte. Kurz, Pucho war mein Freund, der in allen Stunden, und nicht nur in den guten, zu mir hielt. Uebrigens war Pucho ein Fräulein und hatte als solches auch den menschlichen Fehler, gern zu naschen. Besonders liebte er kondensierte Milch, steckte in einem unbeobachteten Augenblick die schwarzen Finger in die Büchse und leckte dann mit sichtlichem Wohlbehagen einzeln die Finger ab, wofür freilich die Strafe nicht ausblieb.

Die Nächte verbrachte ich zum grössten Teil auf dem Fluss, indem ich mich mit dem Strome treiben liess. Einmal passierte es mir, dass ich auf dem Fluss erst des Morgens, wohl gegen 8 Uhr, durch den sengenden Sonnenbrand geweckt wurde. Bis gegen Morgen war ich, hin und wieder aufwachend, getrieben, hatte sogar auch fleissig gerudert, war dann aber, vom Schlafe übermannt, auf der Bank eingeschlafen. Während der Nachtfahrten konnte ich wenig erkennen; die Ufer lagen in zarten Nebel gehüllt, der mir alle möglichen phantastischen Gestalten vorgaukelte; zeitweise mahnte mich das Rauschen des Wassers gegen einen Pfahl zur Aufmerksamkeit, worauf ich sofort wieder in Halbschlaf versank. Einmal fand ich, als ich erwachte, zu meiner Ueberraschung, dass mein Boot an Land getrieben war. In der Nähe lagen Alligatoren, die sich sonnten, eine unheimliche Nachbarschaft! Oft genug geschah es, dass ich des Nachts plötzlich in eine Palisada geriet und jäh aus dem kurzen Schlafe geweckt

Digitized by Google

wurde. Es war dann eine schwere Aufgabe, das Boot gegen den andrückenden Strom aus den Zweigen zu befreien, und mehrere Male passierte es, dass auch in meinen Prachtsalon die Aeste drangen. Diese Zwischenfälle waren durchaus nicht harmlos, da häufig Riesenalligatoren auf den zusammengeschobenen Stämmen lagerten.

Hin und wieder entschloss ich mich auch, die Nacht im Walde zu verbringen. Gegen 5 Uhr nachmittags legte ich an, kochte mein einfaches Mahl aus Affen, Papageien oder Fischen und fuhr dann eine Strecke weiter, um den Schlafplatz zu wählen. Niemals verblieb ich auf dem Platze, auf welchem ich gekocht hatte, da durch das qualmende Feuer leicht Wilde auf meine Spur hätten kommen können. Hatte ich ein idyllisches Plätzchen gefunden, so legte ich an, zog mein Boot, so weit es möglich war, auf den Sand und ging mit meiner Freundin Pucho an der Hand in den schützenden Urwald. Schnell war der Boden vom Unkraut gereinigt und die Hängematte zwischen den Bäumen befestigt. Pucho kletterte in einiger Höhe auf einen Ast und verbrachte dort oben die Nacht; natürlich war er mit der Fischleine angebunden. Noch ein Blick den Fluss hinunter, noch ein Lauschen, ein vorsichtiges Abhorchen der Umgebung, und ich legte mich in meine Hängematte. Was ich fühlte, so völlig allein in dieser auf Hunderte von Meilen ausgedehnten Wildnis, das kann nur der nachempfinden, der selbst im stillen und nächtlichen Urwalde die imponierende Macht der Natur kennen gelernt hat. Diese Reise mit allen ihren Gefahren würde ich sofort noch einmal unternehmen; aber ob sie wieder so glücklich abliefe, ist allerdings die Frage.

Meine Büchse stand stets bereit am Baume, indes lag es mir fern, davon Gebrauch zu machen und die in meiner Nähe befindliche Tier- und Vogelwelt zu verscheuchen. Nicht einmal ist der Gedanke in mir wach geworden, dass mir etwas zustossen könnte. Ich habe mich stets mit der grössten Seelenruhe hingelegt und mich dem Schutze des Höchsten anempfohlen. Eine Gefahr hätte mir auch der Affe rechtzeitig gemeldet.

Gegen 8 Uhr verstummen alle Tierstimmen und eine feierliche Stille lagert sich über die Natur. Selbst das geringste Rascheln im Laube ist vernehmbar; man hört wie seine eigenen Atemzüge die Brust heben und senken, und so im Traum gewiegt, verliert man sich in sorglosen Schlaf. Nur hin und wieder schallt es durch die Nacht, wenn ein Alligator mit dem Schweife das Wasser peitscht, wovon ich allerdings oft wach wurde. Am nächsten Morgen lachte mir die Sonne dann so fröhlich in das Gesicht, dass ich in der heitersten Stimmung meinem Pucho »Guten Morgen« wünschte. In den Zweigen flatterte es geschäftig, bunte Pfefferfresser kletterten emsig umher und Kolibris schillerten in allen Farben, wie Diamanten im Sonnenschein. Mit besonderer Vorliebe blieb ich noch einige Zeit mit offenen Augen liegen, um diesem Treiben zuzuschauen

Digitized by Google

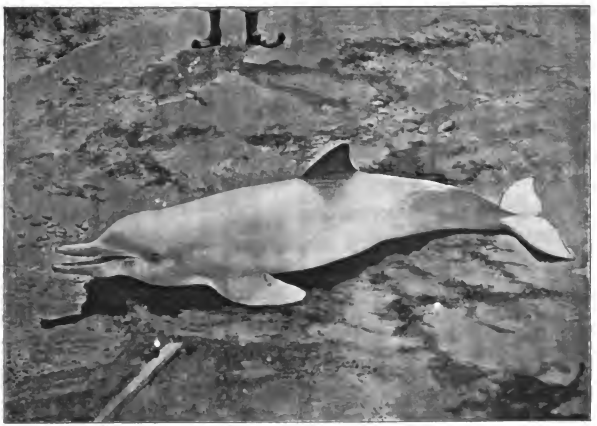
und das Spiel der Sonnenstrahlen in den Zweigen zu betrachten. Auf allen Blättern hängt frischer Tau — es ist ein entzückender Augenblick, das Erwachen im Urwalde. Am jenseitigen Ufer sitzt in den hohen Baumkronen ein Trupp Brüllaffen, der ein Morgenkonzert veranstaltet, dass man glauben könnte, alle wilden Tiere des Waldes hätten sich zum Kampfe gerüstet. Je grösser der Spektakel, um so sicherer fühlte ich mich. — Schnell machte ich heisses Wasser, bereitete den Tee und stiess freudig vom Lande. Pucho war ebenfalls seelenvergnügt. Nachdem ich dann treibend ein frisches Bad genommen, griff ich rüstig zum Ruder. Häufig legte ich an, d. h. ich liess mich möglichst vorsichtig an das Ufer treiben und besorgte mir nun mein Frühstück. Es gibt in dieser Wildnis so zahlreiches Wild, dass man auch als nur mittelmässiger Schütze bequem für seinen täglichen Bedarf sorgen kann.

Mit den beiden 3 Meter langen Rudern arbeitete ich von früh bis gegen Mittag, legte dann an einem geeigneten Ort an und kochte. In höchstens einer Stunde war ich mit allem fertig, stieg in mein Boot und ass, während ich mich treiben liess. Natürlich wurde ich fortwährend unterbrochen, da der Ucayali, namentlich im oberen Flusslaufe, sehr viel Baumstämme hat. In den ersten Tagen wurde mir das Rudern sehr schwer, ich umwickelte mir jedoch die Hände und gewöhnte mich allmählich an die harte Arbeit. Meine Hände hatten bald kein heiles Fleckchen mehr; nur der eiserne Wille, das einmal angefangene Wagestück zu vollenden und möglichst schnell nach Iquítos zu kommen, gab mir Kräfte.

Eines Morgens legte ich unterhalb der Mündung des Pachitea, eines linken Nebenflusses des Ucayali, an, um ein Bad im Flusse zu nehmen; gewöhnlich nahm ich ein Sturzbad im Boote und schöpfte das Wasser dann wieder aus. In der Mündung des Pachitea gibt es, wie mir bekannt war, sehr viele und grosse Alligatoren. Mein Boot hatte ich an das Land gezogen und stieg dann bis an die Hüften ins Wasser. Pucho machte inzwischen unter den komischsten Grimassen seine Freiübungen in der frischen Morgenluft und wunderte sich über mein gutsitzendes Badekostüm. Während ich mich mit einer Tutuma (Hälfte einer kürbisähnlichen Frucht) begoss, bemerkte ich, dass ein Gegenstand mit dem in der Nähe des Ufers ziemlich schwachen Strome auf mich zutrieb. Er drehte sich sogar im kräuselnden Wasser, so dass ich ihn, trotz meiner Erfahrung, für einen Baumstumpf hielt. Da plötzlich, in nur geringer Entfernung, verschwand der vermeintliche Stumpf; wie ich aus dem Wasser herauskam, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber sicher ist, dass ich einen Augenblick später einem Riesenkrokodil in den Rachen gefallen wäre. Mit gespannter Büchse wartete ich auf das Ungeheuer, aber leider kam es mir nicht mehr zu Gesicht.

Digitized by Google

Es ist die Gewohnheit dieser Tiere, wenn sie ihre Beute verfehlt haben, nicht wieder sichtbar zu werden. Wäre das Krokodil im Wasser leicht erkennbar, so würde ihm gewiss manche Beute entgehen, so aber hat die Natur ihm das Aussehen eines vom Wasser durchsogenen, verrunzelten Klotzes gegeben, was häufig eine Täuschung bewirkt. Ebenso ist es entschieden List, wenn es bei solchen Gelegenheiten unter Wasser bleibt. Sonst ist es unglaublich dumm. Wie oft habe ich auf Alligatoren geschossen, so dass die Kugel direkt vor der Nasenspitze einschlug und



Ein Boto

ihnen der Sand in die Augen spritzte, ohne dass sie sich im geringsten stören liessen. Sie hielten meine Kugeln wahrscheinlich für Sandflöhe.

Unbequeme Ruhestörer wurden mir die sogenannten Bufeos, in Brasilien Boto genannt. Es sind dies Delphine, deren Erscheinen schon die Aufmerksamkeit Alex. v. Humboldts erregte. Sie pflegen in ganzen Scharen zu schwimmen und kommen in allen Flüssen bis fast an die Kordillere vor; selbst oberhalb der Wasserfälle im Madeira treten sie zahlreich auf. Sie scheinen mir grösser zu sein als die Delphine, welche ich in der See gesehen habe, und sind neben ihrer aalartigen Färbung sehr häufig auch den Goldfischen in der Farbe ähnlich. Der Kopf dieser Tiere erinnert an einen Schweinekopf, weshalb man sie auch Schweinsfische nennt. Sie

Digitized by Google

sind, wie der Delphin, Säugetiere, und man erzählt überall von ihnen, dass sie besonders badenden Frauen gefährlich werden. Ich fürchtete sie, da sie ein sehr scharfes, haiähnliches Gebiss haben und mich auf weite Strecken verfolgten. Besonders nahmen sie mir des Nachts die Ruhe und schnaubten alle Augenblicke wütend am Boot empor, sie schlugen selbst gegen die Planken, so dass ich sie nur mit einigen Schüssen verscheuchen konnte. Sogar während ich am Lande sass und mein Essen kochte, hielten sie in der Nähe des Bootes Wache und prusteten zornentbrannt. — Weiter flussabwärts sind sie jedoch an Boote gewöhnt und zeigen sich nicht ganz so bösartig. Ich halte sie für ebenso gefährlich wie den Hai.

Ein anderes sehr häufiges Tier, besonders im Ucayali und seinen benachbarten Lagunen, ist die Seekuh, Vaca marina genannt, die sehr harmlos ist, der aber ihres Fleisches wegen nachgestellt wird. Ferner gibt es, ich glaube wohl nur in den Gewässern des Ucayali und des oberen Marañon, noch den Paiche, eine Art Stockfisch, von durchschnittlich zwei Meter Länge. Das Fleisch dieses Fisches ist ein höchst gangbarer Artikel und nimmt hier am Flusse und in Iquitos die Stelle der in andern Gegenden beliebten Charque ein. Die beiden letzterwähnten Tiere werden mit der Harpune erlegt und bilden die Hauptnahrung der am Flusse lebenden Indianerstämme, insbesondere der Cocamas.

Es ist hochinteressant, die Geschicklichkeit dieser Indianer beim Fischfang zu beobachten; mit eiserner Ruhe und stets schweigend gehen sie ihrer Arbeit nach. Die im oberen Ucayali und dem Urubamba lebenden Cunibos-Indianer, ebenso die Cachivos sind sehr gewandt im Schiessen mit ihren langen Pustrohren. Die hierzu gehörigen kleinen Pfeilchen, deren Spitze vergiftet ist, sind nur cirka 25 Zentimeter lang und gleichen einem Strohhalm. Der Teil unterhalb der Spitze wird vor dem Gebrauch mittels eines Teiles von dem Unterkiefer eines kleinen Raubtieres ganz dünn gefeilt und am Ende mit Baumwolle, welche der Urwald liefert, umwickelt. Wird nun z. B. ein Affe getroffen, so reisst er natürlich das Pfeilchen aus, dieses bricht dann ab und die giftige Spitze bleibt im Körper, wo sie bald ihre Wirkung tut. Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig befinden sich die von mir mitgebrachten Pustrohre, Pfeile und Zubehör. Das Fleisch der auf diese Weise getöteten Tiere wird anstandslos gegessen.

Nach einer im ganzen 31tägigen Fahrt, während welcher ich noch manches Abenteuer zu bestehen hatte, kam ich am 12. September zum nicht geringen Erstaunen aller in Iquitos an. Wie ich aussah, brauche ich wohl nicht zu schildern, total verbrannt und mit ausgeblichenem Schnurrbart, ausserdem war eine sofortige Einkleidung nötig. Bevor ich nach Iquitos kam, suchte ich mir die nötigen Stoffe für eine deutsche

Digitized by Google

Flagge zusammen, die übrigens nie auf meinen Reisen fehlte, und brachte diese vorn und die peruanische am Heck des Bootes an. Die letztere hatte der »Cintra« gehört, doch nahm ich sie zum Andenken an diese sturmvolle Reise mit. Pucho turnte hoch am Flaggenstock und bewunderte unter vergnügtem Grunzen die Stadt Iquítos, während ich mächtig die Ruder anzog, die am Ufer stehende Menge begrüsste und dann endlich unter herzlichem Händedruck an Land stieg, wo bald die Pfropfen knallten und das Fest des Wiedersehens gefeiert wurde.

Digitized by Google

XV. KAPITEL.

Mein ganzes Denken und Trachten war nun natürlich auf die Heimreise gerichtet. Der Wunsch, nach achtjähriger Abwesenheit Deutschland wiederzusehen, erfüllte mich mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Mein erster Blick galt dem Hafen, und dort lag auch schon ein Seedampfer, der »Huascar«, der nach Hamburg gehen sollte. Schon seine blosse Anwesenheit schien zu genügen, um die Heimreise zu sichern.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Iquítos kam ein Dampfer von Pará herauf, welcher die europäische Post und mit ihr die absolute Notwendigkeit brachte, eine Extrapost nach Mishagua zu schicken. Wer sollte die Führung übernehmen? Wir sassen gerade beim Frühstück, als die Nachricht anlangte. Ich ass ruhig weiter und sah auf meinen Teller, aber ich ahnte schon, was nun kommen würde. Und richtig, man trug mir die Führung des Dampfers an. Ich hielt es erst für einen Scherz und lehnte selbstverständlich ab. Vor Ueberanstrengung hatte ich noch keine ruhige Nacht verbracht. Meine Nerven waren so abgespannt, dass man mich einmal nach dem gewohnten Cock-tail vor der Mahlzeit schlafend nach Hause bringen musste. Wie konnte ich da an erneute Strapazen denken? Aber, was soll ich sagen, dem vereinten Zureden und Bitten meiner Freunde, dem sich insbesondere der deutsche Konsul anschloss, gelang es schliesslich, mich zu einer Zusage zu bewegen, und schon am 20. September früh fuhr ich auf dem »Bolivar« wieder stromaufwärts ab nach Cumaría.

Der »Bolivar« war ein recht gefährliches Fahrzeug, da er im Verhältnis zu seiner Länge zu schmal war. Auf Anraten anderer Kapitäne entschloss ich mich, mein grosses Boot wieder längsseit zu nehmen. Der Dampfer war englisches Fabrikat von einer berühmten Werft, entsprach aber den Anforderungen keineswegs, sondern liess zu wünschen übrig. Der »Adolfito« ist verschiedentlich nach seinem Untergange als deutsches Schiff von den Engländern angegriffen worden. Dagegen möchte ich

Digitized by Google

bemerken, dass die vielen der Firma W. & C. in Iquitos gehörigen Dampfer sämtlich deutsches Fabrikat sind, dass sie präzis gearbeitet sind und gut laufen. Die Dampfer der Firma R. Holtz in Harburg haben überall im Amazonas mehr Anklang gefunden als die englischen. Dass wir die Engländer durch den Aufschwung unserer Maschinen-Industrie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen haben, kann ich ihnen allerdings nachfühlen.

Am 30. September erreichte ich wieder Contamana, nachdem ich verschiedentlich auf Sandbänke gefahren war und unbedeutende Hindernisse überwunden hatte; auch neun Alligatoren zierten bis hierher meine Schussliste. Häufig liess ich anlegen, um in kleinen Waldbächen, welche in den Fluss münden, zu fischen. Zu diesem Zweck bestieg ich mit meinen beiden indianischen Lotsen die mitgenommene kleine Canoa und fuhr mit dieser hinein in den Bach. Ich trug stets meine Büchse bei mir und steuerte, während die Leute ruderten oder die Tarafa, das Fischnetz, warfen. Wir hatten recht eifrig gefischt und waren eben im Begriff, den Bach zu verlassen, als ein riesiger Alligator hinter mir auftauchte. Ich sass in dem Einbaum, nur eine Spanne über Wasser, sprang auf den Anruf der Indios blitzschnell auf und schoss dem mir entgegengähnenden Ungeheuer die Kugel auf zwei Schritt Entfernung in das Auge. Eine Welle füllte fast die Canoa und drohte sie umzuwerfen; indes rührte sich der Koloss nicht mehr. Es war dies ein total verrunzelter, gewaltiger alter Kämpe mit rostfarbenem Rücken und bleigrauen Flanken. Diese Art ist besonders gefährlich und deshalb gefürchtet. Mittlerweile hatten wir uns schon dem oberen Flusslaufe genähert und konnten wegen der Palisadas des Nachts nicht mehr fahren. Gegen 5 Uhr wurde Halt gemacht und erst am nächsten Morgen die Reise fortgesetzt.

In meiner Mannschaft hatte ich drei Neger aus Westindien, die sich durch Fleiss und gutes Betragen meine besondere Sympathie erworben hatten. So geschah es häufig, dass mir diese Leute den Abend auf recht lustige Weise vertrieben; der Tisch wurde bei Seite gerückt und das schmale Vorderteil zum Tanzboden gemacht. Eine Kabine besass der Dampfer nicht, was an Regentagen den Aufenthalt recht unangenehm machte. Allan, ein baumlanger lustiger Kerl, begann seine Negertänze aufzuführen, wozu ihn seine beiden Kameraden mit Gesang und Harmonika begleiteten. Inzwischen liess ich ein Gläschen Glühwein brauen und erheiterte so die ganze Gesellschaft. Die Zwischenpausen wurden ausgefüllt, indem ich eine grosse Musikdose aufzog und deutsche Lieder spielen liess. Auf diese Weise ersetzt man sich in der Wildnis Konzert und Theater und entbehrt diese, solange man bescheiden ist, recht gern. Allan erwies sich auch als gewandter Detektiv, indem er verschwundene Konserven etc. mit Virtuosität aus den Koffern anderer Matrosen ans Tageslicht beförderte.

Digitized by Google

Nach einer verhältnismässig schnellen Reise kam ich glücklich in Cumaría an, wo mich Franchini am allerwenigsten erwartet hatte. Schon von weitem beobachtete er den Dampfer mit dem Fernrohr und vermutete mit Recht den »Bolivar«, von welchem ich ihm an Bord des »Adolfito« erzählt hatte. Sein Erstaunen wich der Freude, als ich ihn mit einem schäumenden Glase Sekt begrüsste, denn der »Bolivar« war dieses Mal mit viel Sorgfalt und Geschmack ausgerüstet worden, so dass es weder an Speise noch Trank mangelte. Das hatte ich mir von vornherein ausbedungen.

In liebenswürdigster Weise war Franchini bereit, sofort eine Canoa mit Cunibos-Indianern nach Mishagua zu schicken um die Postkiste hinaufzubringen. Eine Kiste Wein, die ich für Mrs. Hessel bestimmt hatte, scheint die Gemüter der sonst ehrlichen Cunibos verführt zu haben, denn sie ist bis heute noch nicht angekommen.

Der Fluss war soweit gefallen, dass ich mit dem Dampfer die Mündung des Urubamba nicht hätte passieren können, und so beschloss ich die Rückreise schon am nächsten Morgen anzutreten. Mein Boot hatte ich schon im unteren Ucayali gelassen, da es die Fahrgeschwindigkeit behinderte. Ich hatte sogar jede einigermassen helle Nacht benutzt, obgleich das wegen der damit verbundenen Gefahr gegen den Brauch ist, um eine schnelle Reise zu machen und fuhr nun zurück in der Mitte des Stromes mit vierfacher Geschwindigkeit, wagte sogar wieder während der Nacht zu fahren, denn die Heimat zog mich mächtig.

Am unteren Ucayali kam ich in die seltene Lage, die Stelle eines Priesters zu vertreten. In einer kleinen Baracke, deren einzige männliche Bewohner Indianer waren, sollte das Kind einer Christin getauft werden, und die Mutter bat mich, die Taufe zu vollziehen. Es wurden einige Lichte herbeigebracht und angezündet, während welcher Zeit ich das Baby in den Armen schaukelte. Mein erster Maschinist übernahm den Posten eines Assistenten, während ich versuchte, meine Sache so gut als möglich zu machen; zunächst liess ich mir mitteilen, was ich zu tun habe, dann traten wir in feierlicher Runde zusammen. Wenngleich mein Maschinist ein verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken konnte, so gelang mir die Zeremonie über alle Erwartung. Nach Beendigung der heiligen Taufe schenkte ich meinem Täufling eine Kiste Bier, empfing als Gegengeschenk einen kleinen Truthahn und dampfte voller Priesterwürde feierlichst ab.

Am 14. Oktober vormittags erblickte ich frohen Herzens den Hafen von Iquítos. Dreimal zog ich kräftig die Dampfpfeife, und auch dieses Werk war vollendet. Die Reise hatte im ganzen nur 24 Tage gedauert, eine Zeitdauer, die bis dahin noch nicht erreicht war; allerdings war es nicht die Leistung des englischen Dampfers, sondern die gewagte Zuhilfenahme der Nächte, die sie ermöglichte.

Digitized by Google

Nun stand meiner Abreise nach Deutschland nichts mehr im Wege, und am 24. Oktober fuhr ich im »Rio Branco« den Amazonas hinunter nach Pará, wo ich am 14. November ankam. Hier schiffte ich mich an Bord der »Madeirense« ein und eilte der Heimat zu. Unterwegs erlebte ich noch, bevor ich den europäischen Boden wieder zu Gesicht bekam, im Golf von Biscaya einen furchtbaren Sturm, der damals in allen Zeitungen von sich reden machte. In Havre angekommen, sah ich zum ersten Male wieder europäische Damen. Wie soll ich mich ausdrücken? — Ich fand sie alle hübsch.

Als der Dampfer »Allemannia«, auf dem ich von Havre nach Hamburg fuhr, die Nordsee erreicht hatte und ich wieder deutsches Wasser sah, deutschen Lotsen in die verwitterten Züge blickte, schliesslich Cuxhaven passierte und Hamburger Segler auf der Elbe begrüsste, da hielt's mich nicht länger, und der Kapitän und erste Offizier mussten einen — unvermeidlichen Cock-tail mit mir trinken.

Und nun kam in Potsdam der Empfang meiner Eltern, denen ich von Funchal auf der Insel Madeira ein kurzes Telegramm gesandt hatte und die mich bis dahin noch in den Urwäldern, aber nicht auf der Rückkehr geglaubt hatten. — Das war meine schwächste Stunde. — Gehe hinaus, Leser, trotze den Stürmen der Natur und des Schicksals, und dann komme zurück und sieh wohl in die alten treuen Augen — aber einen Greis und eine Greisin vor dir!

Digitized by Google

XVI. KAPITEL.

Mein stets gehegter Plan, ein deutsches Unternehmen in jenen Gegenden des Amazonas ins Leben zu rufen, verwirklichte sich, und am 16. November 1898 ging ich an der Spitze eines Hamburger Unternehmens, in Gesellschaft eines Mitdirektors und zweier Angestellter, wieder zurück.

Für unsere Geschäftszwecke nahmen wir einen Doppelschraubendampfer »Alberto« mit, welcher die Reisen zwischen dem Acre und Manáos machen sollte. — Mein Kompagnon, Herr Leser, und ich machten die Reise von Hamburg nach Lissabon mit der Eisenbahn, indem wir von Paris ab den Süd-Expresszug benutzten. Ich erwähne dies, um Reisenden diese Route zu empfehlen, denn nicht nur, dass man dadurch die an und für sich unangenehme Fahrt durch den Kanal vermeidet, sondern sie erspart Zeit, ist interessant und ermüdete uns beide durchaus nicht.

Schon wenige Tage nach unserer Ankunft in Manáos hatten wir das Unglück, den für die Kontorarbeiten bestimmten jungen Mann am gelben Fieber zu verlieren. Mit diesem traurigen Ereignis ging ein Unglückstern an unserm Horizont auf und leuchtete über uns während der ganzen Zeit in Gestalt der unglaublichsten Schwierigkeiten. Ein grosses Warenlager, welches wir zum Tausch gegen Gummi mitgenommen, lag eine Reihe von Monaten im Zollhause in Manáos und wurde der Gegenstand schamloser brasilianischer Intrigen. Aber über die Zustände Brasiliens, besonders Nordbrasiliens, zu schreiben, würde mich hier zu weit führen, da sie eine Geschichte für sich bilden.

Im Laufe der Zeit erwarb ich neben dem peruanischen auch noch das brasilianische Patent als Kapitän und konnte somit das Kommando an Bord des Dampfers »Alberto« übernehmen. Das Titelbild zeigt das Innere der ersten Kabine; neben dieser befand sich ein bequemer Baderaum mit Waschtoiletten, und dann folgte das kleine, acht Personen fassende Esszimmer. Sämtliche Räume wurden stets auf das Peinlichste weiss gehalten

Digitized by Google

und boten vermöge ihrer inneren Einrichtung einen äusserst behaglichen Aufenthalt. Die erste Kabine hatte sechs Fenster, das Badezimmer zwei, das Esszimmer vier. Als besondere und einzig auf dem Amazonas vorhandene Spezialität wirkte ein kleines emailliertes Schild, auf welchem die Worte standen: »Se suplica no escupir sobre la cubierta« (Man bittet, nicht auf Deck zu speien). Es sei betont, dass es kaum einen Brasilianer gibt, welcher nicht in unverhohlenster Weise in jeder Gesellschaft und an jedem Ort um sich speit. Man denke sich daher die Wirkung dieser Warnungstafel.

Die brasilianischen Behörden, welchen das Schiff sehr gefiel, statteten uns dann teilweise Besuche ab und schnüffelten umher. Man hielt es sogar für ein bolivianisches Kriegschiff und vermutete Waffen und Kanonen an Bord, obwohl nach meinem Dafürhalten nicht der geringste Grund zu solchen Vermutungen vorlag. Der Amazonas ist frei für alle Handelschiffe der Welt, nicht so für Kriegschiffe. Die Nebenflüsse des Amazonas hingegen sind, sofern sie sich innerhalb der brasilianischen Grenzen befinden, dem folgenden Gesetz unterworfen: Der Besitzer eines Dampfers, dessen Kapitän und zwei Drittel der Mannschaft müssen brasilianischer Nationalität sein; im übrigen unterliegt die Führung des Schiffes etc. den allgemeinen internationalen Gesetzen der Seeschiffahrt. Dieses Gesetz bietet gewiss den einheimischen Kapitänen und Mannschaften grossen Schutz; aber hier, wie bei allen brasilianischen Gesetzen, ist die Verordnung nicht zur Befolgung, sondern zur raffiniertesten Ausnutzung geschaffen. Sie tritt nur in Kraft, wenn von privater Seite ein materieller Nutzen dabei zu erzielen ist.

Aber wenn ich auch zur brasilianischen Nationalität übertreten und vom Heck unseres Dampfers die Landesflagge wehen lassen musste, so war damit an meiner Gesinnung, Gott sei Dank, nichts geändert. Wenigstens gehöre ich nicht zu jenen Deutschen, die im Auslande ihr Vaterland verleugnen, vielleicht sogar ihren deutschen Namen verunstalten und, wie es leider oft der Fall ist, den heimatlichen Boden verhöhnen. Unsere erste Kabine schmückte ein grosses und wohlgelungenes Porträt, welches S. M. den Kaiser Wilhelm in Gardekürassieruniform darstellte, sowie ein Bild des Fürsten Bismarck. Ein Porträt der kaiserlichen Familie stand auf einem Eckbrett. Das deutsche Reichswappen war allenthalben sichtbar. Wer zu uns an Bord kam, hatte das angenehme und überraschende Gefühl, sich auf einem sauberen deutschen Schiffe zu befinden. Unsere Boote, Ruder, Eimer, selbst die Lampen trugen die preussischen Farben, die Mannschaft war wohldiszipliniert, und an Bord herrschte strenge Ordnung. — Unser kleiner Steward Balbino, ein Mulattenknabe, sprach bald mit Fertigkeit die wenigen deutschen Worte: »Es lebe Kaiser Wilhelm, hurra!« Er fand stets eine Gelegenheit, wenn deutsche Gäste an Bord kamen, seine Kunst anzubringen.

Digitized by Google

Am 27. Januar früh flatterten mit dem Glockenschlage acht die deutschen Farben im Winde — das erste Mal, dass der Geburtstag unseres Kaisers im Hafen von Manáos festlich begangen wurde. Das Bankett, welches unsere Firma zur Feier des Tages für die deutsche Kolonie der Stadt an Bord des »Alberto« veranstaltete, fand am nächsten Morgen in der Zeitung Erwähnung. Als gutes Potsdamer Kind tat ich hiermit nur meine Pflicht. Mit welchem Enthusiasmus feiern z. B. die Engländer den Geburtstag ihrer Königin — eine schöne Eigenschaft der englischen Nation, die leider bei uns im Auslande wenig Nacheiferung findet.

Nach unendlichen Scherereien konnten wir endlich am 18. Mai die Anker lichten und unsere erste Reise nach dem Acre antreten. Inzwischen war die Jahreszeit stark vorgeschritten, und der Fluss fiel täglich zusehends, so dass wir auf einen Erfolg zwar hoffen, aber nicht mit Sicherheit rechnen konnten. Um unser grosses Warenlager zu befördern, kauften wir einen grossen Leichter, einen ehemaligen Dampfer, welchen wir »Rhein« tauften. Diesen legten wir längsseits des »Alberto« und schleppten ihn ohne Mühe mit hinauf.

Unsere Mannschaft bestand aus dem besten dort zu beschaffenden Material — eine Rotte von Ganz- und Halbnegern, die sämtlich Spitzbuben und Hallunken waren. Nur wenige von den Leuten haben eine geringe Fachkenntnis, sie besitzen aber stets eine amtliche Beglaubigung als Heizer, Trimmer, Steuermann, Matrose oder Koch. Das oben erwähnte Gesetz dient dazu, den Einheimischen Stellungen zu sichern, da sonst kein Eigentümer eines Schiffes, nicht einmal brasilianische Reeder, Brasilianer anstellen würden. Es ist eine ungeheuer schwere Aufgabe, mit solchen Banditen fertig zu werden, die sich vom Gesetz beschützt wissen und als Neger vom törichten brasilianischen Humanitätsdusel, der »Gleichberechtigung der Schwarzen«, profitieren. Meine deutschen Maschinisten standen fortwährend in Gefahr, erstochen zu werden, während auf mich dreimal ein Mordanschlag in letzter Sekunde vereitelt wurde. Besseres Menschenmaterial gibt es am Amazonas nicht, denn der ausgehungerte Auswurf Brasiliens aus Ceará strömt hier zusammen.

Wir verliessen den Rio Negro und dampften bald den Amazonas hinauf in den Purús hinein. In dieser Jahreszeit waren schon viele Playas (Sandbänke) frei, welche die Landschaft verschönten und uns täglich Gelegenheit gaben, mächtige Alligatoren zu schiessen. Es gibt deren im Purús, wenn zur beginnenden Trockenzeit der Fluss zu fallen anfängt, zahllose Exemplare.

Die Ufer des Purús sind fast durchweg, wofern nicht trockene Playa vorhanden ist, mit einem spärlich gewachsenen Buschwerk bedeckt, einer Art Weide, die man dort »Aranas« nennt. In diesen liegen nun regungslos die kolossalen Reptilien, die trotz des schnell herannahenden Dampfers

Digitized by Google

sich nicht von der Stelle bewegen. Mit der Büchse in der Hand lauert man ihnen auf und hat das Vergnügen, alle Augenblicke den Riesenkopf eines solchen Tieres zu entdecken. Im Laufe der Jahre hatte ich mir darin eine ziemliche Fertigkeit angeeignet und erkannte sie im ersten Moment. Auch mit seiner Waffe wird man vertraut, so dass man an den Erfolgen derselben seine helle Freude hat. Am 2. Juni 1899 schoss ich im Laufe des Tages, ohne besonders darauf ausgegangen zu sein, 21 Alligatoren, Herr Leser beiläufig auch 5. Ich zähle nur diejenigen, welche nach dem Schuss gut zeichneten. Am 31. Mai erlegte ich 6, am 1. Juni 14, am 2. Juni 21, am 4. Juni 4, am 5. Juni 18, am 6. Juni 16, am 7. Juni 5 usw. Ein Schiffsunglück in einem dieser Flüsse würde für manchen Schwimmer den schrecklichsten Tod zur Folge haben.

Eines Nachmittags sahen wir direkt auf den fahrenden Dampfer zu von vorn eine Ente streichen. Herr Leser griff schnell zu seinem Drilling und schoss sie im Augenblick des Vorbeistreichens. Die Ente war kaum in das Wasser gefallen, wo sie noch mit den Flügeln schlug, als in demselben Moment ein enorm grosser Alligator blitzschnell herangeschossen kam und den Rachen aufriss, aber auch in derselben Sekunde, von einer Kugel getroffen, sich auf den Rücken wälzte und still vom Strome entführt wurde. Die Scene spielte sich fast neben dem Bord unseres Dampfers ab. Ein anderes Mal sah ich beim Kreuzen des Flusses an einem Vormittage mit dem Fernglas am Ufer auf einer rings von Aranas umgebenen flachen Stelle ein mächtiges Krokodil in seiner ganzen Länge aus dem Wasser ragen. Ich liess sofort halbe Kraft geben und näherte mich mit dem Dampfer langsam seitwärts dem Ufer. Es war ein Riesenvieh, welches sich da gemächlich zur Hälfte kühlte und den Oberkörper von der Sonne bescheinen liess. Nun zielte ich und drückte ab. Mit einem Satz sprang der Koloss hoch, richtete sich auf den Hinterbeinen kerzengerade in die Höhe, was einen famosen Anblick gewährte, und schlug dann um, dass das Wasser hochspritzte und in einer langen Welle dahinrollte. Schade, dass man in solchen Momenten die Kamera nicht zur Hand hat.

Häufig bekamen wir auch grosse Affen zu Gesicht. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Beobachtung, dass gewisse Affenarten, die ich am Beni, Madre de Dios, Acre und Chipamanu getroffen hatte, entweder hier nicht vorkamen, oder aber in etwas veränderter Form auftraten. So gibt es beispielsweise den langgeschwänzten schwarzen Marimono, welchen ich, seiner Schmackhaftigkeit wegen, schon oft erwähnte, am Purús nicht, dahingegen statt seiner einen Vetter von ihm, den sogenannten Barigudo (Dickbauch). Dieser ist braun-grau meliert, nicht so behend, sonst aber dem Marimono durchaus ähnlich; er ist ungemein possierlich und wird sehr zahm. Wie meine Marimono-Aeffin »Pucho«, die ich leider in Iquitos verlor, beobachtete ich auch bei diesem Barigudo, dass die Tiere, wenn

Digitized by Google

sie wohl aufgelegt sind, ganz so lachen wie ein Mensch. Beide Affen leben in ein und demselben Walde, auf ein und demselben Kontinent und von derselben Frucht, aber auf begrenzten Gebieten. Schon am Beni hörte ich sagen: »Unten am Madeira sind die Marimonos braun!«

Unsere Fahrt ging, wenn auch mit zahlreichen Hindernissen, so doch vorwärts. Unser Lotse, der vom Hafenamt eine besondere Empfehlung wegen seiner guten Führung und Ortskenntnis besass, erwies sich als unwissender Trunkenbold, so dass ich mich schliesslich ohne ihn weiterbehalf und ihn am Tage unserer Ankunft in Antimary am Acre von Bord schickte. In diesem Oertchen wurden wir Fremden sogleich von der dortigen Behörde in Empfang genommen und zur Zahlung von fünf Contos oder 5000 Mark aufgefordert, womit wir die Erlaubnis erkaufen sollten, unsere Waren auf dem Acre einzuführen. Durch Verwendung eines Bekannten von meiner ersten Reise auf dem Acre kamen wir schliesslich mit 1 1/2 Conto davon. Die Behörde hatte es auf eine regelrechte Brandschatzung abgesehen.

Da mir die Fiebergefahr am Acre schon genügend bekannt war, so unterliess ich nicht, den Gesundheitszustand der Mannschaft genau zu beobachten und die nötigen Vorbeugungsmassregeln zu ergreifen. Jeden zweiten Morgen erhielt jeder eine Oblate mit 0,4 gr Chininum sulfuricum, ebenso sorgte ich für abgekochtes Wasser. Während meines einjährigen Aufenthaltes in der Heimat hatte ich durch gütige Vermittlung des leitenden Arztes am Josef-Krankenhause in Potsdam, Prof. Alberti, Gelegenheit gefunden, an den täglichen Vorkommnissen, besonders den Operationen im Krankenhause, teilnehmen zu dürfen. Ich widmete mich diesem Studium mit allerhöchstem Interesse und wurde nun hier am Acre gewahr, dass mir diese Zeit mehr genutzt, als ich erwarten konnte. Mit zahlreichen Medikamenten, guten Büchern und einer vollständigen Ausrüstung von chirurgischen Instrumenten versehen, fand ich bald Gelegenheit, zu nähen, Zähne auszuziehen usw.

Die Ansichten der in Fiebergegenden gewesenen Praktiker über den Ursprung der Malaria widersprechen zum Teil der neuerdings von der Wissenschaft aufgestellten Theorie. Auch ich gehöre zu den ersteren und betrachte zwar die Theorie der Uebertragung der Malaria durch Moskitos als erwiesen, aber nur sekundär. Ich will versuchen, im folgenden meine auf langjährige Erfahrungen gestützte Ansicht zu begründen. Am Ucayali kann man sich vor lästigen Moskitos nicht schützen, sie umschwärmen einen zu Millionen — aber dort gibt es keine Malaria, der Fluss ist durchaus gesund. Auch am Beni und Madre de Dios, wo es allerdings Moskitos nicht in diesen Massen gibt, ist von Malaria wenig die Rede. Ich selbst war dort recht gesund, obwohl ich mich oft leichtsinnig dem Klima aussetzte. Am Acre nun gibt es sehr wenige Moskitos, in gewissen Jahres-

Digitized by Google

zeiten könnte man sogar ohne Moskitonetz schlafen, so wenig oder fast gar nicht wird man belästigt. Wenn auch nur die des Nachts schwärmende Anopheles beschuldigt wird, den Malariaerreger in das Blut einzuführen, so müsste man doch wenigstens die Stiche derselben wahrnehmen.

Nach meiner Erfahrung liegt der Grund der Malaria in der Erde einerseits und im Wasser anderseits. Aus früher gemachten Wahrnehmungen ist mir bekannt, dass in Ländern, die ihrem Klima, ihrer Bodenbeschaffenheit und ihrer geographischen Lage nach für Malaria überhaupt in Frage kommen,

Antimary am Rio Acre

das Fieber so lange ruhte, wie der Boden keine Umwälzung erfuhr, dass es aber mit dem Tage auftrat, an welchem Erdaufschüttungen stattgefunden hatten, ob nun Moskitos vorhanden waren oder nicht. Das Fieber beschränkte sich alsdann auf diesen Herd, der schliesslich, da man an andern Punkten die gleiche Erfahrung gemacht hatte, von seinen Bewohnern verlassen wurde. Ich habe das nicht nur persönlich beobachtet, sondern es hat sich dasselbe z. B. auch bei den Erdarbeiten in Panamá und auf dem afrikanischen Kontinent gezeigt. In ganz ähnlicher Weise wird bekanntermassen die Ursache des Typhus im Wasser und in der Erde gefunden. Auch das gelbe Fieber schliesst sich dieser Regel an. Als Beispiel er-

Digitized by Google

innere ich an den wütenden Ausbruch desselben in Santos in Brasilien gelegentlich der Erdarbeiten für die Hafenmauern.

Aus diesem Grunde verwarf ich auch seiner Zeit das Projekt einer Eisenbahn vom Acre nach dem Tahuamanu. Das Gelände eignete sich entschieden, die Mittel wären ebenfalls zu beschaffen gewesen, aber die Menschen hätten gefehlt. Wären zu der am Acre an und für sich so heftig auftretenden Malaria noch die zur Ausführung der Eisenbahn nötigen Erdarbeiten gekommen, so hätte man bald vor der Frage gestanden: weiter morden, oder den Bau einstellen?

Kommen wir nun auf das Wasser zu sprechen, so liefert gerade der Acre ein treffendes Beispiel. Auf meinen zahlreichen Reisen auf den verschiedensten Flüssen verschiedener Zonen habe ich viel des Unglücks gesehen, welches auf alle mögliche Art die Menschheit dezimierte. Aber nirgend fand ich mehr Unheil als am Acre, den die Einwohner selbst als lebenden Kirchhof bezeichnen. Das Gebiet des Acre hat eine Bevölkerung von etwa zehntausend Köpfen, die aus Negern, Mulatten oder Brasilianern mit europäischem Blute besteht. In jeder einzelnen Baracke sind Fieberkranke, die auf allen Vieren umherschleichen und ihrem sicheren Tode mit vollem Bewusstsein entgegensehen. Ich werde nie einen Anblick vergessen, den ich eines Tages in einer äusserlich wohlgebauten Baracke hatte. Auf dem weit ausgerodeten Platze sah ich Rindvieh weiden, ein Zeichen, dass der Besitzer wohlhabend war. Sonst gewahrte ich kein lebendes Wesen. Ich stieg aus dem Boot und trat, das Haus argwöhnisch musternd, ein. Der lange Korridor war öde, bestaubt, ein offener alter Koffer, ein abgenutzter Besen lagen umher, nichts rührte sich. Auch mein landesübliches Klatschen in die Hände blieb unbeantwortet. Nun öffnete ich vorsichtig eine Tür und erblickte in einem völlig leeren Zimmer, auf einer an die Wand gestellten Bank zwei Figuren; es waren Menschen, zwei lebende Skelette, die hier ihr letztes Stündlein erwarteten. — Ob die Leute noch im stande waren, sich selbst zu ernähren, oder ihnen irgend eine Pflege zu teil wurde, weiss ich nicht. Sie sahen beide so entsetzlich und so verwahrlost aus, dass ich zum Boot hinuntereilte und die unheimliche Nachbarschaft verliess.

Der Acre ist sehr schmal, hat vielleicht in der Regenzeit, also bei vollem Wasserstande, eine Breite von durchschnittlich 25 Meter, und ist in seinem ganzen Gepräge verschieden von den andern Flüssen, die ich kennen gelernt habe. Der Rio de Oro (Goldfluss), wie er auch genannt wird, trägt, wie so oft im Leben das Gold, nur Fluch in sich und hat Siechtum und Elend im Gefolge. Sein Wasser ist, wie das des Amazonenstromes und des Purús, gelb und fliesst ziemlich stark. Der Fluss ist im Gegensatz zu andern Flüssen nicht fischreich, welcher Umstand von Fachleuten vielleicht auch in Zusammenhang mit dem Fieber gebracht

Digitized by Google

werden könnte. In der Regenzeit erreicht das Wasser eine Tiefe bis zu 40 Fuss; in der trockenen Zeit hingegen fällt es so enorm, dass man an vielen Stellen zu Fuss hinüberwaten kann. Hier liegt wohl eine der wichtigsten Bedingungen für das Gedeihen der Malaria-Erreger. Nicht nur das dicht bewachsene Ufer steht monatelang unter Wasser, auch der Urwald ist in seinen Niederungen, die bis an das Ufer reichen, auf grosse Entfernungen versumpft. Tritt dann das Wasser zurück, so gerät natürlich aller Pflanzen- und niedrige Baumwuchs in einen Verwesungsprozess und füllt die an und für sich schwere und feuchte Luft mit tödlichen Miasmen, die teils durch Einatmung, teils durch den Genuss von ungekochtem Wasser in den menschlichen Organismus gelangen. Die Zeit der Gefahr am Acre, d. h. der besonders stark auftretenden Malaria, ist natürlich die trockene Zeit, in welcher die bis dahin unter Wasser gewesenen Pflanzen, gefallenen Stämme usw. der Luft und Sonne ausgesetzt sind. Die Sterblichkeit sinkt in der Regenzeit fast um 80 pCt. Zu beachten ist ferner, dass der Acre nie auf einer Höhe stehen bleibt, er fällt oder steigt fortwährend, und zwar rapide. Ich habe den Acre innerhalb acht Tagen im Monat März um zwölf Fuss fallen sehen. Nun kommt es plötzlich vor, dass ein Turbion, wie ich ihn auf dem Madre de Dios beschrieben, eintritt und das Erd- und Pflanzenreich von neuem auf einige Tage unter Wasser setzt, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Alle diese Umstände sind entschieden massgebende Faktoren für die am Acre herrschende Malaria.

Auf der andern Seite ist einer der gefürchtetsten Punkte am Acre die neue bolivianische Grenzstation Puerto Alonso am unteren Acre. Die Mannschaften, welche die bolivianische Regierung dorthin sandte, ebenso die für die Zollabfertigung bestimmten Beamten sind teils geflüchtet, teils erlagen sie der Malaria. Hier habe ich nun einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie, dass der Malaria-Erreger im Wasser zu suchen ist. Das ist die Lage von Puerto Alonso. Habe ich eben zugegeben, dass die Malaria in den Niederungen des Flusses und besonders in der trockenen Zeit ihre Lebensbedingungen findet, so liegt Puerto Alonso auf einer Höhe, die einen Blick über den Urwald gewährt. Es erhebt sich steil unmittelbar am Acre und hat noch nie unter Wasser gestanden. Es fallen also die erwähnten Verwesungsprozesse des Pflanzenreiches fort, und wir haben den Grund der Malaria an anderer Stelle zu suchen. Ich bin verschiedene Male in Puerto Alonso gewesen und habe mich stets angelegentlich mit der Malaria-Frage dort beschäftigt. Dabei bin ich stets zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Menschen hier nach dem Genuss von ungekochtem Wasser erkrankten.

Hinter dem Hause läuft in zahlreichen Windungen ein silberklares Bächlein plätschernd zum Flusse hinunter. Das Wasser ist klar und frisch

Digitized by Google

und liefert einen kühlen angenehmen Trunk. Was gibt man nicht für ein solches Glas Wasser in den Tropen? Aber der Tod lauert hinter diesem Genuss, hier fand man stets den Urheber der Malaria. Jeder Ankömmling wird gewarnt, von dieser verlockenden Gabe der Natur zu kosten. Ich traf, als ich das letzte Mal in Puerto Alonso war, daselbst einen Franzosen, der mir sagte, dass er ganz gesund sei, aber noch nie in die Versuchung geraten wäre, Wasser aus diesem Bach zu trinken. Er trank stets Tee, Kaffee oder Spirituosen. Zum Schluss will ich noch bekennen, dass ich selbst stets unter sorgfältig geschlossenem Moskitonetz geschlafen habe. Welcher Reisende wüsste nicht, wie schlafraubend eine einzige Mücke werden kann? Des weiteren kann ich nicht leugnen, dass ich stets Wasser direkt aus dem Flusse getrunken habe. Allerdings bin ich dem Tode durch Malaria auch nur um Haaresbreite entgangen.

Eine auffallende Erscheinung am unteren Acre ist die enorme Sterblichkeit des Rindviehes und der Maultiere. In der Baracke Bagé, unterhalb des Rio Sinho, gingen in einer Trockenperiode über 30 Maultiere ein. Aehnliche Verluste sind in jeder Baracke zu verzeichnen. Die Tiere müssen allerdings schwer arbeiten und werden nicht gut behandelt. Die Leute sprechen dort von Sesoẽs, d. h. Malaria, bei den Tieren und betrachten diese vielfach als Todesursache. Ich selbst habe vielfach heftigen Schüttelfrost bei erkrankten Tieren beobachtet.

Wir waren nun schon vom 12.—23. Juni im Acre und erreichten am 23. das linke Nebenflüsschen Rio Sinho, einen berüchtigten Ankerplatz für Malaria-Kandidaten. Bis hierher hatte ich keinen Kranken an Bord, es wurde stets Chinin und nur gekochtes Wasser verabreicht. Wenige Minuten flussaufwärts liegt eine kleine Stromschnelle, welche den gleichen Namen trägt und den oberen vom unteren Acre trennt. Ich machte zwar einen Versuch, die Schnelle zu überwinden, indessen misslang er, und nur durch vorzügliches Manövrieren der Maschinen und der guten deutschen Bedienung konnte ein Schiffbruch verhütet werden. Die Passagiere flüchteten in die Boote, von denen eines leider umschlug, jedoch retteten sich alle Insassen an das Land. Der Fluss ist an dieser Stelle gerade so breit wie der »Alberto« lang, und treibt mit rasender Geschwindigkeit seine Wasser hinunter. Mitten im Flusse lief plötzlich der schwerbeladene Leichter auf eine Sandbank und lag schräg auf. Die Wasser tosten wütend gegen uns an, aber die schnell aufeinanderfolgenden Kommandos wurden exakt ausgeführt, und es gelang, beim Drehen den Anprall gegen die Felsenwand um Haaresbreite zu vermeiden. Mit rasender Geschwindigkeit fuhren wir nun flussabwärts, indes war die Gefahr vorüber. Wir mussten also, wiewohl ungern, in der Mündung des Rio Sinho Anker werfen.

Es ist eine dort bekannte Tatsache, dass dieser Fluss ganz besonders von der Malaria heimgesucht ist, und dass Mannschaften, welche dort

Digitized by Google

durch irgendwelche Umstände zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen sind, in kurzer Zeit auf die Hälfte reduziert werden. Man hat ferner die Beobachtung gemacht, dass Mannschaften, welche ihr Lager oberhalb der Stromschnelle aufgeschlagen haben, also sich in demselben Umkreise von vielleicht nur 1000 Meter befanden, nicht von dieser Krankheit befallen wurden. Es wird behauptet, dass das Wasser des unteren Acre Malaria erzeuge, während der obere Acre gesund sei. Ich kann dies aus persönlicher Erfahrung nur bestätigen. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass sich Moskitos nicht auf eine Peripherie von ca. 1000 Meter beschränken.

In der norwegischen Jolle »Manhagen« nach dem Chapory.

Da unser Dampfer im Rio Sinho liegen bleiben musste, so beschloss ich, nicht nur, um den oberen Acre kennen zu lernen, sondern hauptsächlich, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, eine Bootsreise bis zu dem Flüsschen Chapory zu unternehmen. Wir rüsteten unsere grosse norwegische Jolle »Manhagen« aus, und am 25. Juni fuhr ich in Begleitung meines ersten Maschinisten Pinnau, den Heizern Manuel und José und den Matrosen Martin und Pedro vom »Alberto« ab. Das Verdeck wurde schon nach den ersten zehn Minuten abgerissen, da es uns zu sehr am Rudern hinderte und oft an den Zweigen hängen blieb. Die Reise war zwar recht beschwerlich, aber doch interessant. Von meinen Leuten erkrankte, wiewohl

Digitized by Google

wir allen Launen des Wetters ausgesetzt waren, keiner an der Malaria, obgleich sie fortgesetzt Wasser aus dem Fluss tranken. Nur ich bekam an einem regnerischen Morgen Fieber, weswegen ich sogar die Reise zwei Tage unterbrechen musste; dasselbe stammte aber höchst wahrscheinlich noch von dem unteren Acre. Keiner der Leute besass ein Moskitonetz, und sie schliefen des Nachts nur auf dem freien Platz unter meinem Ueberzelt. Ich schlief im geschlossenen Doppelzelt, auf meiner bewährten eisernen Bettstelle. An Lebensmitteln, guten Getränken und täglich frischem Fleisch fehlte es nie. Jedenfalls fand ich die Aussage bestätigt, dass das Wasser im oberen Acre geniessbar sei, auch waren in den Baracken nur wenige Malariakranke, die sogar behaupteten, ihr Fieber vom unteren Acre heraufgebracht zu haben, trotzdem es dort unten nicht mehr und nicht weniger Moskitos gab als hier oben.

Nach siebzehntägiger beschwerlicher Reise kam ich gesund am Chapory an. Meiner Ansicht nach empfängt der untere Acre durch Zufluss von Gewässern aus dem Urwalde den Krankheitstoff, wobei ich an den oben erwähnten Rio Sinho und Puerto Alonso erinnere. Schon nach zwei Tagen erkrankte ich wieder, und zwar recht bedenklich. Ich litt an fortgesetztem Erbrechen, ohne auch nur das Geringste bei mir behalten zu können. Ich hatte während dieser Krankheit kein Fieber. Als dieser Zustand drei Tage gedauert hatte und meine Kräfte anfingen, Besorgnis erregend abzunehmen, beschloss ich schleunige Rückfahrt. Am 16. Juli mittags liess ich mich von zweien meiner Leute in das Boot tragen, und mit starkem Strom fuhren wir pfeilschnell flussabwärts.

Der fünfte Tag verging, ohne dass Besserung eintrat; das Erbrechen quälte mich entsetzlich. Teilnahmlos lag ich im Boot. Die Mannschaft tuschelte, während mein Maschinist Pinnau rührend um mich besorgt war. Schon um 4 Uhr liess ich anlegen und das Zelt aufstellen. Ich wurde an Land getragen und auf eine Kiste gesetzt, von der ich sofort herunter fiel, da ich mich nicht mehr aufrecht halten konnte. Endlich um 2 Uhr morgens behielt ich den Tee bei mir, welchen mir Pinnau gemacht hatte, und damit war die Krise überstanden. Nun fasste ich wieder Mut und bekam meinen Humor zurück. Schon am übernächsten Tage erlegte ich in voller Fahrt ein flüchtiges Wasserschwein mit einer wohlgezielten Kugel durch den Kopf, ein Zeichen meiner wiedererlangten Gesundheit. — Das beste Mittel gegen jede Krankheit und Unbill, welchen man in diesen Ländern ausgesetzt ist, sind zweifelsohne Energie und ein frischer Mut, die mich vor keinem Hindernis zurückschrecken liessen.

An einem Vormittage legten wir, um zu frühstücken, unmittelbar neben einer aus dem Walde hervorsprudelnden Quelle an. Das Wasser, kühl und klar wie Kristall, machte den verlockendsten Eindruck auf die vom Rudern erhitzte Mannschaft. Der Heizer Manuel war der erste und

Digitized by Google

glücklicherweise der einzige, welcher der Quelle zusprach, denn kaum hatte er getrunken, als er von dem heftigsten Magenweh befallen wurde. In wenigen Augenblicken sah er so entsetzlich aus, dass ich ernstlich für sein Leben fürchtete. Erst nach zwei Tagen erholte er sich einigermassen, wurde aber später stark von Malaria befallen.

Meine Reise nach dem oberen Acre bis zum Flüsschen Chapory gestaltete sich vom ersten Tage an zu einer recht mühseligen. Die norwegische Jolle war zu schwer, um mit ihr in einem so stark strömenden Flusse zu fahren; hierzu kam, dass meine brasilianische Mannschaft aus angeborener Trägheit nur ungern ruderte. Eine Erholung waren für mich stets die Abende, wenn ich nach vollbrachtem Tagewerk in meinem geräumigen Doppelzelt sass und bei einem Glase vorzüglichen Holstenbiers meinen Tabak mit Wohlbehagen schmauchen konnte.

Der obere Acre weist stellenweise recht romantische Partien auf. Hoch ragen die Felswände aus dem schmalen Flusse hervor, umrankte Blöcke hängen drohend über dem Wasser, ein feines Plätschern verrät ein Bächlein, welches im Zickzack seinen Weg über morsche Stämme und Steine zum Flusse nimmt. Weiterhin gewahrt man einen plateauähnlichen Vorsprung, dessen Hintergrund sich anfänglich in zerrissene Klüfte auflöst und dann zur steilen Wand erhebt. Ein alter Waldriese ist oben abgestürzt und liegt nun unbeholfen zwischen Felsen eingeklemmt; noch grünen einige Aeste, aber der Alte liegt im Sterben. Eidechsen und Chamäleons finden hier sichere Schlupfwinkel. Aus den Rissen des Plateaus tönt der tiefe Bass der Ochsenfrösche und die klagende Stimme des kleinen Strandläufers. Auch das Waldhuhn pfeift noch, und die Zweige knistern von heimlich schleichenden Nachtäffchen. Ich umkreiste noch einmal mein Zelt, warf einen Blick auf die funkelnden Sterne und die schaurig-schöne Umgebung und begab mich dann zur Ruhe.

Der dicke Lodenteppich im Zelte war sauber gefegt, mit weissem Leinen bedeckt, und das Ruhebett mit dem grünen Samtkissen, welches beim Untergange des »Adolfito« von den Fluten an das Ufer getrieben war und nun manche Erinnerung wach rief, stand einladend bereit. Recht häufig sah ich am nächsten Morgen die Fährten des Jaguars, der eine Runde um das Zelt gemacht hatte, und zwar so nahe, dass er die Füsse der Mannschaft beschnüffeln konnte.

Diese friedlichen Bilder wiederholten sich allabendlich; ich suchte mir stets einen schönen Schlafplatz aus. Morgens gab es dann Brüllaffen-Frühkonzert, auch Marimonos wurden zeitweise überrascht. Ausser diesen hatte ich täglich Gelegenheit, kleine gelbe Löwenäffchen zu schiessen, die in Scharen, laut pfeifend, anscheinend immer auf dem Marsche begriffen sind. Dieses Tierchen wird in der Gefangenschaft ungemein zahm und macht sich neben seiner Schmackhaftigkeit auch recht nützlich im Hause.

Digitized by Google

Kein schädliches Insekt, keine Spinne kommt in einem Hause auf, in welchem es sich befindet. Der in den Wäldern Südamerikas am meisten vertretene Affe ist der Silbador. Es ist nicht schwer, ihn zu schiessen, da er auf Locken regelmässig zu antworten pflegt. Häufig sah ich, dass diese Tiere die Angewohnheit haben, sich nach dem ersten Schuss, sofern man nicht getroffen hat, aus beträchtlicher Höhe herabfallen zu lassen und die Flucht unten zu ergreifen. Natürlich bekommt man sie dann nicht wieder zu Gesicht. Der Silbador ist grau meliert mit dunkler Kopfkappe, oder auch

Baracke Empreza am Acre

gelb mit etwas dunklerer Rückenfärbung. Man nennt sie dort auch, ihres weissen Gesichtes wegen, Gringos, ein Wort mit dem in Südamerika ganz allgemein Nordeuropäer, d. h. also blonde Menschen, bezeichnet werden.

Häufig kehren in diesen Gegenden die sogenannten Sures (Südwinde) ein, die während der Dauer von drei Tagen einen feinen Regen und für dortige Verhältnisse eine geradezu grimmige Kälte mit sich bringen. Tags zuvor hat noch eine Tropenhitze geherrscht und während der Nacht wird man von dieser eisigen Temperatur überrascht. Es ist aus diesem Grunde ratsam, sich von vornherein an einen Schlafanzug zu gewöhnen, da man sich andernfalls leicht Rheumatismus zuziehen kann.

Digitized by Google

Am 20. Juli nachmittags erreichten wir den »Alberto«, der von allen mit grosser Freude begrüsst wurde. Aber wie sahen die Zurückgebliebenen aus! Gelbe, langgezogene Gesichter fand ich wieder. Mein kleiner Steward Balbino sass fahl und in Decken gehüllt da. — Nun aber mit aller Macht den Dampfer klar gemacht, und fort aus dieser verpesteten Gegend! — Noch heute sehe ich die freudig erregten Gesichter vor mir, als ich an den Telegraph ging und »Fertig!« nach dem Maschinenraum signalisierte. Wenige Augenblicke später kam das Kommando zurück, die Taue wurden eingeholt, die Ankerwinde knarrte; stolz drehte sich der schlanke weisse Rumpf des »Alberto«, und mit erleichtertem Aufatmen verliessen wir den Rio Sinho. — Auf der Rückreise verwandelte sich der Dampfer in ein fahrendes Lazaret; es blieb keiner verschont, die Malaria war Herr auf unserm Schiffe.

Am ersten Tage fuhren bis zu einer Baracke, in welcher wir unsere Waren deponierten, was fünf Tage dauerte; darauf nahmen wir in den einzelnen Baracken Gummi in Fracht. Der Fluss war bedeutend gefallen, so dass wir stellenweise nur unter Aufbietung aller Kraft über den Grund schleiften. Die grösste Gefahr in der trockenen Zeit sind die Palisadas, die dann in Massen den Weg versperren und zum Teil über Wasser liegen. Da wir auch eine Anzahl Passagiere an Bord genommen hatten, die den Fluss natürlich sehr genau kannten, so wurden wir von diesen gewöhnlich auf verborgene Gefahren aufmerksam gemacht. Wo sie keine Auskunft erteilen konnten, legte ich in einer der zahlreichen Baracken an, um mich daselbst zu instruieren. Der Acre besteht fortgesetzt aus scharfen Krümmungen, welche der Schiffahrt ausserordentliche Schwierigkeiten bezüglich des Steuerns verursachen. Beim Hinauffahren fällt die Gewalt des stark fliessenden Wassers beim Drehen um eine Ecke plötzlich gegen den Bug, und beim Hinunterfahren lässt der nachschiebende Strom die Wendung oft nur um Haaresbreite gelingen. Mit Steuerbordmaschine »voll vorwärts« und mit Backbordmaschine »voll rückwärts« werden die recht oft sogar spitzwinkligen Krümmungen des Flusses genommen. Bis an den Punkt der Wendung gehen beide Maschinen unter vollem Druck, dann die eine rückwärts, die andere vorwärts. Dabei kommt es häufig vor, dass unmittelbar hinter der Ecke Verderben bringende Baumstämme liegen, denen mit Volldampf ausgewichen werden muss. Noch jetzt bekomme ich Alpdrücken, wenn ich an jene Momente zurückdenke, in welchen mir vor Aufregung oft die Haare zu Berge standen.

So sagte man mir eines Tages in einer Baracke, dass ich etwas unterhalb mit dem geladenen Leichter und Dampfer nicht mehr passieren könne, weil der Fluss daselbst zu wenig Wasser habe und Palisadas wie fünfzackige Gabeln im Kanal ständen; der Fluss fiel allerdings täglich, und es war keine Zeit zu verlieren, da wir sonst bis zum kommenden Oktober

Digitized by Google

oder November hätten sitzen können, was alljährlich verschiedenen Dampfern im Acre passiert. So habe ich zum Beispiel auf meiner Reise nach dem Chapory ein höchst eigenartiges Bild gesehen. Hoch oben auf einer Felsenplatte lag, wie auf einem Präsentierteller, ein grosser Dampfer von vielleicht 400 Tonnen, während ca. 12 Fuss unter ihm der zu einem Mühlbach gewordene Acre floss.

Ich erfand nun zunächst ein Mittel, um im Boot den Fluss fortgesetzt zu sondieren. Ich befestigte an unserer norwegischen Jolle »Manhagen« hinten eine verschiebbare Stange aus Flacheisen, die so gestellt werden konnte, dass sie den Tiefgang angab, welchen unser Leichter hatte. Am Vorderteile endigte die Stange in einer Kette, welche auf einen Bolzen gehakt war. Mit dem erforderlichen Tiefgang versehen, schickte ich nun das Boot voraus und liess auf diese Weise den Fluss sondieren. Die Passage erwies sich tatsächlich als ausserordentlich schwierig, ebenso bestätigte sich die Gefahr der Baumstämme. Ich brauchte einen Vormittag um den Fluss gründlich abzuloten. Zum Unglück lag die Durchfahrt genau in einer Biegung; auf der linken Seite fand ich zu wenig Wasser, und auf der rechten nicht zu beseitigende Baumstämme, etwas weiter hin lagen wieder Baumstämme auf der linken Seite. Die hoch über Wasser ragenden kahlen Stubben liess ich abschlagen, damit sie nicht in das Geländer des Dampfers greifen konnten. Passagiere und abkömmliche Mannschaft schickte ich in der »Manhagen« voraus, um sie nach überstandener Gefahr wieder an Bord zu nehmen. Da der Telegraph unweit des Steuers stand, so übernahm ich die Führung selbst, nahm einen tüchtigen Ermutigungsschnaps und dampfte langsam ab. Am Ufer hatten sich die Insassen der »Manhagen« aufgestellt, um die Durchfahrt des Dampfers anzuschauen.

Um mit Gewalt die Durchfahrt zu gewinnen, liess ich Ueberdruck herstellen und fuhr nun mit vollem Dampf glücklich hindurch. Aber ich muss gestehen, dass ich selten so firm in die Speichen des Steuerrades gegriffen habe, als an diesem Tage. Der Leichter wurde tatsächlich unter heftigem Schwanken über den Sand gezogen. — Einige Tage später liefen wir aber doch auf, und zwar derartig, dass wir drei Tage zappelten. Der Dampfer hatte weniger Tiefgang als der Leichter und war deshalb flott geblieben. Innerhalb weniger Stunden hatte sich bereits an der freien Seite des Leichters soviel Sand angespült, dass man auf den trockenen Sand springen konnte. Die Lage war ähnlich wie die oben beschriebene, nur waren weniger Baumstämme vorhanden, dafür aber ein enormer Pfahl in ungünstigster Lage.

Schliesslich löste ich den Dampfer, fuhr eine kurze Strecke flussabwärts und drehte dann wieder, den Kurs flussaufwärts nehmend. Beim Passieren des Leichters liess ich eine dicke Trosse überholen und befestigte

Digitized by Google

diese an die hinteren Puller des Dampfers. Sämtliche Operationen, sowohl die auf dem Dampfer als auf dem Leichter, leitete ich von ersterem aus. Das Fatale war, dass die unglückliche Lage des Leichters mich zwang, mit dem Dampfer oberhalb des Baumstammes zu manöverieren, während der Leichter unterhalb lag, und zwar musste ich diagonal operieren. Ich hatte somit vollauf zu tun, die Lage des Dampfers zu wahren, der infolge des Stromes fortwährend hin- und hergedreht wurde und Gefahr lief, mit den Schrauben in die Trosse zu geraten. Zum Unglück hatte der Dampfer kurz vorher seinen Anker verloren, der das Manöver wesentlich erleichtert hätte. Endlich, nach wiederholtem Anrücken, glitt der Leichter vom Stapel und schwenkte sein Heck brausend in den Strom. Wir hatten Glück, denn durch gleichmässiges Anziehen bekam er gleich Richtung und stand nun mit seiner wertvollen Ladung unversehrt im Strome. Er war voll Gummi geladen. Nun kam die zweite Sorge, das Heranziehen des Leichters längsseits und das Drehen. Auch das gelang.

Wie ich mich schliesslich mit dem »Alberto« herausgepresst habe, ist mir noch heute unbegreiflich. Jedenfalls war es ein vorzügliches Schiff und selbst von den Behörden als Musterdampfer anerkannt. Sein Bau war tadellos, ebenso die Maschinen und die Einrichtung. Ich hatte den Dampfer auf Grund meiner Erfahrungen konstruieren lassen und er entsprach vollkommen allen Anforderungen der Wasserverhältnisse, des Klimas etc.

Wir hatten sämtlich in den letzten Tagen viel gearbeitet, namentlich viel auf, am und im Wasser zu tun gehabt. Bei mir kam zu der inneren Aufregung noch der anstrengende Dienst auf Deck neben dem Steuer, denn ich wagte dieses nicht mehr zu verlassen und nahm sogar die Mahlzeiten stehend oben ein. Nachts, wenn wir angelegt hatten, jagte mich die Unruhe beständig aus dem Schlaf. Ich kletterte an das Ufer und fürchtete sogar, dass die Bäume umstürzen könnten, an welchen wir die Trossen befestigt hatten. Am nächsten Morgen lachte ich dann selbst über meine Angst. Ich hatte aber teils eigenes, teils fremdes Gut an Bord und neben der Mannschaft auch noch Passagiere, für die ich als Kommandant verantwortlich war. Auch fehlte es nicht an aufregenden und ärgerlichen Zwischenfällen.

Die Brasilianer benutzten unsere gefährliche Lage, um Erpressungen auszuüben, und verrichteten, wenn ich sie abwies, unwillig ihre Arbeit. Ein Neger, der sich als Diener eines Portugiesen mit diesem als Passagier an Bord befand, wagte sich im trunkenen Zustande auf das Oberdeck und liess sich in einen der herumstehenden bequemen Rohrsessel fallen. Auf gütiges Zureden war der freche Geselle nicht fortzubewegen, und so musste ich Gewalt anwenden, worauf er wütend wurde, eine Büchse ergriff und mit gespanntem Hahn auf mich zielte. Im gleichen Moment legte sein Herr auf ihn an und von anderer Seite wurde ihm die Waffe entrissen, die sich

13*

Digitized by Google

krachend entlud. Ein unverschämter Heizer, der schon während der ganzen Reise Unfrieden gestiftet hatte, trug das seinige dazu bei, den wahnsinnigen Neger aufzuhetzen. Wenngleich ich mich durch diese Vorfälle wenig beunruhigen liess, so waren sie doch nicht gerade geeignet, meinen Gesundheitszustand zu verbessern. In Antimary angekommen, liess ich daher den Heizer durch Polizeisoldaten der Behörde übergeben. Alles atmete erleichtert auf, als er fort war, und wir glaubten die Ruhe hergestellt.

Aber es kommt anders, als man denkt. Wir blieben drei Tage in Antimary, erledigten unsere geschäftlichen Angelegenheiten und fuhren

Mündung des Rio Acre in den Purús

dann in den breiten Purús hinein. Am dritten Tage der Fahrt entstieg jener von uns in Antimary im Polizeigewahrsam geglaubte Heizer zu unserm nicht geringen Erstaunen dem Laderaum und erschien wie eine Furie auf Deck, jeden mit einem Dolch bedrohend, der es wage, ihn anzufassen. Wie es der Mensch die ganze Zeit, in Anbetracht der stinkenden Gase, welche der Gummi entwickelt, in diesem Raum hat aushalten können, ist mir rätselhaft. Da dieser Heizer, wie es leider Sitte ist, während der Reise kleine Geschäfte auf eigene Rechnung gegen Gummi gemacht hatte, und das Ergebnis derselben sich im Laderaum befand, so verkündete ich ihm mit aller Ruhe, dass er mir, da er nicht mehr Angestellter sei und

Digitized by Google

sich an Bord geschmuggelt habe, 300 Mk. für Passage zu zahlen habe. Das »Wie« sollte er später erfahren. Mittlerweile hatte sich der böse Geist der Malaria auf unserm Dampfer recht breit gemacht. Ich hatte keinen einzigen gesunden Mann mehr an Bord, mein zweiter Maschinist war sehr bedenklich krank, ebenso warf sie mich mit aller Gewalt nieder. Die Rückfahrt gestaltete sich infolgedessen recht schwierig. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen und blieb an Deck, mich mit Herrn Leser und den Passagieren ablösend. Leider fuhren wir eines Morgens, während dessen zwei sonst kundige Passagiere am Steuer standen, auf Grund. Ich war gerade auf Deck gekommen, prüfte den Kurs und warf schnell das Lot aus, aber zu spät; in demselben Augenblick krachten die Fahrzeuge aneinander und wir sassen fest. Auch hier hatten wir lange zu tun, ehe wir die Fahrt fortsetzen konnten. Ich wiederholte das oben

Hafen von Manáos

Digitized by Google

beschriebene Manöver, welches zwar gelang, aber um ein Haar den Leichter zum Kentern gebracht hätte. Obwohl ich keinen Lotsen an Bord hatte, fuhr ich nur einmal in einen falschen Arm, der mich nach einer Stunde auf denselben Punkt brachte, von welchem ich ausgegangen war. Die Not vermag viel, und so wurde trotz allen Fiebers die Fahrt durchgesetzt. Die Maschinisten machten sich ein Lager im Maschinenraum und verrichteten so ihre Pflicht, ebenso die andern. Man hörte nur fortwährendes Erbrechen an Bord, woran ich den grössten Anteil hatte.

Endlich am 24. August erblickten wir den Hafen von Manáos, und mit dreimaligem Signal der Dampfpfeife ging der »Alberto« vor Anker. Am Heck flatterte die brasilianische Flagge, am Mast die schwarz-weiss-rote, während den Bug die von Hamburg zierte.

Digitized by Google

XVII. KAPITEL.

Nun aber kam eine unangenehme Ueberraschung. Schon am nächsten Morgen erschien eine Zoll-Kommission und erklärte uns, dass der Dampfer beschlagnahmt sei, weil, entgegen dem Gesetz, der Kapitän kein Brasilianer sei und die Mannschaft aus mehr Europäern als Brasilianern bestanden habe. Das war, wie wir wissen, eine freche Lüge, die das Hafenamt nicht nachweisen konnte, aber was brasilianische Behörden vermögen, wenn es ihren Vorteil gilt, das weiss nur der, welcher einmal seinen Fuss auf brasilianischen Boden gesetzt hat. Man machte uns also einen Prozess, der vom 26. August 1899 bis zum 24. September 1900 dauerte und zwar von uns in allen Instanzen gewonnen wurde, uns aber zwang, unser schönes Unternehmen zu liquidieren.

Die Brasilianer konnten nicht mit ansehen, dass sich ein deutsches Unternehmen auf dem Amazonas etablierte und scheuten die niedrigsten Mittel nicht, um uns zur Aufgabe unseres Zieles zu zwingen. Was und wer sind überhaupt die Brasilianer? Wenn sie nach Deutschland kommen, glauben die Leute einen interessanten und vornehmen Ueberseer vor sich zu haben; aber man gehe hinüber und lerne sie in ihrem Lande kennen, dann wird man sich ein anderes Urteil bilden. Man hat überhaupt bei uns von den Süd-Amerikanern einen durchaus falschen Begriff, das liegt wohl hauptsächlich daran, dass leider in Deutschland alles »Fremde« von vornherein imponiert. Ich habe mit allen Ständen verkehrt, habe darunter gute und schlechte Menschen, die es überall gibt, kennen gelernt, aber nicht ein einziges Mal habe ich die Charaktereigenschaften angetroffen, welche die schönste Zierde unserer nordischen Völker bilden: Edelmut, Uneigennützigkeit und wirkliches Ehrgefühl. Eine südamerikanische Frau mit den hehren Eigenschaften einer deutschen Frau ist undenkbar. Das Ehrenwort ist in Süd-Amerika ein Pappenstiel, es ist eine der gebräuchlichsten Phrasen, die der glatten Zunge entschlüpfen. Wer nach dem südamerikanischen Kontinent geht, der glaube von tausend Worten eins, dann wird er vor herben Enttäuschungen bewahrt bleiben. Liebenswürdig,

Digitized by Google

höflich, gewandt und galant ist schliesslich jeder Schuhputzer in Süd-Amerika Es fehlt aber an jeglicher Gediegenheit des Charakters.

Unser schwergeprüfter »Alberto« lag inzwischen, nachdem die Mannschaft teilweise abgemustert war, im Hafen vor Anker. Jener Heizer, dessen Gummi ich an Bord zurückbehielt, konnte trotz allen Widerstreitens nicht mehr in den Besitz desselben gelangen, da ich die Ladung sofort verkaufte und die für die Passage geforderte Summe sich genau mit dem Erlös deckte. Hätte ich von seinem Versteck im Laderaum die geringste Ahnung gehabt, so hätte er ihn bis Manáos sicher nicht verlassen, denn ich hätte die

Justiz-Palast in Manáos

Luke mit Ladung verstaut. Mein Gesundheitszustand verschlimmerte sich in Manáos so, dass ich mich nur an zwei Stöcken fortschleppen konnte und schliesslich zur Erholung nach der Küste, nach Ceará, gehen musste. Ich war so elend, dass ich in Pará von meinen Freunden nicht mehr erkannt wurde und geführt werden musste. Meinen zweiten Maschinisten nahm ich mit nach Pará, da das Fieber ihm ebenfalls arg mitgespielt hatte.

Im Oktober kam ich dann anscheinend gesund wieder nach Manáos zurück, in der Hoffnung, mit unserm Dampfer wieder nach dem Acre fahren zu können. Wie wir jedoch wissen, wurde diese Reise durch den

Digitized by Google

Lagune am Rio Negro

Digitized by Google

oben erwähnten Prozess vereitelt. Zwar lief ich von Pontius zu Pilatus, aber Monate verstrichen, ohne dass ich etwas erreichte. Im Zollhause zweifelte man von vornherein nicht, dass der Dampfer für uns verloren sei, indes hatten diese Halunken schliesslich doch ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht! Das »Wie« entzieht sich der Mitteilung an dieser Stelle.

Da ich den Leser mit dem Ort Manáos bisher noch nicht bekannt gemacht habe, so will ich hier noch einiger bemerkenswerter Gebäude und Einrichtungen dieser teils von undurchdringlichem Urwald, teils vom

Markthalle in Manáos

Rio Negro und benachbarten Lagunen umgebenen Stadt Erwähnung tun. Zu den letzteren gehört die übrigens in ganz Süd-Amerika eingeführte Einrichtung von Schlachthäusern und Markthallen. Selbst in den Städten des Hinterlandes, wie Cochabamba und Iquítos, Orte, die sonst gewiss nicht den Stempel grossstädtischen Lebens tragen, bestehen Schlachthäuser. In Ceará, an der Ostküste, fand ich eine Verkaufshalle für Fleisch, wie sie in keiner europäischen Hauptstadt existiert. Diese Halle besteht aus vier grossen Abteilungen, welche auf einem ca. $^1/_2$ Fuss hohen massiven Marmorsockel ruhen und je mit einem eisernen Gitter versehen sind. Breite Gänge liegen zwischen diesen Abteilungen und führen an den Ver-

Digitized by Google

kaufstellen vorüber zu den verschiedenen Ausgängen. Das ganze, ca. 100 qm umfassende Gebäude ist von aussen mit einem grossen, eisernen, elegant überdachten Käfig zu vergleichen, der im Vergleich mit den sonstigen Verhältnissen einen verblüffenden Eindruck macht. Sämtliche, nur männliche Verkäufer tragen weisse Mützen, ebenso die Fischhändler, die, nicht weit davon entfernt, in einer weniger elegant eingerichteten und kleineren Halle ihren Stand haben. Vom Standpunkt der Hygiene aus betrachtet, bedeuten solche Einrichtungen europäischen Ländern gegenüber einen Achtung gebietenden Fortschritt.

Junggesellenheim in Manáos

Die klimatischen Verhältnisse sind wegen der vielen, in der unmittelbaren Nähe von Manáos befindlichen Lagunen sehr ungünstige. Manáos ist nie frei vom gelben Fieber und wird stets von der Malaria heimgesucht. Ich zog es, abgesehen von der Notwendigkeit, schon aus diesem Grunde vor, an Bord zu wohnen, während mein Sozius, Herr Leser, bei längerem Aufenthalt auf dem Lande Wohnung nahm. Mit wie geringer Zimmereinrichtung man sich in solchen Tropenländern begnügt, zeigt unser Bild. Man sieht darauf, dass der Simplizissimus, den ich mir übrigens nie gehalten habe, seinen Weg über den Ozean findet.

Digitized by Google

Die Ausläufer der Stadt ziehen sich weit am Ufer des Flusses hinauf, an welchem sich als Endpunkt der bewohnten Gegend zwei primitive Werften befinden, die kleinere Schiffsreparaturen ermöglichen, allerdings zu ganz enormen Preisen. Auf kleinen Segelbooten werden aus dem oberen Rio Negro Nutzhölzer, besonders Heizmaterial, und Steine herangefahren, welch letztere zu Bauzwecken verwendet werden.

Vor dem Regierungsgebäude, in welchem der Gouverneur von Manáos, Coronel Ramalho, seinen Wohnsitz hat, befindet sich ein zur Stadt gehörender, sehr hübsch angelegter, kleiner Park, in welchem

Auslade- und Ankerplatz am Rio Negro bei Manáos

Donnerstags und Sonntags ein Abendkonzert stattfindet. Es ist dann nicht uninteressant, die sich mit einer gewissen Grazie bewegende, aufgeputzte weibliche und männliche Negerwelt zu beobachten. Eines kann man den Brasilianern nicht absprechen; sie hegen stets den Wunsch, ihren Städten nach Möglichkeit ein grossstädtisches Gepräge zu verleihen. So führten sie ein pompöses Theater auf, fast ohne Gelegenheit zu dessen Benutzung zu finden, desgleichen ein imposantes Justizgebäude, obwohl es in Brasilien keine Gerechtigkeit gibt, und dergleichen mehr.

Da ich nun wegen unseres Warenlagers am Acre grosse Sorge hegte, so gelang es mir, vermöge meiner Bekanntschaft mit dem Hafen-Kapitän,

Digitized by Google

der gleichzeitig Fregatten-Kapitän und Chef von den in Manáos stationierten Avisos war, die Erlaubnis zu erhalten, auf dem Aviso »Jutahy« nach dem Acre zu fahren.

Um den Leser mit dem Zweck der Reise des »Jutahy« bekannt zu machen, muss ich ihn für einen Augenblick auf politisches Gebiet führen. Die Grenze zwischen Brasilien und Bolivien liegt auf dem Rio Madeira am Orte Villa-Bella, ungefähr auf 73° 30′ westl. Länge und 10° 30′ südl. Breite. Verlängern wir diese von Brasilien anerkannte Grenzlinie von West nach Ost, so passiert dieselbe den unteren Acre oberhalb

Garten in Manáos

Antimary. Bolivien, reichlich mit Gummiwaldungen am Beni und Madre de Dios etc. versehen, beging nun, da zu weiterer Umschau nach Gummi lange Zeit keine Veranlassung vorlag, ahnungslos den Fehler, seine ihm selbst fast unbekannten Grenzen nicht nur unbewacht, sondern auch unbeachtet zu lassen. Die Brasilianer hingegen drangen in den Acre ein und plünderten den schlafenden Bolivianern schon seit einer Reihe von Jahren den Gummi, ohne von diesen im geringsten dabei gestört zu werden. Schliesslich nisteten sich die Brasilianer in diesem Flusse vollständig ein und machten ihn stillschweigend zu brasilianischem Eigentum. Die brasilianische Regierung bezog den Zoll und liess die brasilianische

Digitized by Google

Flagge im Acre wehen. In der Mitte der neunziger Jahre machte sich nun aber doch der Mangel an Gummiwaldungen am Beni usw. fühlbar, und man begann in Bolivien sich nach neuen Gebieten umzusehen. Da endlich kamen die Träumer auf den Acre und entdeckten, dass dieser Fluss eine Goldmine war, die aber seit Jahren von ihren Nachbarn bearbeitet wurde.

Nun kam Leben in die bolivianische Regierung. — Es wurden zwischen beiden Regierungen Verhandlungen angeknüpft, welche sich Jahre lang hinzogen, aber schliesslich doch zu einem Handelsvertrag führten. Bolivien sandte Militär und Zollbeamte ab, um den Acre amtlich

Kirche in Manáos

zu übernehmen, und bezeichnete den Grenzpunkt nach dem damaligen bolivianischen Präsidenten Alonso »Puerto-Alonso«. Inzwischen benutzte aber, zumal die nur brasilianische Bevölkerung am Acre sich absolut nicht unter die Oberhoheit der bolivianischen Flagge fügen wollte, der Gouverneur von Manáos, Coronel Ramalho, die Gelegenheit, einen unabhängigen Staat, »Estado independente do Acre«, zu gründen. Zum Haupt desselben ernannte er einen Spanier, Namens Luis Galvez, einen ehemaligen Barbier aus Rio de Janeiro. Dieser wiederum umgab sich mit einer Rotte von notorischen Banditen, denen er Ministertitel verlieh. Galvez selbst liess sich »Exzellenz« nennen.

Digitized by Google

Diese Geschichte trug sich gerade in der Zeit zu, in welcher wir mit unserm »Alberto« ahnungslos im Rio Sinho lagen. Des Zusammenhanges wegen erwähne ich aber jetzt erst unsere Begegnung mit Sr. Exzellenz. Wir passierten Puerto-Alonso bei der Rückfahrt am 5. August. Ich liess des Spasses halber alle Flaggen hissen und begrüsste bei der Durchfahrt den Räuberstaat mit dreimaligem Gruss der Dampfpfeife. Galvez hatte seine Leute in Kaki-Uniformen gesteckt, und ein Trupp von aufmarschierten Soldaten bei Gewehr stand an der Böschung des Flusses. Der Offizier, irgend ein uniformierter Gummiarbeiter, rief uns zu, anzulegen, was ich aber ablehnte und weiterfuhr. Das verlangte Manifest über die Ladung verweigerte ich gleichfalls. Meine Mannschaft hatte ich der Vorsicht halber mit geladenen Büchsen versehen, um im Falle einer Gewalttätigkeit Dampf geben zu können. Die deutsche Flagge befand sich während der ganzen Reise am Mast.

Kurz darauf kam ein anderer Dampfer, dessen Kapitän vertrauensvoller war und der Aufforderung, anzulegen, Folge leistete. Der Mann, welcher gleichzeitig auch Besitzer des Dampfers war, wurde sofort gefangen genommen, seines Dampfers mit Ladung und ebenfalls seines schwer geladenen Leichterschiffes beraubt. Am zweiten Tage starb er am Herzschlag, womit der ganze Vorfall erledigt war.

Die brasilianische Regierung hielt keineswegs den gezeichneten Handelsvertrag inne, sondern erhob nach wie vor den Zoll für Waren und Produkte von und nach Bolivien. Die Bolivianer wurden bei ihrer Ankunft in Puerto-Alonso von den Brasilianern, selbst unter Mithilfe offiziellen Militärs aus Antimarý, mit Feuer empfangen und zum Tempel hinausgeworfen. Proteste und Klagen gegen die brasilianische Regierung in Rio wurden möglichst in die Länge gezogen. Um aber wenigstens der Form zu genügen, schickte die brasilianische Regierung nach vielem Hin und Her drei Avisos nach dem Acre und hob den Räuberstaat auf.

Am 23. Januar 1900 schiffte ich mich nun in Begleitung meines ersten Maschinisten Pinnau, mit dem portugiesischen Koch José und dem Steward Teodoro an Bord des Avisos »Jutahy« ein. Beim Passieren der vor Anker liegenden Schiffe salutierte vorschriftsmässig nur der »Alberto«, dessen Gruss ebenfalls erwidert wurde.

Der Eindruck, den das Kriegschiff im grossen und ganzen machte, war kein militärischer, wie es auch nicht anders erwartet werden kann. Es wäre indes undankbar, wenn ich die mir gewährte Gastfreundschaft dazu benutzen wollte, um eine Kritik der brasilianischen Marine daran zu knüpfen. Es befanden sich auf dem Dampfer ausser dem Kapitän ein erster Offizier, ein erster und zweiter Maschinist, ein Kanonier, zwei Lotsen und sieben Matrosen, ein Koch und ein Steward. Die Räumlichkeiten an Bord waren äusserst knapp bemessen. In der Kabine des Kapitäns, in der

Digitized by Google

gleichzeitig der erste Offizier hauste, war nur Platz, um die notwendigste Toilette zu machen. Eine andere Kabine gehörte den Maschinisten. Im Vorderraum des Schiffes, in welchen man durch eine schmale Luke gelangen konnte, hatten die Matrosen ihr Heim. Vom Heck bis zum Vordersteven lief ein Sonnensegel, während Seitengardinen vor Sonne und Regen schützen sollten. Ich bin indessen manche Nacht aufgestanden, weil mein Bett vom Regen durchweicht war. Hinten stand auf der Steuer- und Backbordseite je ein Maximgeschütz, auf dem Vorderteile ein drehbares 7 cm Geschütz. Von den Mausergewehren, welche sich an Bord befanden, war kein einziges zu gebrauchen, da sie sämtlich verrostet waren. Der schwarze Kanonier sass während der ganzen Reise mit den Händen im Schosse unbeweglich auf einer Bank, natürlich mit Ausnahme

Bolivianische Truppen am Acre

der Schlaf- und Essenszeit. Es bereitete mir ordentlich Kummer, dem Kerl nicht die verrosteten Gewehre zum Putzen geben zu können. Auf meine diesbezügliche Bemerkung sagte mir der erste Offizier, dass damit am letzten Tage begonnen würde.

Das Verhältnis der Mannschaft zum Kapitän war ein recht freundschaftliches, denn ich bemerkte, dass die Matrosen (Neger) sich sogar an der Tischunterhaltung beteiligten. Der erste Offizier, ein ganz energischer, aber höchst disziplinloser junger Mann, stand mit dem Kapitän nur zu häufig auf dem Kriegsfusse. Der Kapitän gab sich die grösste Mühe, den Frieden zu erhalten, leider aber genügte schon ein missverstandenes Wort, um den ersten Offizier zur Opposition zu reizen. So geschah es eines Abends, dass sich beide infolge eines unbedeutenden Zwischenfalles veruneinigten. Der Kapitän stand stillschweigend auf, während ich mit dem

Digitized by Google

Offizier noch am Tische sitzen blieb. Plötzlich ergriff der junge Mann einen Teller und liess ihn mit Eleganz in den Fluss fliegen, ohne nur hinzusehen. Diesem folgte ein zweiter, die Sauciere, Messer, Löffel, Gläser etc. Ich konnte mir das Lachen nicht verbeissen, räumte ihm aber schliesslich doch verschiedene Gegenstände noch rechtzeitig aus dem Wege. Der Kapitän erwähnte der Sache mit keinem Wort. Glücklicherweise konnte ich mit meinem mitgebrachten Geschirr aushelfen.

Jeder Dampfer, welcher uns begegnete, wurde angehalten, gleichviel ob es Tag oder Nacht war. Fuhr er weiter, so wurde ihm als Warnungs-

Manáos. Die Wache zieht auf

zeichen stets ein blinder Kanonenschuss nachgesandt. Im übrigen trug sich auf dieser Fahrt nichts Nennenswertes zu. Wir assen gut und tranken gut; hatte ich doch auch das meinige dazu beigetragen; in den einzelnen Baracken wurden stets Geschenke an Schildkröten, Hühnern, Bananen etc. an Bord gebracht. Am Geburtstag S. M. Kaiser Wilhelm II. veranstaltete ich vormittags eine kleine Feier. Ob wohl unser Landesvater gedacht hat, dass sein Geburtstag auch mitten im Herzen Süd-Amerikas, an Bord eines brasilianischen Avisos, gefeiert werde?

Endlich am 7. Februar liefen wir in die Mündung des Acre ein, wo wir gleichzeitig mit dem Handelsdampfer »Chapory« zusammentrafen. Der

Digitized by Google

Kapitän des letzteren, ein total überspannter Portugiese, liess sofort einen Ochsen schlachten und machte die Hälfte desselben dem Kapitän des »Jutahy« zum Geschenk. Obwohl wir uns schon in der Weiterfahrt befanden, liess sich doch unser Kapitän noch von weitem überreden, beizudrehen und die Nacht in der Mündung des Acre längsseits des »Chapory« zu verbringen. Es entfaltete sich ein endloses Diner, ein Zutrinken und ein Redenhalten, wie ich es, trotzdem ich an derartige Vorkommnisse stark gewöhnt war, noch nie erlebt hatte. Das Fest nahm erst spät ein Ende, und zwar in der Art, wie es solche Gelage zu tun pflegen. Ich kannte den Acre und hütete mich wohl, daran teilzunehmen, sondern zog mich gleich nach Tisch zurück unter dem Vorgeben, Kopfweh zu haben, und spielte hinter dem Maschinenraum Puff mit meinem Maschinisten. Noch am gleichen Abend scherzte der erste Offizier mit mir und verkündete mir mit Gewissheit den Tod im Acre, worauf ich ihm für seine Person grössere Vorsicht anempfahl. Mit dem Kater am nächsten Morgen begann der arme Kerl zu kränkeln, und er hat den Purús nicht wieder zu Gesicht bekommen. Er wurde, wie viele andere Mitglieder dieser militärischen Unternehmung, ein Opfer des Acre.

Auch mein Koch erkrankte, wohl nur aus Angst vor dem Acre, und fuhr mit dem Dampfer »Chapory« zurück nach Manáos, während ich mit meinen beiden andern Begleitern in Antimarý blieb, denn in Puerto-Alonso, womöglich im feindlichen Lager abzusteigen, war nicht ratsam, zudem wollte auch der Kapitän die Verantwortung nicht übernehmen. Ein Bombardement war nicht ausgeschlossen, und der Aviso konnte eventuell ohne jede Deckung auf dem schmalen Flusse von beiden Seiten beschossen werden. Da er jeglichen Schutzes entbehrte, so wäre es für die Revolutionäre ein kleines gewesen, das Schiff kampfunfähig zu machen. Man sagt aber von den Brasilianern nicht mit Unrecht: »Faz fogo, quando não ha nuiguem« (Gib Feuer, wenn keiner da ist). Da nun hier auf beiden Seiten Brasilianer standen, so kam es natürlich nicht zu einem Büchsenknall.

Der »Jutahy« fuhr bei Tagesanbruch von Antimarý ab und war zu meinem masslosen Erstaunen am Abend desselben Tages schon wieder zurück, ohne auch nur das geringste ausgerichtet zu haben. Erst die einige Monate später erfolgte Ankunft des »Joroema« machte der Herrlichkeit des Estado Independente ein Ende. Galvez wurde nach Manáos gebracht, der geraubte Dampfer und Leichter ebenfalls, und der Krieg zwischen Bolivien und den im Acre ansässigen Brasilianern nahm seinen Fortgang. Galvez bekam vom Gouverneur Ramalho 200 Contos = 200 000 Mark und verschwand nach Spanien, wo er bald den Folgen der Malaria und Beriberikrankheit erlag.

Digitized by Google

XVIII. KAPITEL.

Ich musste 14 Tage in Antimary bleiben, bevor ich eine Gelegenheit fand, nach unserm Warenlager unterhalb des Rio Sinho weiter zu reisen. Mit einem grossen Dampfer von ca. 600 Tonnen, dem »Mucuripi«, konnte ich dann endlich die Reise fortsetzen. Der Acre hatte zu jener Zeit sehr viel Wasser, dennoch war es äusserst schwierig, das Schiff hinauf zu bringen. Wenn auch der Kommandant ganz tüchtig war, so hatte er doch eine höchst unfähige Mannschaft.

Als ich in Puerto-Alonso an Land ging, empfing ich von Sr. Exzellenz, dem Herrn Gouverneur Galvez, die Schlussel zum Warenlager meiner Firma. Die darin befindlichen Jagdgewehre, Kugeln und Munition hatte Se. Exzellenz für Kriegskonterbande erklärt und sich angeeignet, obwohl die Waren lange vor Gründung seines Räuberstaates sich am oberen Acre befanden. Den Wert dieser Güter im Betrage von 14 000 Mark schuldet er uns noch heute, oder, besser gesagt, der noch jetzt im Amt befindliche Gouverneur von Manáos, Coronel Ramalho.

Exzellenz Galvez hatte sich in Puerto Alonso ganz behaglich eingerichtet. Das Regierungsgebäude aus Bambus und Brettern, innen geschmackvoll mit getünchter, bemusterter, grober Leinwand tapeziert, war für die dortigen Verhältnisse geradezu pompös. Im Empfangsalon stand ein wandhohes Bild, welches die Mutter Gottes darstellte. Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit prangten an allen Wänden. Den Bolivianern hatte man alles geraubt, nur das nackte Leben hatte man ihnen gelassen. Kisten mit Kleidungstücken, auf denen ihre Namen noch zu lesen waren, standen umher, die Betten, in denen die Exzellenz schlief, waren bolivianischen Ursprungs usw. Es war einfach alles gestohlen!

Den Bolivianern kann ich aber leider auch kein besseres Zeugnis ausstellen, denn sie haben die in Manáos uns abgekauften Waren ebenfalls nicht bezahlt und schulden sie heute noch. Die Freistaatler hatten ihnen alles abgenommen, also auch jene Waren, welche die bolivianische Gesandtschaft

Digitized by Google

von uns gekauft hatte. So hatte ich nun das Vergnügen, mit anzusehen, wie Galvez und Konsorten unsere teuern Konserven schmeckten.

Das Gebiet des Amazonas ist ohne Uebertreibung mit einer gefährlichen Räuberspelunke zu vergleichen, in der man sich nur mit dem Revolver in der Hand Durchgang verschaffen kann. Die Verhältnisse, ob staatliche oder private, sind die denkbar traurigsten; es läuft überall auf Unehrlichkeit hinaus, und je grösser der Dieb, um so höher steht er im Ansehen.

Warenhaus am Acre — Nova Empreza

Am 26. Februar ankerte der »Mucuripi« vor der Baracke Volta da Empreza, meinem Reiseziel, wo ich mich mit meinen Leuten und dem Gepäck an Land begab. Da in dem Wohnhause verschiedene Gummiarbeiter übernachteten, deren Gesellschaft mir nicht zusagte, so liess ich unweit mein geräumiges Doppelzelt aufschlagen, in welchem ich unter der Flagge meines Vaterlandes bis zum 9. April wohnte. Das Warenlager, welches sich etwas unterhalb in der Baracke Nova Empreza befand, konnte ich durch den Urwald bequem in 10—15 Minuten erreichen. Bis auf die Waffen, welche Galvez gestohlen, und wenige Kisten Konserven fand ich alles in bester Ordnung vor.

Digitized by Google

Ich fühlte mich bald heimisch in meiner neuen Ansiedlung und lebte in meinem Zelte, dessen Boden ich mir gedielt hatte, höchst zufrieden. In wenigen Tagen erwarb ich mir einen Ruf als Arzt, und so geschah es, dass ich täglich mehr in Anspruch genommen wurde, als mir lieb war. Von den nahen und entfernter gelegenen Baracken kamen die Patienten und umlagerten schon am frühen Morgen mein Zelt. Ich zog Zähne, verabreichte Chinin und behandelte alle möglichen Krankheiten, zu meiner grossen Freude mit Erfolg. Ein mitgebrachtes Präparat »Chinosol«, für welches meine Firma im Purús-Gebiet den Vertrieb hatte und das eigentlich zur Konservierung frischen Fleisches dienen sollte, sich hierzu aber gar nicht eignete, erwies sich als ganz vorzüglich zum Auswaschen von allen möglichen Wunden, besonders offenen Beinschäden, wie sie infolge von Syphilis auftreten. Eine der häufigsten Krankheiten in diesen Gegenden ist Malaria mit ihren Folgeerscheinungen, nächst dieser kommen Beriberi und Leberkrankheiten vor, die auf übermässigen Alkoholgenuss zurückzuführen sind. Am verbreitetsten jedoch ist die Syphilis, die besonders in Brasilien die ganze Bevölkerung verseucht, und deren Vorhandensein bei alt und jung als etwas Selbstverständliches gilt. Tuberkulose ist sehr verbreitet, wenigstens am Amazonas; hingegen Diphtherie, Typhus und überhaupt die meisten unserer europäischen Krankheiten sind hier fast unbekannt, während Pocken und Masern epidemisch auftreten, um dann wieder zu verschwinden.

Leider stellte sich Ende März bei meinem Maschinisten Pinnau die am Acre besonders häufig auftretende, äusserst gefährliche Beriberi ein, weshalb ich, um ihn nicht zu verlieren, an die Rückkehr denken musste. Wenngleich sich noch ein Dampfer im oberen Acre befand, so verspürte ich doch grosse Lust, einmal wieder eine Bootsreise zu unternehmen, weshalb ich beschloss, in zwei kleinen Booten den Acre hinunter zu fahren. Ein zusammenlegbares Segeltuchboot, welches ich glücklicherweise bei mir führte, wurde aufgestellt, bekam einen schwarzen Anstrich mit weissem Rand und wurde »Havel« getauft; ein zweites kleines Boot kaufte ich dazu, liess es ebenfalls schwarz-weiss streichen und benannte es »Alster«. Beide Boote erhielten ein kleines, leinenes, in Oel getränktes Verdeck, um gegen Regen zu schützen.

Endlich war alles fertig, und blitzsauber lagen die beiden Bootchen im Acre an einer Boje, die ich eigens angefertigt hatte, um zu verhindern, dass Unberufene in das schneeweisse Innere klettern sollten. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, als ich am nächsten Morgen zum Fluss herunterkam und beide Boote spurlos verschwunden waren! Die Boje musste durch den Strom in das tiefere Flussbett getrieben worden sein und die Boote mit flussabwärts gezogen haben. Kurz entschlossen bestieg ich mit meinem Teodoro und Pinnau, trotz seiner geschwollenen Beine,

Digitized by Google

ein Boot und begann den Fluss abzusuchen. Ich fuhr ohne Jacke, ohne Geld, ohne irgend etwas, denn ich vermutete die Ausreisser in der nächsten Flusswindung in einer Palisada hängend, was, da sie zusammengebunden waren, nur zu wahrscheinlich war. Aber das Schicksal meinte es anders mit mir, und ich kam von dieser Fahrt erst nach vier Tagen zurück, die mir um ein Haar das Leben gekostet hätten.

Die Boote fanden wir weit flussabwärts, wo sie von dem Besitzer einer kleinen Baracke aufgefangen worden waren. Ich versprach ihm eine Belohnung bei Gelegenheit der bevorstehenden Rückreise. Da wir nur drei Mann waren, musste jeder von uns ein Boot übernehmen. Ich wählte die kleine »Havel«; die Ruder hatten wir selbstverständlich mitgenommen. In dem Acre flussaufwärts zu rudern, ist nun ungefähr so, als ob man gegen den Strom eines Mühlbaches ankämpft. Gleich nachdem wir die Rückfahrt begonnen hatten, fing es an jämmerlich zu regnen. Bald hatten wir kein trockenes Fleckchen mehr am Körper, dazu mussten wir verschiedentlich anlegen, um das angesammelte Wasser auszuschöpfen. Endlich, bei anbrechender Dunkelheit, erreichten wir eine kleine Baracke, wo wir sehr liebenswürdig aufgenommen wurden. Zunächst wurden wir sämtlich eingekleidet mit dem wenigen, was der Mann besass. Pinnau und der Mulatte Teodoro bekamen blaue Drillichhosen mit quadratfuss grossen Flicken, ich die schwarze Sonntagshose unseres freundlichen Wirtes, die mir aber so eng war, dass ich mich darin nicht vom Fleck rühren konnte. In dieser Zwangshose verbrachte ich dann in der Hängematte eine lange schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen kroch jeder fröstelnd in seine noch nassen Sachen, und mit frischem Mute ging die Reise weiter. Ich hatte bald einen grossen Vorsprung und ruderte mit aller Kraft vorwärts. Gegen 8 Uhr legte ich an einer kleinen Baracke an, wo ich von der Frau des abwesenden Besitzers ein halbes Wasserglas mit Schnaps und Kaffee bekam. Nach und nach wurde mir die Arbeit schwer und es stellte sich empfindlicher Hunger ein, dazu sengte die Sonne auf mein Genick herab, denn ich trug nur eine Mütze. Gegen Mittag fingen meine Kräfte an mich zu verlassen. Eine Pause durfte ich nicht machen, da das Boot sonst sofort zurückgetrieben wäre. Auch war die »Havel« keineswegs leicht zu rudern, da diese Segeltuchboote vorn sehr breit sind, also viel Wasser zu verdrängen haben. Der Hunger wurde immer unerträglicher, ich sprach laut vor mich hin: »Nur eine Banane, nur eine Banane — —!« Ich wollte gerade eine besonders heftig strömende Flussbiegung passieren, die meine volle Kraft erforderte, da plötzlich wurde mir schwarz vor den Augen, die Nussschale schaukelte heftig und ich verlor das Bewusstsein. Pfeilschnell trieb nun das leichte Boot, an Pfählen und andern Gefahren vorbei, den Fluss hinunter. Meine ganze Arbeit war umsonst gewesen. Als ich wieder

Digitized by Google

erwachte, befand ich mich in einer Baracke in einer Hängematte, mein Maschinist und Teodoro standen neben mir. Die beiden hatten die »Havel« aufgefangen und unter Einbusse einer ziemlichen Entfernung in Sicherheit gebracht. Diesmal war ich einer Lebensgefahr entgangen, gegen die mein sonst so fester Wille machtlos gewesen war.

Am Nachmittag desselben Tages um 4 Uhr fuhren wir wieder weiter, jeder in seinem Boote, und am vierten Tage kamen wir glücklich ans Ziel. An eine selbstfabrizierte Boje band ich aber die Boote nicht wieder.

Nachdem ich nun meine geschäftlichen Dispositionen getroffen, gingen wir daran, unsere Habseligkeiten zu verladen. Die grössere »Alster« (2½ m l.) übernahm Pinnau, während Teodoro und ich in der »Havel« fuhren. Pinnau fuhr zunächst ab, um einen Vorsprung zu haben und sich an das Rudern zu gewöhnen. Die kleine »Havel« (1,70 m l.) hatte ein ausgezacktes Verdeck mit Gardinen auf drei Seiten, welche aufgerollt werden konnten. Abgesehen von meinem schweren Zelt, das ich zurücklassen musste, waren beide Boote mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen. Man sollte es gar nicht für möglich halten, wie viel das Segeltuchboot fassen konnte. Ich hatte genügend Bier, Wein, Sekt, Cognac und Konserven mit. Die Flaschen waren in der Spitze und hinten verstaut, während die Mitte Kistchen mit Konserven und unsere Betten enthielt. Unangenehm war, dass ich mit angezogenen Beinen sitzen musste und immer nur ein Bein zeitweise strecken durfte, da das Fahrzeug ausserst leicht kippte. Von dem Dampfer der Freistaatler hatte ich ein Signalhorn erobert, welches mir auf dieser Reise gute Dienste leistete. Mit Hilfe verabredeter Signale konnte ich Pinnau die verschiedensten Mitteilungen machen, wie z. B. »rechts anlegen«, »Vorsicht, Palisada«, usw.

Am Tage meiner Abreise stellte sich die ganze Nachbarschaft sowie ein grosser Teil meiner Patienten ein. Es wurde noch manches Glas Bier auf ein fröhliches Wiedersehen geleert. Dann bestieg ich meine »Havel«, in der Teodoro schon mit den Rudern in der Hand sass, und unter dem betäubenden Salut nicht endender Büchsensalven schoss das kleine Boot auf dem Acre dahin.

Gegen fünf Uhr hatte ich Pinnau eingeholt, und in kurzer Entfernung von einander hielten wir zusammen. Meinen Drilling hatte ich stets schussbereit neben mir zu liegen. Die Fahrt war wirklich entzückend. Regnete es, nun so liess ich meine Gardinen herunter, sass gemütlich beim Cocktail, rauchte eine Zigarre und liess es regnen. Während der Nacht banden wir die beiden Boote zusammen und übernahmen abwechselnd die Wache, übrigens ein gefährliches Unternehmen, das ich nicht zur Nachahmung empfehle. Meine eiserne Bettstelle stellte ich nur zu zwei Dritteln auf; sie füllte auf diese Art gerade das Boot aus, welches genau so lang war wie ich selbst. Pinnau und Teodoro befanden sich dann beide in der »Alster«.

Digitized by Google

Dass man sich im Schlaf nicht bewegen darf, lernt man sofort. Während der Nacht liessen wir uns treiben. Der Wachthabende wurde mit Schnaps und Zigarren versehen, damit er wach blieb, während wir andern uns sorglos dem Schlafe überliessen. Häufig legte ich an, um zu jagen, und sorgte für Affen und anderes Getier. Gegen elf Uhr wurde im Walde oder in einer Baracke gefrühstückt und nachmittags gegen sechs Uhr eine grössere Mahlzeit gehalten. Oft blieben wir auch über Nacht in einer Baracke, d. h. es wurde dann bis Mitternacht gefahren und früh gegen vier Uhr die Reise fortgesetzt.

Nur einmal begegnete uns auf dem Acre ein grösserer Dampfer, der uns auf dem engen Flusse durch seine hohen und kurzen Wellen in Gefahr brachte. Pinnau hatte ich rechtzeitig »Anlegen« signalisiert, während ich mit der »Havel« dicht am Dampfer vorbeifuhr. Dass wir nicht kenterten, ist mir heute noch rätselhaft, denn die Wellen präsentierten sich wie grosse Röhren, die wir zu passieren hatten. Das Boot hüpfte auf und nieder wie ein junger Ziegenbock, man konnte seekrank werden. Der ganze Fluss wurde aufgewühlt und, nachdem der Dampfer längst vorüber war und wir streckenweise schon wieder ruhiges Wasser gehabt hatten, kamen wir an Biegungen, in welchen sich das Wasser noch immer überschlug

Digitized by Google

Auf dieser Fahrt sah ich zum ersten Male im Acre ein grosses Krokodil, die sonst nur in kleinen Exemplaren hier vorkommen. Das Tier lag im ganz niedrigen Rohr und wurde fast von der »Havel« gestreift. Der Schuss, den ich ihm zugedacht hatte, versagte leider. Die Grenzstation des Räuberstaates, Puerto-Alonso, passierten wir bei Nacht im hellsten Mondschein. Um Sr. Exzellenz und ihren Soldaten einen Schreck einzujagen, schoss ich die drei Läufe meines Gewehrs ab, und donnernd rollten die Schüsse durch die Nacht, während ich mit den Booten um die nächste Flussbiegung verschwand.

Eines Vormittags sah ich von weitem einen Gegenstand auf dem Flusse schwimmen, über dessen Bedeutung ich mir anfänglich nicht klar werden konnte. Plötzlich hörte ich ein anhaltendes Gewehrfeuer und sah auch Kugeln auf dem Wasser einschlagen. Teodoro erklärte mir dann, es sei erster Osterfeiertag und dieser Gegenstand ein »Judas«, der seine Fahrt ins Jenseits mache. Bei diesem Fest ist es Sitte, dass man eine lebensgrosse Figur ausstopft, mit schwarzem Anzug und Hut bekleidet, auf ein Floss setzt und dem Strom übergibt. Von jeder Baracke aus wird der Judas, sobald er erscheint und so lange er sichtbar ist, wütend beschossen. Wir erreichten ihn, nachdem er gerade einen heftigen Kugelregen passiert hatte und sich in ein stilleres Gebiet in Sicherheit zu bringen glaubte. Ich liess ihm zunächst auch noch ein paar wohlgezielte Kugeln zukommen und untersuchte ihn dann. In seiner Brusttasche fand ich einen langen Schreibebrief, den ihm die Brasilianer in die Hölle mitgegeben hatten.

Bevor wir den Purús erreichten, befiel mich ein heftiges Fieber, was mich veranlasste, in einer kleinen Baracke anzulegen. Der Besitzer und seine Frau, beide Mulatten, waren so hilfbereit, als ob ich ihr eigener Sohn gewesen wäre. Mein Zustand war beängstigend, da ich an heftigen Zuckungen litt, die ich sonst bei Fieberkranken nie beobachtet habe. Die Leute gaben mir alle verfügbaren wollenen Decken und heissen Tee; eine Portion Chinin tat dann das übrige. Um krank zu werden, hatte ich auch tatsächlich keine Zeit. Schon am nächsten Mittag wurde die Reise wieder fortgesetzt, als ob nichts vorgefallen wäre. Ein unverwüstlicher Humor ist eben das beste Mittel gegen jede Unbill. Wenn man nicht will, wird man nicht krank; erst wenn man krank geworden ist, verliert der Wille seine Macht. Man wird deshalb häufig beobachten, dass willensstarke Leute erst am Tage ihrer Ankunft von Krankheit befallen werden.

Mittlerweile gelangten wir in den Purús, wo uns bereits bessere und gesündere Luft entgegenwehte. Eines Abends hatten wir an einem hohen steilen Ufer Halt gemacht. Es kostete zwar grosse Mühe, ein Rondel auszuschlagen und alle Gegenstände hinauf zu schaffen, dafür war aber unsere Pascana ein echtes und rechtes Urwald-Idyll, an dem ich

Digitized by Google

meine Freude hatte. Während meine Gefährten mit der Zubereitung eines Affen und einer Wildente beschäftigt waren, säuberte ich den Platz, deckte den Tisch und braute den unvermeidlichen Cock-tail. Ein weisses Tuch, Gläser, Flaschen, das silberne Cock-tail-Besteck und eine Zigarrenkiste nebst Mokkatässchen, nichts fehlte! Im Hintergrunde rechts und links erhoben sich hohe grüne Wände, an denen das Feuer lustig seinen hellen Schein emporsandte.

Baracke am Purús

Während wir bei der Mahlzeit waren, brachte Teodoro die Nachricht, es käme ein grosser Dampfer. Ich liess schnell das Feuer vergrössern und meine Signaltrompete heraufholen. Bald kam der Dampfer ganz dicht am tiefen Ufer entlang heraufgekeucht. Es war ein prächtiger Anblick, wie sich der grosse Schiffskörper mit seiner Takelage und den vielen Lichtern gegen den sternbesäten Himmel abhob. Eine ebenso grosse Ueberraschung müssen wir ihm aber bereitet haben, denn im Augenblick seines Erscheinens stiess ich kräftig ins Horn und blies das preussische Kavallerie-Signal »Neun Uhr abends«, welches für Pinnau übrigens »Frühstückszeit« bedeutete. Der Dampfer rauschte vorüber und begrüsste uns mit dreimaligem dumpfen Tuten. Das sind Momente, die

Digitized by Google

man nicht vergisst. Während der Nacht banden wir unsere Hängematten an die Bäume. Des Ungeziefers wegen schlief ich im Walde oft in der Hängematte, besonders, wenn der Wald sehr dicht war. Am nächsten Morgen weckte uns das lustige Gezwitscher der gefiederten Waldbewohner; der Kaffee wurde gekocht und die Fahrt fortgesetzt.

Am Mittag des folgenden Tages erreichten wir die Baracke San Luiz-Mamoriá, wo wir frühstückten und ich zum Geschenk ein Spanferkel empfing, welches ich sofort schlachten liess und für den nächsten Mittag aufbewahrte. Wir setzten die Fahrt fort, liessen uns über Nacht treiben, und suchten dann am nächsten Tage wieder eine Pascana wie die oben beschriebene. Das Bild war diesmal nur insofern ein anderes, als ich, da Pinnau krank wurde, seelenvergnügt am Tisch sass und das knusperig gebratene Schweinchen allein verzehrte, während es vom Himmel herunter-goss, dass auf meinem Tisch die Wasserglöckchen nur so tanzten, was mich aber nicht verhinderte ruhig weiter zu essen. Es war mal wieder etwas anderes.

Unsere Reise verlief im allgemeinen ohne Unfall, obgleich wir uns rücksichtslos den Elementen aussetzten. So erinnere ich mich, dass wir eine Nacht, ohne zu Abend zu essen, durchfahren wollten. Noch bei Tageslicht legten wir an und befestigten der Vorsicht halber an jedem der Boote zwecks gegenseitiger Orientierung eine Laterne. Gegen 8 Uhr abends wurde es aber so dunkel, dass man nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Wir trieben ziemlich schnell, und die Phantasie tat das ihrige, um uns alle möglichen Gefahren, Gegenstände und Geräusche vorzuspiegeln, die gar nicht vorhanden waren. Die Boote fuhren getrennt, Pinnau richtete sich nach dem Licht der »Havel«, während ich bald hierhin, bald dorthin steuerte. Ein Gewitter war im Anzuge, in der Ferne rollte unaufhörlich der Donner, und Blitze zuckten durch die Nacht. Es war eine fatale Situation, denn wir befanden uns im Purús, dessen Ufer von Riesen-Alligatoren wimmeln.

Plötzlich hörte ich ein zunehmendes Brausen und Tosen, konnte aber in der undurchdringlichen Dunkelheit nichts sehen. Um Pinnau zu warnen, ergriff ich mein Signalhorn und fing an, schnelle, Gefahr bedeutende Signale zu blasen. Da erschien im rechten Augenblick das Licht einer Baracke. Nun galt es, mit aller Gewalt zu rudern. »Krach« fuhr die »Havel« gegen einen mächtigen treibenden Stamm, glücklicherweise mit dem Kiel, sonst wären wir mit unserm Fahrzeug verloren gewesen. Das Sausen und Tosen kam immer näher. Mit Aufbietung aller Kraft, unter niederfahrenden Blitzen und heftigen Windstössen, kämpfte sich Teodoro weiter und es war erreicht, wir waren am Lande. Nun wurden alle Sachen schnell ans Ufer gebracht. In derselben Sekunde, in welcher wir unter Dach waren, begannen sich die Schleusen des Himmels zu

Digitized by Google

öffnen und ein Wolkenbruch ging hernieder. Wir waren dem sicheren Untergange entronnen, denn direkt vor dem Ort, wo wir das Ufer erreichten, ragte mitten im Flusse ein 20 qm grosser Felskegel aus dem Wasser hervor. Die Gewalt des Stromes hätte ein Landen unmöglich gemacht, wir wären umgeschlagen und fortgetrieben. Die Baracke, welcher wir unsere Rettung verdankten, bestand nur aus einem einfachen Galpón, d. h. einem Pfahlbau mit Dach. Wer beschreibt unsere Zufriedenheit, bei dem tosenden Wetter sicher geborgen zu sein.

Am Abend des zehnten Tages erreichten wir dann glücklich die dem Leser schon bekannte Cachoeira Purús. Hier wartete ich sechs Tage, während welcher Zeit die Boote gestrichen wurden, und fuhr dann auf dem Dampfer »Prudente de Moraes« der Amazon Steam Navigation Co. nach Manáos, wo wir am 1. Mai unvermutet in unserer natürlich mitgenommenen »Havel« längsseit des »Alberto« anlangten.

Leider war der Dampfer noch immer nicht freigegeben, so dass die Sorgen um diesen von neuem begannen. Dazu stellten sich nun auch die Folgen der Reise ein und das Fieber warf mich ernstlich nieder.

Digitized by Google

XIX. KAPITEL.

Am 26. Mai begab ich mich an Bord des Dampfers »Manáos«, um nach Rio zu reisen und dort neben einem bewährten Advokaten den Prozess selbst zu leiten. Wenngleich man uns jegliche Hoffnung auf Erfolg abgesprochen, so verzagte ich doch nicht. Aber was ich an Enttäuschungen und Kämpfen durchzumachen hatte, ist in Worten kaum zu schildern. Wie bereits gesagt, gewann ich endlich am 26. September nach mühevoller Arbeit und unsäglichen Aufregungen den Prozess und konnte das glückliche Ergebnis nach Hamburg telegraphieren. Heute befindet sich der Dampfer im Dienste der bolivianischen Regierung und ist in Puerto-Alonso stationiert.

Im übrigen gestaltete sich diese Reise für mich zu einer der interessantesten und lehrreichsten, die ich im Laufe der Jahre gemacht habe, allerdings auf ganz anderm Gebiete. Die Fahrt von Manáos bis Pará ging planmässig von statten, und am 29. Mai erreichten wir Pará, wo ich an Land ging, um die Agenten meiner Firma zu begrüssen und geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Vorher hatte ich mich bei dem Kapitän nach der Stunde der Weiterreise erkundigt und erfahren, dass sie auf fünf Uhr nachmittags festgesetzt sei. Den Schiffsregeln entsprechend, stellte ich mich schon eine Stunde vor Abgang des Dampfers am Hafen ein. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, meine namenlose Enttäuschung, als ich gewahr wurde, dass der Dampfer schon fort war und in weiter Entfernung nur noch der Rauch des Schornsteins aufstieg. Es ist wohl kein Zweifel, dass der Kapitän absichtlich die Abfahrt verfrüht hatte, denn ich erinnerte mich kurz vorher meine Gegenpartei in längerer Unterredung mit ihm gesehen zu haben.

Nun stand ich da, in einem weissen Anzug, ohne Geld, ohne die nötigsten Sachen — das schlimmste war aber, dass ich wichtige Prozess-Akten an Bord hatte und Gefahr lief, den Termin zu versäumen. Es war um toll zu werden. »Aber halt!« dachte ich, »das ist ein Wink vom Schicksal.« Der nächste Dampfer fuhr in 14 Tagen, da hatte ich Zeit, in

Digitized by Google

Angelegenheiten des Prozesses hier in Pará Vorarbeiten zu machen, die in Rio fast unmöglich gewesen wären und von grossem Nutzen sein konnten. So geschah es! —

Ich wendete mich zunächst an unsere Agenten, liess mir die nötigen Geldmittel geben und kleidete mich von Kopf bis zu Fuss neu ein. Dann ging ich in eine Bar, um den eben gehabten Schreck mit einem Cocktail zu verscheuchen. Das war eine gute Idee, denn ich machte hier die Bekanntschaft von zwei Herren, die mir in meiner Angelegenheit von höchster Wichtigkeit werden sollten. Durch Zufall erfuhr ich ferner, dass sich an Bord des Dampfers »Manáos« ein mir allerdings unbekannter deutscher Herr, Namens Sonntag, nach Pernambuco eingeschifft hatte. Die nächste Station ab Pará, welche der »Manáos« anzulaufen hatte, war Maranhão. Ich telegraphierte also an Herrn Sonntag und bat ihn, sich meiner Sachen anzunehmen. Die Schlüssel zu meinen Koffern, welche ich in der Kabine versteckt hatte, wies ich ihm an und beschrieb genau, wo die Dokumente, Geld etc. zu finden seien. Die Agentur der Dampferlinie überbrachte ihm das Telegramm. Während er dasselbe halblaut vor sich hinlas, wurde er plötzlich von einem andern Herrn unterbrochen, der meinen Namen gehört hatte und sich als ein alter Freund von mir aus Hamburg entpuppte. Dieser Herr übernahm nun sofort die Angelegenheit und besorgte alles auf das beste. Mein Geld wurde mir telegraphisch angewiesen, während die wichtigen Dokumente für unsern Advokaten mit demselben Dampfer die Reise nach Rio fortsetzten. Mein Gepäck wurde in Pernambuco, meinem Wunsche entsprechend, der Agentur der Linie übergeben. Somit war also nichts versäumt worden, und ich konnte in Pará ruhig den nächsten Dampfer abwarten. Ich entwickelte nun eine fieberhafte Tätigkeit, deren Früchte ich dann auch, wie bereits erwähnt, später erntete. Ich nehme an dieser Stelle Veranlassung, mich bei dem Kapitän des Dampfers »Manáos« besonders zu bedanken und ihm die Versicherung auszudrücken, dass er mir keinen grösseren Dienst erweisen konnte, als mich in Pará sitzen gelassen zu haben.

Am 12. Juni endlich ging ich an Bord des »São Salvador« und reiste nach Rio. Die Küstendampfer des »Lloyd Brasileiro«, welcher Gesellschaft der »Manáos« und »São Salvador« angehörten, entsprechen in ihrer Bauart nicht den uns in Europa im allgemeinen bekannten Passagier-Dampfern. Was ich schon früher von brasilianischen Schiffen und deren Besatzungen gesagt habe, trifft auch hier zu. Am unangenehmsten wirkt die in ganz Süd-Amerika verbreitete Angewohnheit des fortgesetzten Speiens, und nirgends macht das einen hässlicheren Eindruck, als auf dem Deck eines Dampfers. Aber dagegen gibt es kein Mittel; es wird auch stets so bleiben. Die Kabinen liegen teils auf dem Oberdeck, teils unten. Natürlich ist der Aufenthalt in den letzteren geradezu unerträglich. Der geräumige

Digitized by Google

Speisesaal ist ebenfalls auf allen Dampfern dieser Linie unten, was bei der Tropenhitze die Speisestunden, die sonst auf Reisen mit zu den angenehmeren gehören, nicht als Erholung erscheinen lässt.

Auf der Reise von Nord nach Süd befinden sich gewöhnlich viel Kranke an Bord, welche aus den inneren Gebieten des Amazonas kommen; die wenigsten erfreuen sich einer gesunden Farbe. An Bord des »São Salvador« wurden während der Reise sechs Passagiere I. Klasse in die See gesenkt. Auf den Aussengängen des Dampfers bietet sich ein anderes Bild. Da sieht man viele Dutzende von grossen und kleinen Käfigen, die mit Papageien und andern Vögeln, Reihern und sonstigem Getier aus den Urwäldern des Amazonas angefüllt sind. Hier plappert, kreischt und pfeift es, dass man sein eigenes Wort kaum verstehen kann.

Sehr unangenehm ist der Mangel an genügender Badegelegenheit. Es befindet sich nur ein Bad an Bord, in welchem sich oft bis 200 Menschen am Tage baden wollen. Das Klima erfordert ein tägliches Bad und macht es unentbehrlich. Dazu kommt, dass man als gesitteter Europäer bezüglich des Baderaumes und der weiteren Bedürfnisse recht peinlich betreffs der Sauberkeit zu sein pflegt, indessen verbieten sich in Brasilien derartige Ansprüche von selbst. Ein jeder muss sich zu helfen suchen, so gut er es versteht. Ich führte unter allen Umständen mein eigenes Bettzeug bei mir, sowie Serviette, Essbesteck, Waschbecken, Handtücher und Badezeug, und benutzte grundsätzlich nichts, was vor mir benutzt worden sein konnte, ebenso wie ich im Badezimmer erst mit einem Licht die genaueste Umschau hielt. Ich empfehle jedem Reisenden, der an der Ost- oder Westküste Süd-Amerikas zu reisen hat, in dieser Beziehung die allerpeinlichste Sorgfalt zu beobachten, wenn er sich nicht die schrecklichsten ansteckenden Krankheiten zuziehen will.

Da die Küste Brasiliens genügend bekannt sein dürfte, so will ich hauptsächlich nur diejenigen Häfen erwähnen, welche im allgemeinen von europäischen Dampfern nicht angelaufen werden. Von Pará fuhr der Dampfer zunächst nach Maranhão, einem simpeln Städtchen, dem ich nichts interessantes abgewinnen konnte. Der »Salvador« ging ziemlich weit in der See vor Anker, so dass man eine halbe Stunde brauchte, um mit flottem Segeln an Land zu kommen. Ich fuhr in einem Boote mit zwei Negern, die mir fast zu tollkühn segelten; es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass man, gerade wenn man grosse Gefahren überstanden hat, bei an sich harmlosen Gelegenheiten zaghaft wird. Man fürchtet dann, bei irgend einem kleinen Unfall sein Leben einbüssen zu müssen.

Eine grosse Freude wurde mir hier zu teil, als ich unter den Passagieren, welche in Maranhão an Bord gekommen waren, den mir bisher unbekannt gebliebenen Herrn Sonntag kennen lernte und ihm persönlich meinen Dank für seine Vermittlung aussprechen konnte.

Digitized by Google

Am 20. Juni lagen wir vor Pernambuco, wo ich mein Gepäck wohlversorgt in Empfang nahm und an Bord brachte. — Pernambuco ist eine alte Stadt, die viele Klöster hat, aber kaum etwas Besonderes bietet.

Am 22. Juni erreichten wir Bahia. Die Einfahrt in den Hafen ist grossartig, der Strand hoch und bewaldet; eine wunderschöne Landschaft liegt vor den Augen des Beschauers. Hoch oben erhebt sich über den Baumkronen der grünen Abhänge die Oberstadt, welche sich parallel zum Strande hinzieht und das meist von Europäern bewohnte Villenviertel der Stadt Bahia bildet. Nirgends in Brasilien findet man so viele Neger als hier, wo sie sich in ihrem afrikanischen Vollblutschwarz rein erhalten haben. Die Bahianas tragen eine eigene, recht kleidsame und originelle Tracht. — Ich blieb während der Nacht an Land und wohnte in der vorzüglichen Pension der Damen Kloppenburg.

Negerin aus Bahia

Am 25. Juni fuhren wir in den Hafen des Städtchens Victoria ein, welches zur Provinz Espirito Santo gehört. Es ist nicht leicht, den Eindruck wieder zu geben, welchen dieser reizend gelegene Ort macht. Man fährt etwa eine halbe Stunde in eine schmale Bucht hinein, abwechselnd an hohen Felswänden und reizenden Tälern vorbei, in deren Hintergrund wieder himmelanstrebende Berge liegen. Der grosse Dampfer erscheint in dem engen Kanal wie ein Riesenkörper, der sich langsam durch die Fluten wälzt. Gleich bei der Einfahrt erhebt sich links eine kolossale Wand, die bald durch einen mächtigen, scheinbar bis in die Wolken ragenden Felskegel abgelöst wird. Von der obersten Spitze schaut ein Kloster herab. Weiss getüncht, mit spitzen Türmchen, ist es auf den Riesenfels gebaut und hat sich unlösbar in dessen Falten festgeklammert. Eine uneinnehmbare Feste haben sich dort oben die Franziskaner-Mönche geschaffen, ein luftiges Schlösschen fürwahr, mit der herrlichsten Aussicht, die Gottes Natur nur dem menschlichen Auge bieten kann. Gen Westen blicken sie herab auf das ewig grünende, zerklüftete Tal und das Städt-

Digitized by Google

chen Victoria-Espirito-Santo, welches sich ziemlich am Ende der sich lang hinziehenden Bucht mit seinen drei weissen Kirchtürmen aufbaut. Gen Osten liegt das endlose, sagenumwobene Meer mit seinen ewig wechselnden Stimmungen. Was für erhebende Gedanken müssen angesichts dieser Pracht den Menschen erfüllen, wie deutlich muss ihm Gott vor Augen stehen, der diese Welt schuf!

Bevor wir nach Victoria kamen, passierten wir eine kleine Inselgruppe, aus etwa einem halben Dutzend Inselchen bestehend, deren nackte Felsen warnend aus dem Meere hervorragen. Auf der grössten derselben steht ein weisser Leuchtturm. Diese Inselgruppe heisst: »Abreolhos«, d. h. Oeffnet die Augen! — Während der ganzen Reise hielt sich der Dampfer angesichts der Küste. Von Victoria ab traten an das bis dahin im allgemeinen sandige Ufer bewaldete Berge heran, und am Nachmittage des 26. Juni erreichten wir den Hafen von Rio de Janeiro.

Negerin aus Bahia

Etwas Schöneres als den Hafen von Rio und den Blick auf die Stadt kann man sich nicht vorstellen. Während der Einfahrt wurde ich überrascht durch den herrlichsten Sonnenuntergang, selten sah ich die Sonne so malerisch sich senken, prahlend, fast kokettierend, möchte ich sagen. Das leuchtende Rot, welches sie über die von Palmen überragte Stadt ergoss, schien die Frage zu stellen: »Bin ich nicht schön?« Im Hafen lagen bunt durcheinander Kauffahrer, brasilianische Kriegschiffe und zahlreiche Segler. Viele kleine Dampfer, sämtlich sauber und schmuck, umkreisten den São Salvador, um angekommene Freunde zu begrüssen. Mir schien die ganze Natur rings umher Glück zu atmen.

Digitized by Google

An der Südseite der Einfahrt erhebt sich der sogenannte Zuckerhut »O pão de Azucar«. Die Stadt liegt unmittelbar am Meere und erstreckt sich bis weit in die Falten der Berge, die ebenfalls zum grossen Teile bewohnt sind und von den wohlhabenden Bewohnern der Stadt bevorzugt werden. Die Unterstadt wird, ihres Klimas wegen, besonders von Europäern als Wohnort gemieden, da in Rio stets gelbes Fieber herrscht, sowie im Jahre 1900 auch die Pest. Die Strassen der inneren Stadt sind so eng, dass einige darunter, sogar die Hauptstrasse, Rua do Ouvidor, für Wagenverkehr ausgeschlossen ist. Es können zwei Wagen hart aneinander vorüber fahren, jedoch nicht wenden. Die Häuser sind zwei- bis dreistöckig. Es ist also sehr natürlich, dass in den Strassen

Rio de Janeiro

bei der tropischen Temperatur eine erstickende Luft herrscht. Wie man in unsern deutschen Städten ein Bierlokal und in England ein Schnapslokal neben dem andern sieht, so sind hier die Kaffeehäuser in grosser Menge vertreten. Ein reger Verkehr herrscht darin vom Morgen bis zum Abend, in einigen hört man sogar schon Früh-Konzerte; die zahllosen Tischchen stehen stets mit Tässchen und Zucker fertig gedeckt, und die Kanne wandert unausgesetzt von einem Tisch zum andern. Man bezahlt nur 100 Reis = 10 Pfg. und erhält eine vorzügliche Tasse Kaffee dafür.

Ich wohnte selbstverständlich ausserhalb der Stadt, da ich ohnehin noch mit meinem Fieber aus dem Acre zu tun hatte, und zwar in einer der schönsten Pensionen von Rio, auf dem Berge Santa Thereza, in der Villa einer Französin, wo man in jeder Beziehung vorzüglich bedient war. Die Villa lag entzückend und gewährte einen wunderbaren Blick auf

15*

Digitized by Google

das Meer, die Stadt und die im Innern mit Urwald bewachsenen Berge. Auf dem Dache befand sich eine geräumige Plattform mit elegantem Gitter, zu welcher eine reich verzierte eiserne Wendeltreppe hinaufführte. Häufig verbrachten wir die Abende dort oben und genossen beim Mondenschein und prachtvollstem tropischen Sternenhimmel die Aussicht auf diese märchenhafte Landschaft.

Die Umgegend von Rio bietet soviel des Schönen, dass man allein ein ganzes Buch damit ausfüllen könnte. Ein besonders schöner Ausflug gilt dem Corcovado, der ca. 1800 Fuss über dem Meere liegt. Man fährt mit der Zahnradbahn etwa $1^1/_2$ Stunden hinauf, über kunstvoll gebaute Brücken, über tiefe, mit Urwald bewachsene Schluchten, die abwechselnd

Rio de Janeiro

Durchsichten auf das weit unten liegende Meer oder die Stadt gestatten.

Auf dem halben Wege nach dem Corcovado hält der Zug am Restaurant »Paneira«, wo man angesichts der herrlichsten Aussicht sich in jeder Richtung für eine Fusspartie stärken kann. Von hier aus führt ein schöner Weg rings um den Abhang des mächtigen Berges nach der Teufelsbrücke, »O ponte do diabo«. Das Bild wechselt auf diesem Wege fortwährend, bald erblickt man die schönsten Felspartien und steil abfallendes Gelände, bald himmelanstrebende Wände, an denen sich der Weg entlang zieht. An der Brücke angekommen, wird das Auge plötzlich von einer ergreifenden Szenerie überrascht. Die aus Balkenwerk bestehende lange Brücke windet sich an einer hohen und kahlen Felswand entlang und ruht auf eisernen Sparren, die in die Felsen getrieben sind. So hängt sie in schwindelnder Höhe an der Wand. Tief unter sich blickt man auf

Digitized by Google

Gipfel des Corcovado

Digitized by Google

den Urwald und über diesen hinweg auf das schäumende blaue Meer hinab. Wer hier oben steht, von dem gleiten bei dem überwältigenden Anblick alle kleinlichen Sorgen des Lebens ab, er fühlt sich der Welt und ihrer Prosa entrückt und ein tiefer, feierlicher Friede erfüllt das Gemüt.

In meinen Mussestunden streifte ich durch diese prachtvollen Berge und atmete in tiefen Zügen die von der Seeseite herwehende frische Brise, oder aber ich durchforschte tief unten die Schluchten, in denen nur ein klarer Bach plätschernd die geheimnisvolle Stille der selten betretenen Wildnis unterbrach. Je unwirtlicher und unzugänglicher die Gegend war, um so lieber suchte ich sie auf. Es gibt so unendlich viel Menschen, die nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollen, und die nicht wissen — wie schön die Welt ist!

Ein anderer herrlicher Ausflug führt nach der Tijuca. Man fährt eine reichliche Stunde mit der Pferdebahn und benutzt dann die elektrische Bahn, welche in fortgesetzten Steigungen zum Ziele führt. Die Tijuca besteht aus zwei Bergen, die von der Endstation der elektrischen Bahn auf den besten Fahr-, besser Parkwegen zu erreichen sind und die wunderbarsten Aussichten auf Stadt und Meer bieten. Da die Tijuca ziemlich weit im Rücken der Stadt liegt, so hat man von hier aus nach dem Innern zu bedeutend mehr Urwald unter sich.

Der Berg, an welchem die elektrische Bahn hinauffährt, ist ausser dieser mit den besten Fahrwegen versehen und teils bewaldet, teils mit schönen Villen bebaut. Die Fahrt wird verschiedentlich durch reizende Aussichten auf Stadt und Meer angenehm unterbrochen und dauert zirka $1^1/_2$ Stunden. Der Endpunkt der elektrischen Bahn liegt am Fusse der eigentlichen Tijuca, hier befindet sich ebenfalls eine Villen-Kolonie und einige Hôtels. Selbst Wagen und Reitpferde sind zu mieten. Ich besuchte in Gesellschaft von zwei Freunden zunächst das feudale Hotel Itamaraty, wo wir in dem dazugehörigen reizenden Park frühstückten. Dann mieteten wir uns einen Wagen, den wir nebst dem Gespann uns selbst aussuchten.

Im flotten Trabe fuhren wir nun die breiten Wege in ständiger Steigung entlang bis fast zur Spitze. Zu beiden Seiten liegt Urwald, nur die schön gebaute Fahrstrasse verrät menschliche Kunst. Wasserfälle, prachtvolle Felspartien, entzückende Aussichten auf die weite See, die wie ein Spielzeug erscheinende Stadt Rio, oder nach der Südseite zu auf Berge, in Täler und Schluchten, fliegen in rascher Folge vorüber. Auffallend war mir, dass diese Naturschönheiten so wenig aufgesucht werden. Man begegnet höchstens Europäern. Selten sieht man, besonders auf dem Corcovado oder der Teufelsbrücke, Brasilianer. Erklärt sich das vielleicht daraus, dass, wer im Reichtum geboren ist, ihn nicht zu schätzen weiss?

Digitized by Google

Ein ebenfalls zu Rio gehörender Stadtteil, der auf der andern Seite des Hafens in den Bergen liegt, heisst Petropolis und dient der vornehmen Welt Brasiliens zum Aufenthalt. Hier wohnt das gesamte diplomatische Korps, natürlich auch die deutsche Gesandtschaft, bei welcher ich zu einer Festlichkeit geladen war. Ich benutzte die Gelegenheit, um mir mit dem Wagen Ort und Umgegend anzusehen.

Um rechtzeitig nach dem Hafen zu gelangen, musste ich schon um 5 Uhr früh aufstehen und mit der elektrischen Bahn nach dem Hafen fahren. Um 6,50 Uhr fuhr ich mit dem Dampfer »Amapatiry« ab und

O Ponte de Santa Thereza

kam nach einstündiger Fahrt auf dem jenseitigen Festlande an. Hier steht der Eisenbahnzug schon bereit und setzt sich wenige Minuten später nach Petropolis in Bewegung. Auf halbem Wege werden zwei Maschinen vor den aus drei Wagen bestehenden Zug gelegt und auf Zahnrad-Schiene geht es nun scharf steigend in die Höhe. Dass hier die reizendsten Landschaften das Auge überraschen, ist natürlich, denn die See wird hin und wieder sichtbar und die prachtvollsten, mit Palmen und andern Bäumen bewachsenen Berge und Schluchten breiten sich unter einem aus. Nach und nach verliert sich dann der Zug ganz in den Bergen. Kurz vor 11 Uhr war ich in Petropolis. Hier sah ich prachtvolle Villen, grossartige Gartenanlagen im tropischen Schmuck und atmete eine erfrischende und gesunde Luft. Leider leidet Petropolis an häufigen Niederschlägen, eine

Digitized by Google

Schattenseite des sonst so angenehmen Aufenthalts. Die deutsche Gesandtschaft liegt in einem grossen Garten, hat aber im Vergleich mit den andern Gesandtschaften ein nur recht einfaches Gebäude. Um so reichlicher entschädigte die grosse Liebenswürdigkeit des Gesandten, Herrn Grafen Arco-Valley.

Die in Petropolis wohnenden Kaufleute machen früh und des Nachmittags die Reise nach Rio herüber und zurück. Man macht sich bei uns in Deutschland keinen Begriff von solchen Entfernungen; es ist ungefähr so als ob man in Hamburg sein Geschäft hätte und in Berlin wohnte. Als

Largo da carioca — Rio de Janeiro

weitere Sehenswürdigkeit gilt der Botanische Garten, von dem ich allerdings ziemlich enttäuscht war; der Zoologische Garten verdiente diesen Namen überhaupt nicht, da er so gut wie leer ist. Sehr interessierte mich der Besuch des Marine-Arsenals, wo ich, als die Rede auf Deutschland kam, einen Enthusiasmus für unsern Kaiser Wilhelm II. wahrnahm, wie er in Berlin nicht grösser sein könnte.

Die einzige Schattenseite der von der Natur so begünstigten Stadt Rio liegt, wie schon erwähnt, im gelben Fieber, welches dort stets herrscht. Es fällt dem Ankömmling sofort auf, dass ihm in allen Strassen fortgesetzt Desinfektions-Wagen begegnen. Wer solide ist und in den Bergen wohnt, hat wohl kaum etwas zu fürchten. Es gibt jedoch Leute, welche besonders

Digitized by Google

dazu neigen. Ich beabsichtigte, meine freien Stunden in der Klinik zu verbringen, wurde indessen der Pest wegen nicht zugelassen.

An einem schönen Nachmittag suchte ich auch einmal den Strand bei Copacabana auf. Die Fahrt mit der elektrischen Bahn vom Largo da carioca aus dauert ungefähr anderthalb Stunden. Der Himmel war über der See klar, die Brandung donnerte und bespülte den breiten sandigen Strand mit weissem Schaum. Im Hintergrunde erhoben sich himmelanstrebende Berge, von romantischen Schluchten zerklüftet, das Oertchen Copacabana zu Füssen. Der fast senkrecht in die Höhe steigende Corcovado schaute mit umwölkter Stirne auf das Meer herab. Es war schattig, also kühl am Strande. Wir nahmen unsere Hüte ab und liessen uns mit Wohlbehagen die Haare vom Wind zerzausen.

Für die Brasilianer ist es charakteristisch, dass dieser herrliche Ort nur wenig besucht wird. Copacabana könnte einer der vornehmsten Vororte Rios sein, ein Palast könnte den andern an Stil und Stolz überragen. Die vornehmste Welt könnte auf diesem idealen Badestrand ihr Rendezvous haben. Aber der Brasilianer hat ebenso wenig Ahnung von Naturgenuss wie der Neger, den er in törichtem Humanitätsdusel zu seinesgleichen zählt. Mit Ausnahme von einigen wenigen sauberen Häuschen, sieht man nur elende schmutzige Baracken. Ein Viadukt, welcher nach Copacabana führt, ist nur im Laufschritt zu passieren, da einem der Atem benommen wird.

Brasilien ist wie kein anderes Land mit Schätzen gesegnet, aber was ist das brasilianische Volk? Vom Pferdebahnkondukteur bis zum Bankdirektor hinauf sieht man, wie der schnöde Selbsterhaltungstrieb um jeden Preis das Wohl der Gesamtheit untergräbt. Oberflächlichkeit und Gleichgiltigkeit führen die Herrschaft. Eben weil alle so sind und jeder von dem andern weiss, wes Geistes Kind er ist, gibt es in Brasilien keine gesunde Initiative. Leichtsinnig bis zum Exzess, ohne Willensbeschränkung und Selbstbeherrschung, lebt das Volk dahin im Taumel der Lust, mit Bewusstsein untreu gegen sich selbst und andere. Ich verhehle mir nicht, dass dieses Urteil manche Gegner finden wird, denn viele verschweigen aus persönlichem Interesse und andern mir nicht fremden Gründen die Wahrheit, aber »allen Menschen recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann«.

Am 6. Oktober verliess ich das schöne Rio und schiffte mich auf dem Dampfer »San Nicolas« der Hamburg-Südamerika-Linie nach Hamburg ein. Der Weg ging über Bahia, Teneriffa, St. Vincent, Cherbourg, Hamburg, wo ich am 1. November ankam.

Zum Schlusse meines Werkes will ich nicht versäumen, dem Deutschtum im Auslande noch einige Zeilen zu widmen. Nicht in überschwenglichen Worten will ich den Sieg der deutschen Industrie feiern, ich will

Digitized by Google

einfach darauf hinweisen, was wir vor dreissig Jahren waren, und was wir heute sind.

Das Nationalgefühl des Deutschen im Auslande ist gestiegen im Vollbewusstsein seiner Kraft und Ueberlegenheit andern Nationen gegenüber. Redlichkeit und Fleiss waren stets begehrt — der Deutsche hat sie geboten. Ueberall, wo der menschliche Fuss hingedrungen ist, überall, wo Kultur und Zivilisation sich eine Stätte bereitet haben, da steht, wenn auch noch oft unter fremdem Namen, der Deutsche an der Spitze. Niemand wird sich wohl der Einsicht verschliessen können, dass sich die Dinge gewendet haben. Wenn es früher nur zu häufig vorkam, dass der Deutsche im Auslande seine Geburt verleugnete, so erfüllt ihn jetzt ein gerechter Stolz, der, wir hoffen es, auf der Basis der Bescheidenheit zu voller und dauernder Grösse heranwachsen wird. Gewiss, wir dürfen und können gewisse Schwächen auch heute noch nicht fortleugnen; das liegt indessen in der Zeit und im Geiste der sich entwickelnden Verhältnisse. Vor allem ist es die deutsche Sprache, an der im Auslande noch immer stark gesündigt wird,' und hier wäre es Aufgabe aller besser denkenden und im Stolze auf ihre Nationalität erzogenen Elemente, mit aller Energie den Kampf aufzunehmen. Diesem Mangel an Selbstgefühl, denn nur ein solcher ist es, muss und kann abgeholfen werden. — Wem wäre es ferner nicht begegnet, dass ein Deutscher von Geburt sich mit dreister Stirn zu einer fremden Nation bekannte. Man strafe diese Subjekte, die zur Schande ihrer deutschen Mitreisenden umherlaufen, mit Verachtung und stosse sie aus der Gesellschaft.

Auf die kolonial-politischen Verhältnisse und das Büreaukratentum in deutschen Kolonien oder andern von Deutschen bewohnten Ländern einzugehen, ist hier nicht der Ort, wenngleich aus dem Munde von Kaufleuten bisher wenig darüber verlautet ist. Nur soviel möchte ich sagen, dass es wohl wünschenswert wäre, wenn den deutschen Kaufleuten, welche schliesslich am meisten dazu beitragen, Deutschland die Achtung anderer Nationen im Auslande zu erwerben und zu erhalten, mehr Gelegenheit geboten würde, vermöge ihrer praktischen Erfahrung und gründlichen Landeskenntnisse in die Zügel der Verwaltung mit einzugreifen. — Was deutscher Fleiss, Ausdauer und Initiative zu leisten vermögen, liegt klar vor aller Augen. Gesellt sich dazu noch Stolz und unbezwingbare Eintracht, so ist die Krone der deutschen Macht im Auslande geschaffen.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

(4 180)

SA 909.04:2
Durch die Urwälder Südamerikas.
Widener Library 006287514
3 2044 080 373 301

Digitized by Google